Wielands Werke

Sechster Teil

Abhandlungen und Dichtungen,
welche sich auf Politik und Kulturgeschichte beziehen

Herausgegeben

von

H. Pröhle

Berlin und Stuttgart

Verlag von W. Spemann

Kürschners Deutsche National-Litteratur Bandausgabe 93

Die Deutsche National-Litteratur

herausgegeben

von Prof. Joseph Kürschner

bietet die Gesamtheit der deutschen Litteraturschätze von den Anfängen deutschen Schrifttums bis zur Neuzeit in einer nach einheitlichen Gesichtspunkten getroffenen Anordnung. Sie ermöglicht es auch weiteren Kreisen, den Entwicklungsgang unserer Litteratur zu erfassen und deren Werke mit Genuß und Verständnis in sich aufzunehmen.

Unter Mitwirkung ausgezeichneter Gelehrter herausgegeben, hat sie begründeten Anspruch auf wissenschaftliche Gründlichkeit, sowohl mit Rücksicht auf die sorgfältig revidierten, ergänzten und vervollständigten Texte, wie bezüglich der Kommentare, Einleitungen u. s. w. Übersichtlich angeordnete Registerbände erhöhen die Nutzbarkeit des ganzen Werkes und bilden ein in seiner Art unübertroffenes litterargeschichtliches Orientierungsmittel.

Mit der inneren Vorzüglichkeit geht die gediegenste äußere Ausstattung und typographische Schönheit Hand in Hand, vereint mit beiden eine ganz ungewöhnliche Billigkeit des Preises. Kürschners „Deutsche National-Litteratur“ erscheint in Bänden von ca. 20—36 Bogen à 16 Seiten, zum Preis von ℳ 2.50 (Fl. 1.50 = Fr. 3.50); monatlich werden 2 Bände ausgegeben. Gleichzeitig mit jedem Band erscheinen ausgezeichnet schöne Halbfranzdecken zum Preis von 70 ₰.

Inhalt dieses Bandes.

Wielands Werke. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von H. Pröhle.
6. Band: Abhandlungen und Dichtungen, welche sich auf Politik und Kulturgeschichte beziehen.

Inhalt der erschienenen Bände.

1. Band: Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“. (Der Werke 1. Bd.)
2. Band: Goethes „Faust“, erster und zweiter Teil. (Der Werke 12. Bd.)
3. Band: Schillers „Räuber“ und „Fiesko“, mit den Theaterbearbeitungen. (Der Werke 3. Bd.)
4. Band: Kortums „Jobsiade“.
5. Band: Lessings „Lieder, Oden, gereimte Fabeln, Sinngedichte, Epigramme, Fragmente, Fabeln und Erzählungen. Jugenddramen“. (Der Werke 1. Band.)
6. Band: Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“. (Der Werke 2. Band.)
7. Band: Wielands „Oberon und verschiedene Erzählungen und Märchen in Versen“. (Der Werke 2. Band.)
8. Band: Stürmer und Dränger. Bd. 3. Enthält: Maler Müller u. Ch. F. D. Schubart.
9. Band: Grimmelshausens „Simplicianische Schriften“.
10. Band: Stürmer und Dränger. Bd. 2. Enthält: Lenz und Wagner.
11. Band: Gegner der zweiten schles. Schule. Band 1. Enthält: Joh. Chr. Günther.
12. Band: Stürmer und Dränger. Band 1. Enthält: Klinger und Leisewitz.
13. Band: Gryphius' Werke. (Der ersten Schlesischen Schule 4. Band.)
14. Band: Lessings Jugendfreunde. Enthält: Weiße, v. Cronegk, v. Brawe und Nicolai.
15. Band: Moscherosch, „Gesichte Philanders von Sittewald“.
16. Band: Goethes „Dramen“. Band 1. (Der Werke 6. Bd.)
17. Band: Lessings Jugenddramen II. Abt. und Dramat. Meisterw. I. Abt. (Der Werke 2. Bd.)
18. Band: Schillers „Dramen“. (Der Werke 4. Bd.)
19. Band: Simon Dach, seine Freunde u. Johann Röling. (Der 1. Schlesischen Schule 5. Bd.)
20. Band: Goethes „Gedichte“. Band 1. (Der Werke 1. Bd.)
21. Band: Ziglers „Asiatische Banise“.
22. u. 23. Band: Hebels Werke. 1. u. 2. Abteilung.
24. u. 25. Band: Lessings Werke. 3. Band. 1. u. 2. Abteilung.
26. Band: Gegner der zweiten schlesischen Schule. Band 2. Enthält: Weise, Brockes, von Canitz, Neukirch, Wernicke.
27. Band: Goethes „Naturwissenschaftliche Schriften“. Bd. 1. (Der Werke 33. Bd.)
28. Band: Albertinus, „Lucifers Königreich vnd Seelengejaidt“.
29. Band: Abraham a S. Clara, „Judas der Ertz-Schelm“.
30. u. 31. Band: Bürgers „Gedichte“. 1. u. 2. Hälfte.
32. Band: Goethes „Gedichte“. Band 2. (Der Werke 2. Bd.)
33. Band: Gottsched und die Schweizer Bodmer und Breitinger.

[Fortsetzung auf der 3. Seite des Umschlags.]

Deutsche

National-Litteratur

Deutsche
National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter Dr. C. Wendeler, Dr. Ch. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

56. Band

Wielands Werke VI

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

Wielands Werke

Sechster Teil

Abhandlungen und Dichtungen,

welche sich auf Politik und Kulturgeschichte, insbesondere auf Friedrich Wilhelm III. und Napoleon I. sowie auf das Mönchswesen beziehen

Herausgegeben

von

H. Pröhle

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

I. Gespräche unter vier Augen,

welche sich auf Napoleon und Friedrich Wilhelm III. beziehen.

Einleitung.

In dem zweiten und dritten Bande dieser Ausgabe von Wieland sind dessen Hauptwerke, Oberon nebst anderen Erzählungen in Versen, und Abderiten enthalten. Im vierten und fünften Bande findet man den Aristipp, das ausführlichste und zugleich kenntnisreichste Gemälde des griechischen Altertums, welches uns von den Dichtern der klassischen Litteraturperiode des 18. und 19. Jahrhunderts hinterlassen ist.

Der vorliegende Band zeigt Wieland als Politiker und Publizisten sowie als Kulturhistoriker. Wie der dritte, vierte und fünfte Band den klassischen Philologen, so gehört dieser sechste den preußisch-deutschen Patrioten.

Als Politiker und Publizist hat Wieland bis jetzt noch gar keine Beachtung gefunden. In der für den ersten Band aufgesparten Biographie Wielands, die manches Neue enthält, auch in der ganzen Auffassung, sowie in seiner hier unmittelbar folgenden Charakteristik als Politiker und Publizist, bietet diese Ausgabe daher ihr Eigenstes dar und dasjenige, worauf ich den meisten Wert legen muß. Diesen Wert wird man dem, was ich gebe, insofern nicht absprechen können, als es gerade der preußische Staat ist, um welchen her ich zum erstenmale Wielands publizistische Thätigkeit

gleichsam konzentriert zeige. Es sind die Hohenzollern, es ist das jetzige deutsche Kaiserhaus, auf welches Wieland schon sein aufmerksames Auge richtete.

Nicht Napoleon, wenigstens nicht Napoleon allein, sondern Friedrich Wilhelm III., weise ich als im Mittelpunkt der Wielandschen Publizistik stehend nach.

Freilich, wie bei seiner Verehrung Napoleons durch Mounier, so wurde er in seiner Rücksichtnahme auf Preußen beeinflußt durch Gleim und Böttiger. Dies alles bedarf jedoch einer gründlichen Beweisführung von meiner Seite.

Was Gleim betrifft, kann ich im ganzen als bekannt voraussetzen. Nicht so was Böttiger betrifft.

Er war am 8. Juni 1760 zu Reichenbach im Voigtland geboren. Unter Wielands Oberleitung übernahm er fast die ganze Redaktion des Merkur, etwa seit Wielands Schweizerreise, von 1796 bis 1810, in welchem Jahr der Merkur einging. Für seine Redaktion erhielt Böttiger 300 Thaler, er redigierte gleichzeitig noch ein oder mehrere andere Journale für Bertuch,*) der jetzt Verlagsbuchhändler geworden war. Schiller und Goethe nennen Böttiger deshalb in den Xenien den Ubique.

Bekannter als durch diese redaktionelle Thätigkeit ist Böttiger durch allerlei weimarische Memorabilien geworden. In diesen Aufzeichnungen entschädigte er sich für die Gebundenheit in seinen Journalen. Freilich mißfällt es, daß er in diesen Memorabilien mit dem Pathos oft auch die Wärme abgelegt hat und eine lieblose Klatschhaftigkeit, besonders gegen Goethe walten läßt. Es klingt nicht fein, wenn er erzählt, wie Lenz, weil er gehört, „der Herr Bruder", Goethe, habe in Weimar sein Glück gemacht, sich auch noch dort eingefunden habe. Indessen sind doch seine Beobachtungen oft treffend. Wie richtig und nebenbei wie unparteiisch ist z. B. folgender Vergleich, den er zwischen Goethe und Wieland anstellt: „Ein Hauptunterschied zwischen Goethe und Wieland ist in ihrer sinnlichen Organisation. Wieland hat äußerst blöde Sinne, besonders Augen. Daher ist alle seine Poesie Feenwerk, Phantasiespiel, Vision und Exaltation des innern Auges, ohne ganz reine, bestimmte Form. Goethe hat sehr scharfe äußere Sinne, hat selbst frühzeitig zeichnen und malen gelernt, doch waren seine Zeichnungen immer nicht bloß fest, sondern auch hart und daher umfaßte er die sinnlichen Gegenstände mit unwiderstehlicher Gewalt und Wahrheit. Daher seine krystallhelle Klarheit im Ausdruck, sein kurz geschlossener, fest und symmetrisch gegliederter Periodenbau." Böttiger erinnert dabei besonders an Goethes Epen und Wielands romantische Epopöen. Das Treffende in seinen Worten tritt aber durch den Vergleich der Goethischen Romane mit den Wielandschen am einfachsten hervor.

*) Siehe über ihn die Biographie Wielands im ersten Bande.

In Weimar erhielt Böttiger einen Ruf nach seinem geliebten Schulpforte. Aber ein „Freund aus der Nachbarschaft" rief ihm zu: Lieber Mönch als Rektor in Schulpforte! Ähnlich äußerte sich später Goethe, als man, schon von preußischer Seite, Göttling für Schulpforte zu gewinnen gesucht hatte. Viel annehmbarer schien Böttiger ein Ruf als Ephorus aller lateinischen Schulen Dänemarks nach Kopenhagen, wobei er nach Art seiner Halberstädter Freunde auch ein Seminar einrichten sollte. 1804 ging Böttiger als Hofrat und Studiendirektor der Pagen nach Dresden. 1814 wurde er Studiendirektor der dortigen Ritterakademie sowie Oberinspektor des Antikenmuseums. Er starb dort am 17. Nov. 1835. Seine politische Gesinnung war etwas fester als die Wielands. Sogar an den antinapoleonischen Karikaturen hatte er einigen Anteil. Die Übersiedelung nach Berlin hatte er, als seine Berufung dahin zum zweitenmal in Frage kam, zum lebhaften Bedauern Friedrich Wilhelms und der Königin Luise 1804 auf Karl Augusts Rat oder Wunsch ausgeschlagen und Dresden Berlin vorgezogen.

Wieland, der Prinzenerzieher, hielt sich stets für einen Politiker. Er hat sich auch ehrlich bemüht, über die eudämonistischen Tendenzen seiner Romane hinauszukommen, nur ist es ihm nicht ganz gelungen. Als er 1791 eine neue Auflage seiner Könige von Scheschian machen sollte, bemerkte er mit Vergnügen, daß er darin im voraus die Ideen der französischen Revolution entwickelt habe. Wallensteins Lager von Schiller aber verstand er nicht. Es kam ihm unsittlich vor. Es war ihm zu deutsch, wie ihm auch unser Graf Görtz zu deutsch gewesen war*) — immer natürlich ohne daß Wieland dies wußte, denn nach seinem eudämonistisch-chinesisch-französischen Romanstile war Wieland sogar ein sehr guter deutscher Patriot, ein Teutscher nicht mit dem weichen, sondern mit dem harten t.

Als aber Friedrich Wilhelm III. mit der unvergeßlichen Königin Luise in Preußen den Thron bestieg, schienen sich selbst die alten eudämonistischen Träumereien insofern verwirklichen zu wollen, als die Königsfamilie nun das arkadische Schäferleben in den Palast verlegte. Der Merkur von 1797 schloß mit einer Notiz über den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. Es wurde berechnet, was die *** seinen Vater gekostet habe. Sie erinnerte an jene griechischen Damen, welche Wieland leider in seinen philosophischen Romanen so nachsichtig gepriesen hatte. Aber welche lachenden Bilder vom Familienglücke in Luisens Nähe entwarf später ein anderer Korrespondent im August 1799! Es wurde erzählt, wie der König kurz vorher auf einer Reise von den Angehörigen der Universität Halle durch einen ebenso glänzenden als albernen Empfang gequält worden sei. Schon in Dieskau habe man ihn schwer geärgert. Ein hallischer Student mit dem Kasquet auf dem Kopfe habe sich ihm als französischer Chasseur gekleidet in den Weg gestellt. Das

*) Vergl. die Biographie im ersten Bande.

Fest, welches man ihm im botanischen Garten zu Halle gegeben und wobei sein Minister von Schulenburg des Gedränges wegen nichts zu essen bekommen habe, sei ihm auch sehr zuwider gewesen. Desto vergnügter sei er nachher in dem prächtigen Giebichenstein an der Saale gewesen. Dort habe er sich im Amtsgarten zu den Füßen der Königin ins Gras gelegt und die saure Milch verzehrt, die sie ihm habe zubereiten müssen.

Von jeher hat Gleim die Gesinnung seines Freundes Wieland für Preußen zu gewinnen gesucht. Außerdem hatte nun eben Böttiger vielen Einfluß auf ihn. Dieser hatte kurze Zeit in Preußen gelebt, und dies scheint doch einen Eindruck bei ihm hinterlassen zu haben. Man muß sich über seine würdige Haltung als Redakteur um so mehr wundern, da ihm einst bei einer Anstellung in Berlin Bellermann wegen seines größeren sittlichen Ernstes vorgezogen wurde. Indessen übte der Buchhändler Gesner, der Schwiegersohn Wielands und Sohn Salomon Gesners, durch seine französische Gesinnung im entscheidenden Momente einen ganz unberechtigten Druck auf den Merkur. Aber auch schon Mounier, durch welchen Wieland vortrefflich über Frankreich unterrichtet war, sorgte vielleicht dafür, daß dessen politische Gedanken mehr und mehr die imperialistische Richtung nahmen, von der sich schon in seinen eudämonistischen Romanen eine Spur findet.

Wie oft man auch auf Wielands Beziehungen zu Napoleon hingewiesen hat*), so wurde doch noch nie von anderer Seite her darauf aufmerksam gemacht, daß die Gespräche unter vier Augen sich, ohne ihn zu nennen, noch mehr mit Friedrich Wilhelm III., als mit Napoleon beschäftigen. Ganz besonders aber ist es neu, daß nach dem unten folgenden Briefe Böttigers an Gleim aus Weimar vom 9. Februar 1798 Friedrich Wilhelm III. den Merkur aus den Händen der Königin Luise zu empfangen pflegte und daß Wieland, wie man wohl ohne Scheu hinzufügen darf, gerade in dieser Voraussetzung die Gespräche für den Merkur vom Mai**) und Oktober***) 1798 schrieb. Jedenfalls waren sie beide für seine Augen bestimmt, wenn auch vielleicht nur das zweite, für den Oktober, eine Hindeutung auf seine Person enthält. Doch es wird für unsern Zweck nötig sein, auf alle diese Gespräche unter vier Augen etwas näher einzugehen, und zwar um so mehr, als Wieland nach dem oben bezeichneten Briefe Böttigers vom 9. Februar 1798 sogar alle früheren Gespräche unter vier Augen schon für Friedrich Wilhelm III. geschrieben hatte.

*) Man sehe besonders Loebells Vorlesungen über Wieland (1858) S. 319—323. Auch in meiner Schrift Lessing Wieland Heinse S. 111, 112, 258—262, wo ich die Gespräche unter vier Augen bespreche, die ich im 31. Bändchen von Wielands Werken (Grubers Ausgabe) gelesen hatte, wird die Beziehung eines Gespräches auf Friedrich Wilhelm III. noch nicht erwähnt. In den Werken hat Wieland allerdings einige neue Gespräche hinzugefügt, aber die beiden, die sich auf Napoleon und Friedrich Wilhelm III. beziehen, unverändert gelassen.

**) Der neue teutsche Merkur 1798. 2. Band 5. Stück Mai S. 1—48 Gespräche unter vier Augen, viertes Gespräch über Demokratie und Monarchie.

***) Der neue teutsche Merkur 1798. 3. Band 10. Stück Oktober S. 101—116.

Wielands Anteil am neuen teutschen Merkur beschränkt sich darauf, daß er die Tendenz desselben teils durch seinen Verkehr mit Böttiger, teils gewissermaßen durch politisch-litterarische Leitartikel feststellte. Dabei wurde er aber, so weit man sehen kann, wie Böttiger selbst, von zwei Seiten beeinflußt: nämlich von der französischen Seite her durch den verständigen Emigranten Mounier, und von der preußischen Seite her durch Gleim, was dann zunächst die Folge hatte, daß der Merkur von allen den Ausschreitungen frei blieb, zu denen sich ein Wieland leicht hätte verleiten lassen können, von welchem Goethe mit Recht sagt: „Wo die französischen Schriftsteller zerstörend sind, ist Wieland neckend."

Das erste Gespräch unter vier Augen findet sich im N. T. M. vom Februar 1798. Geron (Wieland) unterhält sich darin mit Sinibald über die Vorurteile. Im März 1798 folgt das Gespräch „über den neufränkischen Staatseid: Haß dem Königtume". Daran schließt sich dann im April 1798*) das dritte. Wilibald und Heribert unterhalten sich über die Frage „Was ist zu thun?" Dies ist die berühmte Unterredung, in welcher Bonaparte zum Diktator vorgeschlagen wird. Es muß freilich bemerkt werden, daß der Vorschlag von einem Deutschen gemacht wird und der Franzose, also Mounier etwa, ihn anfänglich mit Erstaunen hört. Dies spricht dafür, daß der Gedanke in Wielands eigenem Kopfe entstanden ist. Jedoch hat man sich sowohl mit Rücksicht auf dies Gespräch, worin Napoleon zum Diktator vorgeschlagen wird, als mit Bezug auf andere Gespräche (nur nicht mit Rücksicht auf das sechste, in dem sich Wieland mit Friedrich Wilhelm III. unterhält) das Verhältnis der Unterredenden folgendermaßen zu denken. Mounier ist als einer der angesehensten unter allen damaligen französischen Emigranten nach Weimar gekommen, hat als Günstling des dortigen Hofes eine Erziehungsanstalt für vornehme junge Leute eröffnet und geht später nach Frankreich zurück, wo er abermals eine bedeutende Stellung erhält. Sein lebhafter Verkehr mit Wieland ist durch Böttiger und Matthiä bezeugt. In den Gesprächen, in denen sich ein Franzose mit einem Deutschen unterhält, ist daher jedenfalls an Mounier (Heribert) und Wieland zu denken. Jedoch ist der Zweck der Gespräche keineswegs, Mouniers Charakter oder den eines wenn auch noch so hoch stehenden Emigranten zur Anschauung zu bringen. Dem Franzosen fällt vielmehr nach Wielands Disposition die Aufgabe zu, Frankreich zu vertreten und über die Franzosen sowie über ihre Absichten Auskunft zu geben, während der Autor es sich vorbehält, in der Person des Deutschen das Gespräch zu leiten und der Unterredung die großartigen Wendungen zu geben. Schon aus diesem Grunde fällt dem Deutschen der wichtige Vorschlag in Bezug auf Napoleon zu, den Wieland aber wohl nur machen konnte, weil er durch Mounier über die Verhältnisse in Frankreich sehr gut unterrichtet war.

*) 4. Stück, S. 355—383. Loebell hat sich mehrmals verschrieben und dieses Gespräch, sowie die andern in das Jahr 1799 verlegt. Doch schreibt er auch mehrmals richtig 1798.

Im Mai 1798 folgt das vierte Gespräch über Demokratie und Monarchie. Ottobert spricht die Ansicht aus, daß nur ein Staat, worin die persönliche Freiheit des Bürgers, die Sicherheit seiner Person und seines Eigentums mit der unverletzlichen und unbestrittenen Autorität der Regierung durch ein unzertrennliches Band verknüpft, durch reiche Grundsätze hinlänglich bestimmt und durch eine wohlberechnete Verteilung der höchsten Gewalt garantiert sind, auf innere und äußere Ruhe, allgemeinen Wohlstand, Ansehen und lange Dauer rechnen kann. Der Ruhm, aus eigener Bewegung der Stifter „einer solchen Staatsverfassung" zu sein, scheine irgend einem weisen und großmütigen König in dem nächstkommenden Jahrhunderte aufbehalten zu sein. Die Staatsverfassung Englands, welches im Sinken begriffen sei, könne dabei immer noch einen künftigen Lykurg als Muster dienen. Gismund wünscht darauf, daß „ein großer Fürst" bald alle Trajane und Mark Aurele weit hinter sich lassen möge, damit die Bewohner seines Staates im Schatten eines ewig stehenden Thrones als freie und glückliche Menschen leben könnten.

Ebenso wie nicht behauptet werden kann, daß, abgesehen von jener merkwürdigen Nachricht in Böttigers Briefe, bei diesem Gespräche von Wieland schon an Friedrich Wilhelm III. gedacht sei, muß es unentschieden bleiben, ob es erlaubt ist, bei dem wohlgemeinten, aber zu allgemein gehaltenen fünften Gespräche, Walthers und Diethelms Prophezeiung einer großen sittlichen Revolution, an eine politische Wiedergeburt, wie sie in Deutschland nach 1806 erfolgt ist, zu denken oder nicht.

Dann aber folgt am 7. Oktober 1798, nur als Fragment bezeichnet, das Gespräch, welches ich unbedingt auf Friedrich Wilhelm III. beziehe. Wieland-Geron, der Adlige, eine Figur aus Wielands Dichtungen, in welcher er die reinsten sittlichen Ideen ausgesprochen hatte, deren er überhaupt fähig war, unterhält sich mit einem inkognito auftretenden Fürsten. Hier möchte Wieland wieder den Mentor*), den Prinzenerzieher spielen, der dem Alcid al bivio, dem Herkules am Scheidewege, seine Ratschläge erteilt. Der Telemach ist diesmal aber, wie aus der Charakteristik seiner Persönlichkeit unumstößlich erhellt, kein Geringerer als der junge König von Preußen. Dieser „Fremde" schreibt sich selbst bei Wieland keine bedeutenden Fähigkeiten zu. Er weiß, daß bei Mark Aurel mittelmäßige Anlagen auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht worden seien; er klagt aber, daß Fürstensöhne selten vortrefflich erzogen würden. Es gäbe jedoch mehr als einen Ausweg, z. B. die Krone niederzulegen und wie ein altrömisches Knabenspiel gefordert habe, den besten Mann im Reiche zum Könige zu machen**) oder „sich vom Direktorio zu Paris einen Obergeneral und einen Commissaire du gouvernement auszubitten, mit

*) Vergl. die Biographie im ersten Bande.
**) Mit Rücksicht darauf sagt wohl Claudius:

Der König sei der beßre Mann,
Sonst sei der Beßre König.

deren Hilfe die Monarchie in ein Filial der französischen Republik umgeschaffen werden könnte". Nach diesem Scherze, den Wieland nicht ganz taktvoll dem „Fremden" in den Mund legt, läßt er durch Geron die versöhnende Behauptung aufstellen, daß ein Fürst, dem die Idee einer Vollkommenheit vorschwebe, welche er sich nicht zu erreichen getraue, bereits mehr sei als er zu sein glaube. Ernster und fester Wille würde ihn antreiben, sich keine Mühe dauern zu lassen, um die fehlenden Kenntnisse zu erlangen. Die mit seinem Bestreben verbundene, anhaltende und immer zweckmäßige Übung seiner Geisteskräfte werde diese unvermerkt so sehr entwickeln, stärken und schärfen, daß sie völlig zureichen würden, dem ganzen Umfange des „königlichen Amtes" Genüge zu thun. In allen Geschäften und Künsten des praktischen Lebens mache Übung mit Kenntnis den Meister und beide ständen in der Gewalt jedes nicht ganz unfähigen Menschen. Sehr tröstlich! bemerkt darauf der „Fremde". Geron aber fügt, offenbar mit Bezug auf die schlichte Art und Weise Friedrich Wilhelms III., hinzu, daß ein gesetzter und besonnener Mann sich niemals einem leidenschaftlichen und brausenden anvertrauen könne. Das will der „Fremde" nicht gelten lassen. Er klagt, was vielleicht selbst manchem klar geworden sein dürfte, der bloß die Schilderungen aus dieser Zeit in den Romanen von Wilibald Alexis gelesen hat, daß man nur zu häufig genötigt sei, bei der Wahl eines „Subjektes" zu einem wichtigen Posten große Untugenden wegen irgend einer Eigenschaft, die der Mann in hohem Grade besitze, zu übersehen. Geron schließt dann sehr charakteristisch noch ganz im Geiste der fridericianischen Zeit mit dem Rate, viel in Büchern zu lesen, und empfiehlt dem „Fremden", sich eine gute Übersetzung von Mark Aurels „Zwölf Büchern an und über sich selbst" anfertigen zu lassen.

Nicht so eindringlich mit Rücksicht auf die Charaktere, aber auch nicht so doktrinär, dagegen warm und fast immer brav waren Gleims Beiträge für den Merkur in diesen Jahren. Im Nov. 1797 hatte er Klopstocks Ode „Der Wein und das Wasser" veröffentlicht, weil er „wenigstens vor der Hand" nichts Eigenes, das des Annehmens wert wäre, zu geben hatte. Auf dem Manuskript dieser Ode in Böttigers Nachlasse ist bemerkt „Gemacht den 26. Dez. 96". Gleim war tief ergriffen durch diese Ode, worin Klopstock erzählt, wie einst in der Jugendzeit auf einen Wink von Gleim ein Schenkwirt zu Halberstadt alle Rosenbüsche seines Gartens plünderte, um den Saal „zu Röte" zu machen, in welchem Klopstock und Gleim mit Fannys Bruder saßen. Bekränzt das Haupt mir, so erzählt Klopstock den Heimweg aus der Schenke:

Bekränzt das Haupt mir, Blüten des Rebenhains!
Ich trug die Kerze! Aber, ach! schnell erlosch
Die kleine Sonne! Welk', o Reben-
Blüte nur weg; denn ich blies das Licht aus.

Wenigstens die Fackel der Jugendfreundschaft zwischen Klopstock und Gleim schien in der That durch ihre verschiedenen Ansichten über Frankreich dem Erlöschen nahe. Der in Hamburg lebende Klopstock sah im Bilde der französischen Revolution die deutsche Nationalität, Gleim erblickte im unmittelbaren Anschlusse an seine Vorstellungen aus der friderıcianischen Zeit nur in Preußen die Garantie für Deutschlands Glück und Macht, deshalb hatte er Wieland sogleich im Anfange eine bedeutende Anregung gegeben mit dem Zurufe an Friedrich Wilhelm III.: „Werde uns ein teutscher König!" Später war es beinahe komisch, daß er sich von Napoleon nicht einmal imponieren lassen wollte. Als dieser sogar am 30. Jan. 1799 schon tot gesagt wurde, schrieb Gleim ganz gelassen für den Merkur:

Im Kriege Heldenruhm erwerben
Ist leicht! Man braucht ja nur zu sterben.

Im Merkur von 1799 stehen dann Seumes markige „Charakterzüge von Suwarow". Das war in der That einmal etwas anderes, als das ewige Gerede von Napoleon. Das schmeckte wahrhaftig schon nach der Berezina. Kalte Bäder, sagt Seume, sind Suwarows Hauptmedizin. Gewöhnlich läßt er das Wasser mit Eimern auf sich gießen. Er ist sehr religiös, berichtete Seume, oder er scheint es wenigstens, setzt er charakteristisch genug für den Ausgang des 18. Jahrhunderts noch hinzu. Gleim steuerte zu derselben Lieferung des Merkurs eine Ode über den lieben Gott bei. Er wußte auch noch nicht viel mehr über ihn zu sagen als „Orpheus singt und Klopstock ihn in einer Ode."

Das 19. Jahrhundert begrüßte der Merkur durch ein schönes, nur etwas verspätetes Gedicht von H . . . . . (Herder?), welches das neue Säkulum in einer Vision als voll von Herden und Hirten zeigte, aber einem etwaigen großen militärischen Genie es nicht übel nehmen zu wollen schien, wenn es einige kleine Verwüstungen in diesem Arkadien anrichten würde. In der That war der Merkur für das neue Jahrhundert schon etwas früher eröffnet durch Friederike Bruns allegorisch-politisches Gedicht „Das Alpenröslein", worin es heißt:

Sag, wo kömmst du Röslein her,
Die auf Felsen glühest?
Sag, wie kömmst ans wilde Meer?
Hast du keine Heimat mehr,
Wo mit Freuden blühest?
Röslein, süßes Röslein rot,
Röslein von den Bergen!

Für die Schweizer interessierte man sich nirgends so sehr als in Gleims Hüttchen.

Wieland (oder „Weiland", wie ihn St. James Chronicle nannte) mußte sich im Merkur vom April 1800 auf 33 Seiten in Bezug auf

„Weilands" prediction respecting Bonaparte verteidigen, weil in dem ministeriellen St. James Chronicle behauptet war, „Weiland müsse tief in illuminatische Pläne eingeweiht gewesen sein, um die oben erwähnte Prophezeiung von Stapel laufen lassen zu können!"*)

Schon Loebell deutet mit Recht an, wie sehr das Blatt des englischen Ministeriums in dieser Behauptung fehl greife, könne man daraus ersehen, daß Goethe am 2. Mai 1798, also nachdem Wieland Napoleon als Diktator vorgeschlagen hatte, an Schiller schreibe, es sei Wieland „durch ein heimlich demokratisches Gericht" verboten worden, die Fortsetzung seiner „Gespräche unter vier Augen" im Merkur drucken zu lassen. Aber nur um so mehr bin ich der Ansicht, daß auch Wieland, als er jenen Vorschlag machte, wenigstens im allgemeinen durch sehr intime Verbindungen mit Frankreich informiert war. Ich denke dabei jedoch, wie schon gesagt, nur an Mounier, welcher, „als Napoleons Gestirn zu strahlen anfing", nach Frankreich zurückeilte und dort sogleich wieder bedeutenden Einfluß gewann.

Es läßt sich nicht leugnen, daß auch in Wielands Gesprächen, wie in seinen andern Werken, mehr der Verstand als die strengsittlichen Gesichtspunkte vorherrscht. Rein verstandesmäßig ist es, wenn er in diesen für Friedrich Wilhelm III. bestimmten Gesprächen sich in die Abtretung des linken Rheinufers fügt und nur vor einem neuen Kriege mit Frankreich warnt, der ja, wie er richtig lange voraussah, in der That noch 1806 für Preußen übel ablief.

Jedenfalls erging es Wieland vom Jahre 1806 bis zu seinem Sterbejahre 1813 recht gut. Nach der Schlacht bei Jena traf zuerst eine Sauve-Garde und dann der Marschall Ney selbst bei ihm ein. Auf dem Fürstenkongresse zu Erfurt im Jahre 1808 aber zeichnete ihn Napoleon aus, der allerdings, wie es scheint, erst auf dem Kongresse selbst von „Weilands" prediction respecting Bonaparte hatte in Kenntnis gesetzt werden müssen.

Daß Wielands „Gespräch" zwischen Geron und dem Fremden wirklich von der Königin Luise gelesen oder gar von ihr dem Könige übergeben worden ist, kann ich leider nicht beweisen.

Es kann keiner Frage unterliegen, daß Wieland in den Gesprächen unter vier Augen eine größere politische Einsicht an den Tag gelegt hat, als man sie in den Schriften der drei Dichter Klopstock, Goethe und Schiller findet, welche ihm allerdings auch an geschichtlichen und Sprachkenntnissen nachstanden. Unter diesen Umständen wagte er, vielleicht geleitet von Mounier und jedenfalls angeregt durch Gleim, unterstützt durch eine lebhafte Phantasie, für die Entwickelung Frankreichs und Deutschlands ein

*) Loebell hält es ohne jeden Anhalt für möglich, daß der Artikel von einem Feinde Wielands aus Deutschland eingesandt sei. Indessen hatte Wieland, wie wir gesehen haben, gerade die Engländer in einem andern Gespräche gereizt. Auch herrschte wohl gerade in England am wenigsten Klarheit über das Treiben der geheimen Gesellschaften, das in der That gefährlich war und auch nach Deutschland hineinreichte.

Ziel aufzustellen, wie Napoleon I. es in nicht unbedenklicher Art und Weise während seiner kurzen Laufbahn allerdings erreichte und wie für Deutschland die Nachkommen Friedrich Wilhelms III. mit Glück und Überlegenheit es dauernd verfolgen.

Für diejenigen, welche meine Ansicht, daß unter dem „Fremden“ in dem letzten Gespräche unter vier Augen Friedrich Wilhelm III. zu verstehen und daß schon in dem Gespräche über Demokratie und Monarchie an Preußen gedacht sei, einer näheren Prüfung unterwerfen wollen, mögen hier vor Mitteilung der vier von uns aufgenommenen Gespräche noch folgende Auszüge Platz finden.

Zunächst mögen wörtliche Auszüge aus der Korrespondenz zwischen Gleim und Böttiger folgen:

Böttiger an Gleim.

Weimar, den 9. Februar 1798.

Unter allem Erfreulichen kann mir doch nicht leicht etwas Erfreulicheres kommen, als ein so treulicher stärkender Händedruck von unserm ehrwürdigen Vater Gleim, wie mir gestern zu Teil wurde. Dank Ihnen für dieß köstliche Zeichen Ihres Andenkens! Es rief mir zugleich sehr lebhaft die holden, sonnigen Tage in Deßau*) zurück, und man bedarf eines solchen Fantasiesonnenscheines unter diesem ewig verschleierten, ewig thränenden Winterhimmel. Und was der Nachgenuß nicht thut, vollendet der Vorgenuß. Denn ich hielt es nie mit der Aristippischen Lehre, die im Vergnügen kein futurum und praeteritum kannte. Schon bei der edeln Herderin hatte ich eine fliegende Silbe davon aufgefangen, daß Sie künftigen Sommer etwas sehr gutes für uns gedächten. Jetzt bestätigt es Ihr Brief. Da möchte ich den Tagen und Monden, die doch für mich Mannigfachbelasteten eben keine bleiernen Solen haben, junge Adlerfittige wünschen. Welch ein Jubel, unsern geliebten Vater Gleim hier unter uns zu sehen, modo perreptantem cum Wielando arbusta Osmantina**), modo in viridariis Vimariensibus flosculis quos Terra illi submittet, amoenissimos ingenii flosculos adspergentem. Sie sehn, mein Freund, es ist weit mit meiner Freude gekommen. Ich fange gar an, wie die Apostel am Pfingstfeste, mit fremden Zungen zu lallen. O geben Sie dieser holden Vision auf künftige Tage Körper und Wahrheit!

Da wollen wir auch uns satt über den König sprechen, der in zwei Monaten an Weißheit und Thaten alt, und ein Hirte der Völker geworden ist, wie seit Homer nur wenige diesen Ehrentitel verdienten. Ihr Epigram: werde uns ein teutscher König! wollte Wieland mit dem

*) Auch Gleims Brief vom 4. Februar 1798, auf den dieser die Antwort ist, hatte das Beisammensein in Deßau gerühmt. Zugleich hatte er die Absicht kundgegeben, im Sommer nach Lauchstedt zu gehen und von dort aus Exkursionen bis zu Wielands „Tibur“ (Osmannstedt) zu machen.

**) 1797—1803 besaß Wieland das Gut Osmannstedt bei Weimar.

schönsten Landgute belohnt wißen. Der Merkur kommt durch die Königin in die Hände des Königs. Wollen Sie einmal ein schönes und wahres Wort, wie es nur der Doyen Gleim vom teutschen Parnaß herab sagen kann, über den König zum Einrücken mir mitteilen? Wieland schreibt deswegen, um diesem Könige etwas sagen zu können, Gespräche unter vier Augen, wovon Sie das erste im Februarstück finden werden.

Wohl uns, daß wir in dieser Hefe der Zeiten noch einen solchen König erlebten!

Den liebenswürdigsten aller Nichten, die je den Pfad eines Oncles mit Rosen bestreuten, meine Hochachtung, meinen kußlichen Gruß!!! Mit allem, was ich mein denken und nennen kann, Ihr treuer Sie innigst verehrender Böttiger.

Karoline Tischbein hat mir ihr Porträt zum Sprechen crayonnirt. Das hängt jetzt neben Elisens Bilde vor mir über meinem Schreibtische, und lächelt mir Freude und Ruhe ins Herz, wenn mir zuweilen im bunten, krausen Gewirr meiner Siebensachen die Ader an den Schläfen schwillt. Es ist meine Lorenzodose*).

Gleim „an Consistorialrath Böttiger in Weimar".

Halberstadt, den 18. Febr. 1798.

Ein schönes und wahres Wort über unsern von uns allen angebeteten lieben Landesvater zum Einrücken in den Merkur? In demselben Augenblick, in dem Sie, großer, ungeheurer Kenner alter und neuer wahren und schönen Worte, solch' ein Wort von einem bald achtzigjährigen Wort kramenden Menschenkinde verlangen, in demselben erhalte ich von dem angebeteten lieben theuren Landesvater in einem Cabinett Schreiben den Wunsch:

Daß ich mein Alter in Ruhe und Zufriedenheit zubringen möge, mit der traurigen Nachricht leider, daß der Liebenswürdigste der Könige, wegen zu schonender Augen, nicht schreiben und nicht unterschreiben dürfe — — —.

Aus dem Briefe von Gleim an Ober-Consistorialrath Böttiger zu Weimar.

Halberstadt, den 11. Merz 1798.

Herder ist krank, das ist traurig, wer ihn krank gemacht hat, hats bey Gott und mir zu verantworten! Wir haben nur einen Herder! Zweye wäre zu viel.

Die Gespräche unter Vier Augen hat Deutschlands Genius, den ich auf Habsburgs Trümmern traurig vor einigen Tagen sitzen sah, unserm

*) Über die Lorenzodosen, welche mit Bezug auf Yorik in Deutschland eingeführt waren, s. J. G. Jacobis Biographie im achten Teile seiner Werke (1822) S. 40—46.

Wieland eingegeben! Das ist doch wieder ein braves Deutsches Wort! Augenblicklich möcht ich zehntausendmal vom Fuße bis zum Kopfe, der dies brave Kind zur Welt gebracht hat, ihn herzen und küßen den vortrefflichen Deutschen Mann! Ach! und die Schweizer, die sind itzt eben auch meine Männer*)! itzt eben les ich in einem Briefe, Sie wären die alten Schweizer noch, ihre Soldaten wären nicht zu halten, alle stünden die Baseler ausgenommen für einen Mann; ein Officier hätte gesagt im Beinhauß Murten wäre noch Raum; der Tag an dem er in die Franzosen einzuhauen Befehl erhalten würde, sollte seines Lebens schönster Tag ihm sein. Eine Mutter habe zu ihrem in den Krieg gehenden Sohne gesagt: Tödten laß Dich, gefangen nehmen laß Dich nicht! Es lebe die Schweitz! Es sterbe die Republik, und wenn Barthelmi**) oder Puchegru***), meine Helden, Diktator nicht sein kann, so seis meinetwegen Bounaparte, nur komm er nicht nach Rastadt und sag er nicht, das rechte Rheinufer sollte das linke entschädigen, das heißt Hohn sprechen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Klopstock ist, er ist kein Deutscher mehr! Wär er ein Deutscher noch, so wär Bourdon†) zu Hamburg kein Travailleur. Die Hamburger hätten keine drey Klubs, und schmißen Vier Million Thaler uns mit ihnen umzubringen nicht dem Teufel in den Rachen! Die hamburgische Obrigkeit ist schon vernichtet, Ihren Befehl hat ein Kaufmanns Diener abgerißen, und gesagt, er hätte ihn für einen Komedien Zettel gehalten. Ist's nicht entsetzlich, daß die Pest noch immer um sich greift, und das Sie in Republiken ihr genistetes Glück macht?

Für die vielen Exemplare von den Worten der Zeit††) danke ich zwar sehr, an Einem aber wär es genug gewesen, diese Worte sind ja die armseligsten und über dem mit Druckfehlern verstellt†††); scheun statt streun giebt keinen Verstand. Ich warte mit Ungeduld auf die Gespräche. Wielands Schwiegersohn*†) sollte Sie sauber besonders abdrucken, und auch ins Fr. übersetzen laßen! Die Haußnichten schlafen noch. Ich bin

*) Gleim gab in dem Monate, aus welchem dieser Brief herrührt, auch schweizerische Kriegslieder heraus. Den Rest der Auflage erhielt nach seinem Tode seiner Verfügung gemäß der oben erwähnte Buchhändler Gesner zum Geschenk.

**) François de Barthelemy war am 20. Okt. 1747 geb. Am 4. Sept. 1797 ward er verhaftet und nach Guiana geschickt, von wo er nach England entkam. Er starb als Marquis 3. April 1830.

***) Pichegru war am 16. Febr. 1761 geb. Er machte sich zum Mittelpunkte der Pläne für die Bourbons, hatte Barthelemys Schicksal, geriet dann in eine zweite Gefangenschaft als Anhänger der Bourbons und wurde am 6. April 1804 im Gefängnisse erdrosselt gefunden.

†) Léonard Bourdon de la Crosnière, geb. 1758, war von Lagendre als Mörder bezeichnet, wurde aber doch noch vom Direktorium nach Hamburg geschickt, um die dortigen französischen Emigranten zu überwachen und auszutreiben. Er starb in Frankreich als Lehrer um 1804.

††) Von Gleim.

†††) Sogar Böttigers Sohn in den über den Vater herausgegebenen Schriften macht sich über diesen als Korrektor lustig.

*†) Der mehrfach genannte Gesner.

nichts lieber als der alte Gleim, der seines Böttiger Gelehrsamkeit trotz seines Horaz bewundert!

Die Weltkunde*) laß ich noch nicht. Das hiesige Postamt hat sie uns noch nicht verschaffen können, ohngeachtet sie seit Weihnachten schon bestellt ist. Ursach soll seyn, daß die Erste Auflage nicht stark genug gewesen. In Deutschland wimmelts von Verrathern.

Gleim an den Ober-Consistorialrath Böttiger zu Weimar.

Halberstadt, den 11. May 1798 Morgens 5 Uhr.

Wären unsere Gelehrten Männer Deutsche Männer, wie Böttiger und Wieland, so holte die Franzosen der Teufel, und quälte für Ihre Teufeleyen Sie [sie] tüchtig! Beweiß ist leicht und eben deßwegen überflüßig. Als die General Staaten unsern Klopstock zum Freiheitsschwärmer machten, da schon sahn die guten Seher alle die Teufel, die itzt die guten ehrlichen Schweitzer in den Klauen haben, aus der Hölle fliegen! Ein braver preußischer Kriegsmann kam gestern nicht zu den schönen Apfelblüthen in meinem Garten, kam recht eigentlich zu mir mich zu bitten, daß ich als ein Veteran unsere Gelehrten Männer, in Absicht auf die fr. Teufeleyen doch umstimmen möchte. Der brave Mann hielt dieses so leicht, so leicht! Wir haben ein paar solche verstimmte Deutsche Männer in unsrer Provinz; mit allem meinem Alter und aller meiner Kraftsprache konnt ich von Ihrer [ihrer] Meinung nicht abbringen, beyde sind Theologen, und der Stadt, in der sie wohnen, sehr schädlich, sie predigen ihre Meinung wie die Apostel unseres Heilandes die ihrige, man hat sie gewarnt, desto schlimmer trieben sie's, nun endlich sagt man, hätt' unser vortreffliche Landesvater sie auf die beßre Meinung zurückgeführt!

Wie schwach! Der Vorzug der Monarchie vor der Demokratie liegt in dem Einen, nicht in Diesem und Jenem!

Sie, vortreflicher Mann, sind zum großen Glück ein Deutscher Mann, und können zu jener Umstimmung in d. Merkur sehr viel beytragen. Der Anfang ist vortreflich gemacht; fahren Sie so doch fort, und sollte zu andern gelehrten Sachen im d. Merkur der kleinste Raum nicht übrig bleiben, so fahren Sie doch so fort, dis zu erwerbende Verdienst ist viel zu groß, als, daß noch anders in Betrachtung kommen könnte. Hätt' ich die Zeit und die Jugend, so stritt ich um dieses Verdienst mit Ihnen vortreflicher Mann, trotz ihrer unüberwindlichen Gelehrsamkeit nähm ich's mit ihnen auf! In der gegenseitigen Meinung, in dieser, daß nur allein in der Monarchie gesetzliche Freiheit stattfinden könne, liegen so überzeugende Gründe, daß der Sieg über die andern Meinungen der leichteste seyn muß pp. Laßen Sie uns, liebster Freund, den Feinden des Vaterlandes im Vaterlande, soviel uns möglich entgegen Arbeiten! Es wäre ja Schande, wenn wir den La Porten und den Ochsen unser Vaterland auch Preis gäben! Die höchste Zeit aber ist nun schon! Ein durch-

*) Die Allg. Ztg.

reisender franz. Weinhändler sagte neulich als ich behauptete, daß in unserm Lande zu rasen nicht möglich sey, den Franzosen, wenn sie rasen wollten, seys nicht unmöglich, auch in unserm Lande der vollkommensten Bürgerlichen Freiheit einen großen Anhang sich zu verschaffen, der Dümmsten wären im aufgeklärtesten Lande die Meisten p. und in allen Landen gäbe es kluge Bosheit.

Nichts mehr, ich habe die Zeit nicht. Wegen beigehender Worte der Zeit nur dieses noch, daß ich wünsche, sie gäben Sie nicht als Fortsetzung der Kleinigkeiten unter diesem Titul in den Merkur, sondern als Kleinigkeiten eines andern; ich fürchte, wie der seel. Bode*), die Dolche, die Gifte der unsichtbaren Obern nicht, mag aber auch zu Streit mit den Poßelten**) und Hubern nicht den kleinsten Anlaß geben, ich bin zum Streitkolben nicht mehr zu gebrauchen, ich bin zu alt.

Was sagt unser Johannes Müller zu den Greueln aller Greuel in der Schweitz? Gereuts ihm, den Brief, in dem er seine Liebe zu den Franzosen ausschreyt, geschrieben zu haben? Sie wissen alles! Hierauf ein paar Worte! Jener Brief schien mir von keinem patriotischen Tacitus, schien nur von Einem Mirabonen geschrieben zu seyn. Genug! ich muß eine Stunde noch schlafen. Unseren Wieland beklag ich wegen Verlust einer lieben Tochter von Herzen, ich weiß, wie sehr er Vater ist!

Leben Sie, liebster Freund! recht wohl, und reisen sie wieder in diesem Jahr, so reisen sie auch wieder zu Ihrem alten Gleim.

P. S. Den 20. May. So lange mußte dieses Schreiben, wegen vieler Geschäftsarbeiten zurückgelegt werden. Diese Worte bleiben zurück, weils an einen guten Abschreiber fehlt. Nächstens kommen sie nach. Vorerst nur Etwas von dem Vielen, das die veraltete Muse bisher mir eingegeben hat. Facit indignatio versum.***)

Böttiger an Gleim.

Weimar, den 25. May 1798.

Ein Zuruf von Gleim ist mir alles wert. Es ist das *αιεν αριστευειν* der alten Heroen. Und einen solchen haben Sie mir in Ihrem letzten Briefe zugerufen. Der Merkur soll, so viel an mir ist, nicht aufhören eine teutsche Monatsschrift zu seyn. Auch will ich gern einigen Spott und Hohn über mich ergehen lassen, die sich, wie die alten Gla-

*) J. J. C. Bode gehörte zu den Führern einer Partei der Freimaurer, welche sich tief in Politik eingelassen hatte. Infolge dessen erzählte er lange vor dem Tode der Königin von Frankreich in einer Gesellschaft bei Gleim, daß dieselbe hingerichtet werden würde. Als nun die Anwesenden über solche Rede erschraken, hielt Bode sein Bedauern darüber nicht zurück, daß es ohne Gefahr für sein Leben nicht mehr in seiner Macht stehe, sich von einem Treiben zurückzuziehen, dem er eine so gefährliche Mitwissenschaft verdanke. Man sehe die Biographie des Generalsuperintendenten Nachtigal von Hoche S. 48. 49.

**) Ernst Ludwig Posselt, geb. 22. Jan. 1783 zu Durlach in Baden, gest. 11. Juni 1804 zu Heidelberg, war Historiker und Publizist. L. F. Huber, der Freund Schillers und Vater von V. A. Huber, wurde 1764 in Paris geboren, übernahm 1798 an Posselts Stelle die Red. der Allg. Ztg. und starb am 24. Dez. 1804.

***) Juvenal, sat. I, 79.

diatoren, auf uri, verberari, necari dem fränkischen Machthaber und ihrem Menschenbeglückenden Evangelium zugesagt haben.

Vater Wieland, den jedes Andenken von Ihnen glücklich macht, und der gern wissen möchte, ob sein Osmantinum noch in diesem Sommer ein Hüttchen für Vater Gleim werden könne, ist endlich bewogen worden, noch eins von seinen Gesprächen unter 4 Augen abdrucken zu lassen, da er durch mancherley Insinuationen bald wankend gemacht und dahin gebracht worden wäre, sie auf immer abzubrechen. Denn glauben Sie wohl, daß seit der Merkur entschieden Partei gegen den Frankendespotismus genommen hat, viele Exemplare abbestellt worden sind, und freilich dürfen nicht noch viele abbestellt werden, wenn nicht beym äuserst wohlfeilen Preiß desselben offenbarer Verlust entstehn soll. So mächtig ist die Partey der französischgesinnten in unserm Vaterlande.

Ihre schönen Worte der Zeit werden ohnfehlbar das nächste Merkurstückchen, und ich werde dabei Ihre Winke und Wünsche befolgen. Sie tragen den Stempel ihres alle Menschheit umfassenden, großherzigen Patriotismus zu deutlich auf der Stirn, als daß man nicht ihren Urheber, mag sein Name genannt seyn, oder nicht, auf dem ersten Blick sogleich erkennen sollte.

Sie fragen, was Johannes Müller zu seiner jammervoll organisirten Schweiz sagt, und scheinen wegen des bekannten Brieffragments in Poßelt einen gerechten Zorn auf ihn [zu] zürnen. Wohlan, ich will mich auf 14 Tage von zweien sehr lieben Briefen trennen, die ich neulich von ihm erhalten, und sie Ihnen do manu in manum, wie die Alten sagten, heilig anvertrauen. Daraus werden Sie den redlichen Mann mild beurteilen lernen und zur Versöhnung mit ihm geneigt werden.

Aber ich thue nichts umsonst. Ich fordere für diese Mittheilung ein billiges Aequivalent. Es ist die Mittheilung der zwei letzten Briefe Klopstocks an Sie, sie seyn so alt, oder so jung, als sie wollen. Den letzten Brief, den Sie an Ihrem auch mir, so wie allen in der Gemeinde Ihrer Auserwählten, feierlichen Jahrestag bei dem Empfang der Göschenschen Prachtausgabe der Oden an Klopstock schrieben, hat mir Klopstock in exultatione cordis abschriftlich mitgetheilt und sein kraftvoller Laconismus machte ihm das Abschreiben nicht sauer. Durch Klopstock weiß ich auch, daß Sie früher ein Exemplar der Oden in den Händen hatten, als Klopstock selbst. Dafür weiß aber auch Klopstock durch mich, wie edel Sie an den wackren Corrector Seume zu handeln vor hatten. Dieser Zug, der tausendste Ihres geheimen Wirkens, hat mich bis zu Thränen gerührt. Wie gern möcht ich auch dafür Ihre Hand erfaßen.

Wollen nun sehen, was Klopstocks Oden auf die Nation wirken. Für die göthisirende Kunstjüngerschule werden sie freilich ein Stein des Anstoßes, und den ästhetischen Juden in Berlin — denn diese regieren jetzt die Hälfte unserer Geschmäckler — eine Thorheit seyn. Aber

noch schläft nicht alle teutsche Kraft. Noch sprühen Funken, wo nur Stahl anschlägt.

In Ihrer köstlichen Bibliothek ist so mancher Schatz zu finden, den man anderswo vergeblich suchte. Ich darf daher wohl fragen, ob Sie nicht Playhouse companions oder andere Schriften über den Zustand der englischen Schaubühne um und kurz vor Garrik haben. Alles, was dahin einschlägt, interessirt mich jetzt sehr zu einen gewissen Zweck, den ich vielleicht in Verbindung mit dem Roscius Iffland, der uns hier wieder 14 Tage lang entzückt, nächstens ausführe.

Unser edler Herder scheint mir jetzt gesünder, als sein NB. vortrefliches Wieder Ich, seine Gattin, die fast immer kränkelt.

Empfehlen Sie mich der vortreflichen Nichte, empfehlen Sie mich Ihnen selbst. Mit kindlicher Ehrfurcht und treuer Verpflichtung

Ihr ganz eigener Böttiger.

NB. Zur Erklärung dieses Ausdrucks dient, daß Fichte, der berüchtigte Erfinder des Ich und Nicht ich von einer Dame sehr in die Enge getrieben wurde, die ihn vorwarf, daß sein Egoismus alle Ehefrauen betrübe, die nun in die Kategorie des Nicht ich verfielen, und daß er sich endlich dadurch rettete, daß er diese das Wieder ich der Männer nennt. Nun kömts aber bloß darauf [an], ob man Wider oder Wieder schreibt. Bei der vortreflichen Herderin heißt es wahrlich wieder ich.

Böttiger an Gleim.

Weimar, den 20. Juny 1798.

Ich dachte eben, was Vater Gleimen ein fröhliches Viertelstündchen machen könnte. Da fiel mir das letzte Gespräch unsers edlen Wielands ins Auge, und ich packe es sogleich zusammen, und sende es Ihnen.

Man ist durch Teutsche (o pudor et nefas!) auf die antifranzösische Tendenz des Merkur in den transrhenanischen Ländern aufmerksam gemacht worden, und einige enragirte Demokraten knirschen. Geßner, Wielands Schwiegersohn, ist in den Klauen dieser Lämmergeier, und das unglückliche Zürich jetzt eben an der Tagesordnung. Darum muß Wieland einige Schonung brauchen. Sonst wären Ihre kraftvollen Zeitworte schon abgedruckt. —

Darf ich Sie wohl um die gütige Zurücksendung der Müllerschen Briefe ersuchen. Ich hatte unserer reg. Herzogin davon gesprochen, und sie wünschte sie zu sehen. Und Sie wissen selbst, daß die besten Fürstenkinder doch etwas ungeduldig sind.

Haben Sie Merkels neues klassisches Werk: Die Vorzeit Lieflands gelesen? Eben ist er mit Falk und dem braven nun in Leipzig wohnhaften Hartknoch nach Gotha gefahren. Wenn man Hartknochen die Gewaltthaten Pauls und die Mishandlungen erzählen hört, die er in Petersburg erfuhr, dann versteht man erst mit einem Blick auf die Land=

karte Europas das horazische Wörtlein: hac urget lupus, hac canis aiunt.*) Es fragt sich nun, ob man die Wölfe nach Süden und die Hunde nach Norden zu setzen habe, oder umgekehrt? Wie ist Ihre Dislocation? —

Empfehlen Sie mich den edlen Nichten und allem, was sich Gleims Hüttchen mit Biederherzen nahet!

Mit Verehrung und Liebe

Ihr treuer Böttiger.

Gleim an Böttiger.**)

Halberstadt, den 27. Juny 1798.

Klopstock mit seiner Einen Ode (Les Etats géneraux), Müller mit seinem einen Briefe, stifteten unabsehliches Uebel, gaben unsern Landesverräthern die bösesten Exempel, unzählige mahle hört ich junge Laffen sich auf sie berufen. Daß wir keine Deutsche mehr sind, daran sind unsere Fürsten nicht so wohl, als unsere Gelehrten Schuld, unsere Publicisten besonders, und die, wie sie, nur Tadeln können! Wir haben kein Vaterland schreits an allen Ekken und Enden, endlich müssen ja die meisten, daß wir keines haben, wohl glauben! Davon aber ließe sich ein Buch schreiben, und ich habe schon eins zu schreiben: Abbitten:

Nehmen Sie, lieber Theurer, Ihrem alten Freunde ja doch sein Säumniß nicht übel, er hatte der angenehmsten Abhaltungen viele bisher, er reyste, war beim Mann auf dem Berge.***) Vier herrliche Tage, Leopold Stolberg aus Eutin, ein Ulysses und ein Plato, denn er reiste so viel wie beide, war Plato zu Petersburg nur eben so vergebens wie der alte Plato beym Dionisius, dessen Cassandra nicht hätte weissagen sollen, so nicht, machte den alten Mann zum jungen, wir waren alle sehr glücklich! Nun ist er nach Carlsbad abgegangen, ich möchte ihm nachreisen, gewiß aber gieng ich über Weimar und bliebe da hängen und — — — schämte da noch seiner Säumniß sich, deren übele Folgen er fürchtet! fürchtet? Nein, doch die Freude die Sie vortreflicher Mann mit unsers Wielands Säbelhieben mir machen wollten, nimmt mir die Furcht. Sie sind ein lieber herzvoller Freund und Wieland ist ein göttlicher Mann, fünfmahl umarmt' ich ihn für die fünf Gespräche, setzt ihm fünf Ehrensäulen, wär ich der Deutsche Kayser; Gott bewahre nur den Herzog von Weimar! Machten die Fürsten aus ihren Landesgelehrten mehr, wetteiferten sie, so hätten Sie [sic] die Furcht vor den Teufeln, die Ihnen [sic] zu Leibe wollten nicht nöthig!

Laßen Sie, deutscher Mann, die fünf Gespräche doch besonders abdrucken und unter die leseleute bringen, ich gebe, was sie verlangen zu

*) Sat. II, 2, 64. Böttiger hat für aiunt ein auch bei ihm kaum lesbares Wort nach einer falschen Lesart.

**) Nach dem Bändchen in der k. ö. Bibliothek zu Dresden, betitelt: „Briefe an C. A. Böttiger, Gleim.“

***) Graf Stolberg-Wernigerode.

den Kosten nur den Titul wünsche ich abgeändert: unter vier Augen, klingt mir zu furchtsam. Den Feinden der Menschheit muß man auf die Eselshaut gehn nicht ihnen zu schaden, sondern ihren Anhang zu schwächen. Könnten wirs dahin bringen, daß ein allgemeines Geschrey sich gegen die Greuelmenschen erhübe, so schlägen wir sie alle zurück in die unterste Hölle. Müllers zwey Briefe müssen, wenn sie ganz mich zufrieden stellen sollen, in der Weltkunde*) zu lesen seyn, Mutatis mutandis versteht sich! Die Sünde des Einen Briefes tilgen die Zweye noch nicht!

Merkels: Vorzeit Lieflands las ich noch nicht, ich dacht ihn glücklich in Koppenhagen, nun scheints, er sei nicht glücklich!

Paul will Paul nicht bleiben! als er zu Berlin war, hielten die besten Menschen, die ihn kennen lernten, Ihn für ein ziemlich gutes Fürstenkind, hat sich doch Alles umgewälzt, also auch Er!

Hotze, der Schweitzer, geht in fremde Dienste, das ist nicht Schweitzerisch! Wie Wieland schreibt sollt er mit dem Schwerdt drein schlagen! Die alten Wölfe mögens wohl gern sehen, daß ihre jungen, in der Schw. aufgerieben werden. Von der Brut, die auf dem mittell. Meere jetzt schwimmt, erwarten sie wohl auch keine guten Nachrichten! Wärs nicht unmenschlich, so bät ich den Vater Neptun, mit seinem Dreyzack drein zu schlagen!

Meine Dislokation ist keine! Die Wölfe sowohl als die Hunde sollen ausgerottet werden, jeder rechtliche Mann soll das Seinige dazu beytragen!**)

Werden die athenien lettres auf die ich mich herzlich freue wie die Briefe zur Beförderung der Humanität mit deutschen Lettern nicht gedruckt, so kann ich sie nicht lesen. Die üblichen kleinen lateinischen behagen meinen alten Augen nicht; jüngere klagen aber doch auch, daß diese kleineren Ihnen [sic] schadeten.

Von meinen heiligen Herders hör und seh' ich nichts. —

Von Bertuch erhielt ich einen Brief aus Dessau! Möchten wir auch dieses Jahr drey Tage dort beysammen seyn.

Die Nichten bitten noch jeden Morgen- und Abendseegen den alten Oheim um die Wiederholung der vorjährigen Lustreise, und empfelen sich dem lieben treuen Stekken und Stabe seines Alters. Gott sey mit Ihm, und mit uns Allen. Amen!

Gleim.

Eben erhalt ich das zweite Stück der Vasen Gemälde! und freue mich auf den Commentar des allwissenden Auslegers! Bleiben Sie, lieber Allgelehrter doch ja gesund!

*) Gleim meint die Allg. Ztg.
**) Vergl. den vorhergehenden Brief B's.

Gleim an Böttiger.

Halberstadt, den 23. September 1798.*)

Bei Ihnen, mein verehrter Freund, bin ich in so großer Briefschuld, daß ich sie nicht abtragen kann, so gern ich sie abtragen möchte! Deshalb bitt ich, sie niederzuschlagen, und es darauf ankommen zu lassen, ob ich neue Schulden machen werde. Mehr als zu gern werd ich sie machen. Haben Sie nur die Güte, mit ihren Briefen den Alten der sie so gern liest, in seiner Hütte zu erfreuen, öfter, als er diese Freude zu erwiedern die Zeit und die Laune haben möchte! Der letzte [Brief] begleitete meines Wielands fünftes Gespräch unter vier Augen zu mir! Solcher aus allen Gegenden Deutschlands solcher Darstellungen meine ich die Menge, so behielten wir jetzt noch das linke Rheinufer! Wahrlich die heutigen Gelehrten brachten uns, und bringen uns noch, um alle die Ehre, die unsere Vorfahren von Friedrich den Einen bis zu Herrmann, und von Klopstock bis zu Walther von der Vogelweide uns erworben. Mehr oder weniger waren sie alle Beförderer unserer Ohnmacht, Leibes und Geistes, der Beweiß ist federleicht, fordert aber ein Buch! So zum Exempel gereichte die Aufnahme des Gedichts, in welchem ein Deutscher den großen Bonaparte nur einmal sehen zu können für sein größtes Glück erklärte, zur Beförderung jener Ohnmachten! Unsere Kriegsmänner halten diesen Mann für einen schlechten Kriegesheld [?!] und in unsern nicht militärischen Augen, was ist er anders als ein Attila? Wo hat er nicht geraubt, wo raubt er jetzo nicht? Man sollte doch wohl merken, daß es einer der Zehntausend Listen der Umwälzer ist, daß Sie den Einen ihrer Feldherrn zum Caesar, den andern zum Alexander ausposaunen. Kupferstecher, Maler, Dichter, bey Tausenden müssen helfen. Hinterher kommt dann der Held, und alle Helden laufen! Diese List zu merken braucht man der beste Merkur eben nicht zu seyn, und doch wird sie nicht überall bemerkt.

Die armen Schweitzer gehen nun alle schon das Joch auf der Schulter! Hätten Sie, der Sie alles haben, lieber Vortreflicher! neue Nachrichten von unsern Johannes Müller, so würden Sie mit deren Mittheilung mich Ihnen verpflichten! Hätten die braven Eidgenossen, die den Auflegern des Jochs ihre Schultern noch nicht hinhielten nur einige Hülfe, so glaub ich, jagten sie die bösen Geister, die die guten schalten und walten laßen in ihren Orkus zurück!

Lavaters Brief ist schädlicher als nützlich. Man kann ihm Schuld geben, er habe bey den Umwälzern sich in Gnade versetzen wollen. Unrecht hat er, so den Brief geschrieben zu haben, Unrecht aber, weil ich glauben kann, es fehle ihm an Einsicht, mag ich ihm nicht thun.

*) Das Original fehlt unter Böttigers Briefen in Dresden.

Dieser Sommer ist hingegangen, und ich habe die zehnmal vorgebrachte Reise nach Weimar nicht zu Stande gebracht, also habe ich sie noch zu Gute!

Wo war mein lieber dessauischer allgütiger Begleiter in diesem Sommer? Ach! er hat so viel zu lesen, soll ich meine Leyenlieder auch noch ihm zu lesen geben? Es sey darum; mög' er lieber sie singen als lesen!

Gleim.

Böttiger an Gleim.

Weimar d. 1. Febr. (März?)*) 1799.

Ihre Handschrift, mein ehrwürdiger, väterlicher Freund, war mir schon Jubel. Schon oft hatte ich die Feder eingetaucht, um Sie über verschiedenes zu befragen. Aber

Immer kehrte zum Zaun der elfenbeinern Zähne
Schaamhaft die Rede zurück. —

Es wäre zuviel, ohne dringende Veranlassung Ihren Augen diese Lesestrapaze zuzumuthen. Denn ich male sehr schlechte Buchstaben.

Jetzt zur Sache, worüber Sie Auskunft zu wissen begehren. Eben habe ich**) eine Nachricht über des wackern Mouniers Institut im Merkur abdrucken lassen, wovon ich hier ein Blatt beilege. Was ich in der kurzen Einleitung von dem natürlichen Ton, der in seinem Institute herrsche, gesagt habe, ist nach meinem Dafürhalten kein gemeiner Lobspruch. Die kraftvollen jungen Britten (jetzt 10 an der Zahl) lieben und ehren ihn, wie ein Vater, und es herrscht ein wahres Familienverhältniß unter allen. Da ich oft da bin, und in ihrem Zirkel speise: so habe ich die beste Gelegenheit, dieß schöne gegenseitige Verhältniß zu beachten. Die Ursache dieser treuen Anhänglichkeit der Zöglinge an Mounier liegt in des letztern geraden, biederherzigen und höchst uneigennützigen Charakter, und in der Ueberzeugung, daß sie viel von ihm lernen können. Wirklich giebt er ihnen täglich selbst 2 bis 3 Lehrstunden, die bei seiner Erfahrung und Gelehrsamkeit — er war vor der Revolution einer der gelehrtesten und geschichtskundigsten Männer in der Dauphiné — alle Kathederweißheit weit überwiegen. Alle Abende um 6 Uhr versammeln sich sämmliche Lehrer — lauter treffliche Leute von Charakter und Wissen — im großen Saal um den Theetisch herum, wo geplaudert, Zeitungen gelesen, gescherzt, gelacht wird. Da präsidirt Vater Mounier und rings um glänzen fröhliche Gesichter. Es ist ein wackerer Geistlicher aus

*) Der Brief Gleims in Böttigers Nachlasse, worin er sich „mit der nächsten reitenden Post" eine Nachricht über das Mouniersche Institut (für die preußische Regierung?) ausbittet, ist vom 27. Febr. 1799 datiert.

**) Der Artikel „Herrn Mouniers Institut in Belvedere" in dem Januarheft des Merkur von 1799 S. 95—96 ist anonym. Über Mounier vergl. H. Pröhle, Lessing Wieland Heinse S. 111. 112.

Edinburg mit zwei reichen Schotten dabei, der vielen Einfluß auf seine Landsleute hat. Der Doktor Matthiä*) ist ein trefflicher Philolog, der viele Jahr in Holland mit Ruhnkenius**) und Wyttenbach***) lebte, und englisch, französisch und deutsch gleich fertig spricht, ein braver Zögling der Heynischen Schule. Kommt ein Deutscher ins Institut, so muß er englisch und französisch spielend lernen. Außer den Engländern ist noch ein junger Graf Potocki†) da, ein äußerst liebenswürdiger Jüngling. Alle haben Zutritt am Hofe, und unser vielsprechender Erbprinz ist wöchentlich mehrmals unter ihnen. Kurz, für einen, der die in Betracht des zu Leistenden nur mittelmäßigen Kosten aufwenden kann, und gerade nicht streng fakultätenmäßig auf Universitäten zugestutzt werden soll, ist dies Institut eine vielleicht nirgends weiter so anzutreffende Vorbereitung zum künftigen Eintritt in die Welt, zu Reisen u. s. w.

So bald Sie mir die Erlaubniß geben, über etwas anders, als dieß Institut, Ihnen zu schreiben, lesen Sie auch wohl einen längeren Brief von mir. Jetzt muß ich mir Stillschweigen auflegen.

Hymen wird die Fackel in Vater Gleims Hüttchen schwingen.††) Glück auf! oder ist es schon geschehen, Jo Hvmenaee! Hochachtungsvollen Gruß den besten Nichten des besten Oncles.

Unwandelbar treu Ihr Böttiger.

Gleim an den Consistorialrath Böttiger.

Halberstadt, den 14. Merz 1799.

Meinen verbindlichsten Dank für die Gewährung meiner letzten Bitten, bin ich, vortreflicher Mann! Ihnen schuldig geblieben, weil ich ihn abzustatten, die Muße nicht hatte! Nehmen Sie nun später, aber nicht kälter gütigst Ihn an!

Die ertheilte Nachricht hab' ich unbegleitet mit meiner Meinung an Ort und Stelle befördert.

Der Franzose Mounier mag wie Sie versichern, ein braver Mann, und sein Institut vortreflich seyn. Er aber ist ein Franzose, sein Institut ist ein französisches, also kann, nach nur Meiner Meinung, für unsre Deutsche Vornehme Jugend, sein Institut nicht unschädlich seyn; diese Meinung mit Gründen zu unterstützen, führte mich zu weit! Unsre Deutschen müssen für Deutschland nicht für Frankreich erzogen werden. Unser Deutsche National Caracter ist des Schädlichen des französischen National Caracters zu empfänglich, Wir sind zu bieder, zu gutherzig

*) Auszüge aus seiner beinahe ganz unbekannt gebliebenen Biographie findet man in Lessing Wieland Heinse S. 257. 258.

**) Geb. 2. Jan. 1723 zu Stolpe in Hinterpommern, gest. zu Leyden 14. Mai 1797. Vergl. über ihn Merkur von 1799 Februar S. 184—186.

***) Dan. Wyttenbach, geb. als Sohn eines Predigers zu Bern 7. Aug. 1746, lebte als Professor zu Amsterdam und zu Leyden und starb zu Oesgeest 17. Jan. 1820.

†) Name einer aus der Gegend von Krakau stammenden polnischen Familie.

††) Es heiratete wohl ein Neffe Gleims.

lassen uns leicht für Ausländisches einnehmen. So z. B. ließ der Mann, der im Deutschen Mercur den Straßenräuber Bonaparte zu sehen wünschte, von falschen ausländischem Glanze sich einnehmen; Wir biedre Deutsche sollten so leicht uns nicht verblenden laßen.

Wenn ein gemeiner Straßenräuber in ein unbeschütztes Dorf einfällt, und raubt und mordet, ist er was anders als ein Straßenräuber?

Seit jener Aufnahme des angeführten Wunsches, in den D. Mercur, dacht ich, Sie, vortrefflicher Mann, wären auch ein für die französischen Gewalt-Männer gut gesinnter deutscher Mann geworden.

Gottlob! ich habe mich geirrt! Wieland gegen Posselt*) hat mir den Irrthum genommen! Herzlich patriotisch, hab' ich unsern Wieland für dieses Wort geredet zu seiner Zeit, im stillen Hüttchen gedanckt; Sagen Sie's doch gelegentlich dem von falschen Glanze nicht verblendeten lieben vortreflichen Mann! Ich schrieb ihm so gern darüber ein Dankschreiben, leider aber laßen meine nun bald achtzigjährigen Augen mehr als das Nothwendige zu schreiben, mir nicht zu.

Fahren Sie, deutscher Mann wie sie angefangen haben fort, die deutsche Meinung gegen die Französischen zu stimmen, so machen Sie ums deutsche Vaterland sich höchst verdient, und ich alter Deutscher bin desto mehr Ihr Verehrer**)

Gleim.

Böttiger an Gleim.

Weimar [Sommer 1802].

Mein ehrwürdiger, innig geliebter Freund! Ich drücke Ihre biedre Vaterhand im Geiste und freue mich Ihrer ewigen Jugend. Die Sonne in Ihnen ging nie unter. Sie leuchtet, wie ich aus den Beilagen Ihres Briefes sehe, ununterbrochen mit den lieblichsten Strahlen wahrer Humanität.

Diese zarten Kraftworte gegen die Hyder Cölibat sollte das Septemberstück des Merkurs zieren. Ich laß sie gestern im erwähnten Zirkel der verwittw. Herzogin in Tiefurt vor, wo der Vater Wieland jetzt vor beständig lebt, früh die Helena des Euripides übersetzt, und den übrigen Tag von der huldreichen Fürstin, als wenn sie seine Schwester, gepflegt und gewartet wird. Da war eine Stimme der Freude und des Beifalls. Alles grüßt Sie von dort herzlich, vor allen dreimal Wieland.

*) Der Merkur vom Januar 1799 war eröffnet S. 1—27 durch eine Philippika gegen die Allg. Ztg. von v. R. in C—n, einem „schätzbaren jungen Geschäftsmanne", wie Wieland sagte, der sich ihm ausführlich anschloß und dann „noch ein Urtheil über die Allg. Ztg. aus dem Schreiben eines sehr hochachtungswürdigen Staatsmannes" folgen ließ. Vergl. dann „Die Allg. Ztg." im Novemberheft von 1800 S. 233—240. Als Huber, Heynes Schwiegersohn, die Allg. Ztg. redigierte, wurde Böttiger Mitarbeiter derselben und soll später jährlich 400 Thaler von ihr bezogen haben.

**) Der nächste nur in Böttigers Nachlasse befindliche Brief Gleims vom 30. Juni 1799 bittet um das Bild der alten Frau von La Roche, die sich jetzt bei Wieland befinde. Darauf folgt ein Brief Gleims vom 8. Febr. 1800. Ein unter Gleims Briefen an B. befindlicher Brief an Wieland vom 15. Juni 1800 spielt auf die Mitteilung an, die Gleim dem Herzog von Braunschweig über Wielands politische Ansichten zu dessen Rechtfertigung machen mußte.

Denken Sie doch oft, wenn die treue Muse Sie besucht, des alten treuen Götterbothen. Er fliegt noch einmal so gern und munter aus, wenn er auch etwas von dem Ehrwürdigen in Halberstadt auf seinen Flügeln hat.

Was macht das liebe unvergeßliche Hüttchen, mein edler Freund?

Sie fragen nach Herdern? Alle Nachrichten aus Achen lauten erfreulich. Er fand an den jüngeren Jacobi, der Präfect ist, den gefälligsten Freund. Als der consul à vie mit Trommeln und Pfeifen vom Altar des Municipalhauses publicirt wurde, herrschte ein stummes, todtenähnliches Stillschweigen unter den Tausenden. Man rief ex Officio vive la republique. Niemand wollte der todten, faulenden ein Vivat nachrufen. Herders wohnten selbst im Hofe des warmen Sprudels und empfinden die dießmalige Sommerhitze durch Schwefeldünste verstärkt nur um so heilsamer. Nun sind sie auf der Reise nach Stachried in Bayern, und kommen von da erst Ende September zurück.

Seume war vorige Woche 2 Tage hier*) von Sicilischer Sonne gebräunt, voll Ingrimms gegen Napoleons Täuschungs-Künste. Sein erster Brief in Leipzig sollte an Sie sein. Denn er ist Ihnen mit kindlicher Ehrfurcht zugethan. Dringen Sie darauf, daß er Ihnen seine Klage der Ceres und sein Lied über Pästum beide an Ort und Stelle gedichtet mittheilt. Er laß sie bei der Herzogin mit großem Beifall vor.

Haben Sie Nachricht von Klopstocks Befinden? Jüngst ließ er mir sagen: die alte Eiche schäle sich. Ich möchte diesem Räthsel nicht gern die schlimmste Deutung geben. Jüngst laß ich mit ungemeinem Vergnügen Ihre und Klopstocks Briefe an Denis,**) wie Sie der von Todten erstandene Retzer***) der Welt mitgetheilt hat.

Leben Sie, mein ehrwürdiger Freund, umringt von den Geistern Ihrer frohen Erinnerungen, umschirmt von den frommen Wünschen aller guten dankbaren Enkel, deren Generation Sie jetzt mit der bessern Vorwelt verknüpfen, so glücklich, als sie es verdienen, und schenken auch mir Ihr ehrendes Andenken oft, o ich bitte, recht oft.

Mit Treue und Liebe Ihr ganz eigener Böttiger.

Der ehrwürdigen, zu neuer Lebensfreude erstandenen Nichte meine Verehrung — Gestern kam Falk von seiner Erbschaftsreise aus Halle zurück. Es gab gar wenig zu erben!

Hieran mögen sich noch Auszüge aus dem Merkur schließen und zunächst aus dem Maihefte von 1798:

„Ottobert. Sie gestanden mir, Ihr Glaube, daß ohne Freiheit und Gleichheit kein Heil für das Menschengeschlecht sei, beruhe mehr auf einem

*) Auf der Rückreise von Syrakus. Vergl. das Schlußkapitel der Reisen in Hempels Ausgabe von Seume III, 159.

**) Auch dieser war Mitarbeiter des Merkur.

***) Vermutlich der Wiener Censor Jos. Edler von Retzer (1754—1824). Vgl. über ihn Goedekes Grundriß I, S. 606 und 971 und über den Nachlaß, herausg. von Retzer, den Merkur vom Nov. und Dez. 1801.

unübertäublichen Gefühl als auf deutlichen Vorstellungen. Ich glaube mir dieses Gefühl deutlich genug entwickelt zu haben, um Ihnen sagen zu können, inwiefern es Stimme der Wahrheit ist. Unleugbar ist Freiheit ein natürliches, rechtmäßiges und durch keine Verjährung verlierbares Eigentum des Menschen, insofern er durch seine Vernunftfähigkeit dem allgemeinen System der vernünftigen Wesen angehört. Als ein solches hat ihm die Natur ein hohes Ziel vorgesteckt, zu dessen Erreichung er alle seine Kräfte zu gebrauchen schuldig ist, und kein Wesen im Weltall kann ihn im vernunftmäßigen Gebrauch seiner Kräfte hindern, ohne sich an den ersten und heiligsten Gesetzen der Stadt Gottes gröblich zu vergreifen. Einen Menschen zum Sklaven machen, d. i. ihn wider seinen Willen als bloßes tierisches oder mechanisches Werkzeug gebrauchen, ist daher (den einzigen Fall, wo es zur Sicherheit und Erhaltung der Gesellschaft nötig ist, mit den gehörigen Einschränkungen ausgenommen) unmittelbares Verbrechen gegen die menschliche Natur und der schändlichste, ungeheuerste aller Frevel.

Was die Gleichheit betrifft, so ist klar, daß, wenn wir von einer Anzahl Menschen alles abziehen, worin sie verschieden sind, und wodurch sie zu einzelnen Personen werden, etwas übrig bleibt, worin sie alle einander gleichen, nämlich die der Menschheit eigene Art der Organisierung unsers animalischen Teils und die Vernunftfähigkeit. Eine natürliche Folge dieser Gleichheit ist, daß jeder Mensch verbunden ist, in jedem andern seine eigne Natur, seinen Bruder in der Schöpfung anzuerkennen und sich jeder Art von Verletzung des Rechts desselben an Selbsterhaltung und freiem Gebrauch seiner Kräfte zu enthalten. Man kann daher sehr richtig sagen, daß die Gleichheit, an welche alle Menschen gleichen Anspruch haben, in der Freiheit schon enthalten sei; und das große Losungswort der Jakobiner, Sanscülotten und Anarchisten, Freiheit und Gleichheit, ist ein ganz unnötiger oder vielmehr ein bloß zu ihren geheimen Faktionsabsichten nötiger Pleonasmus; denn mit dem Worte Freiheit ist schon alles gesagt.

Eigentlich zu reden, wird kein Mensch frei geboren; oder giebt es etwa in der ganzen Natur ein abhängigeres Geschöpf als ein neugebornes Kind? Ebenso gewiß ist, daß unsre Vernunftfähigkeit sich außer dem Stande der Gesellschaft nie entwickeln würde, und daß die sehr unvollkommne Art von Entwicklung, die der rohe Naturmensch auf den untersten Stufen des gesellschaftlichen Standes erhalten kann, dem Zweck der Natur kein Genüge thut. Der unpolizierte Mensch ist nur so lange gut, bis eine Leidenschaft in ihm erregt wird, und alle seine Leidenschaften sind gewaltthätig, stürmisch und unbändig; seine Vernunft vermag wenig und meistens nichts über seine animalischen Triebe,

Jura negat sibi nata —*)

*) Er verachtet die ihm angeborenen Gesetze, verneint die Bedingungen seines eignen Daseins.

und er lebt daher in immerwährender Unsicherheit und offner Fehde mit andern seinesgleichen. Dies treibt ihn zuletzt, früher oder später, in den Stand der polizierten Gesellschaft, den einzigen, der seiner Natur und Bestimmung gemäß ist, und außerhalb dessen er schlechterdings nicht werden kann, was er in dem allgemeinen System der Wesen sein soll. Er entsagt in diesem neuen Stande keinem seiner unverlierbaren Naturrechte und erhält für das traurige Recht der Selbsthilfe, dessen er sich vermöge der Natur dieses Standes begeben muß, in der Garantie seiner Sicherheit, die der Staat auf sich nimmt, mehr als Ersatz. Er unterwirft sich um seines eigenen Besten willen einer Regierung nach Gesetzen; er soll und darf aber keinem andern gehorchen als dem ewigen Gesetz der Vernunft und solchen positiven Gesetzen, die mit jenem in keinerlei Widerspruch stehen. Kein Volk ist daher berechtigt, sich, weder für sich selbst noch viel weniger für seine Nachkommen, der bloßen Willkür andrer Menschen zu unterwerfen. Absolute oder despotische Demokratie, Aristokratie und Monarchie sind also drei gleich fehlerhafte und verwerfliche Regierungsformen und würden eben darum, weil sie der menschlichen Natur Gewalt anthun, von keiner Dauer sein können, wenn sie sich nicht in ihrer innern Organisation sowohl als in der Regierungsverwaltung mehr oder weniger einer vermischten Form näherten; wenn die Gewalthaber sich nicht selbst die Hände bänden und sich gefallen ließen, daß ihrer willkürlichen Macht durch Religion, altes Herkommen und Sitte, Rechte gewisser Korporationen und festgesetzte Ordnung in der Justizpflege und Staatswirtschaft Grenzen gesetzt würden und das Ganze dadurch einige Selbständigkeit erhielte. Da aber die Notwendigkeit, zu Verhütung eines größern Übels ein kleineres so lange, bis es ganz unerträglich wird, zu ertragen, von Seiten des Volks und ein an blinden Gehorsam gewöhntes, gänzlich von ihm abhängendes Kriegsheer von Seiten des Despoten beinahe das Einzige sind, was in solchen Staaten die Sicherheit des Volkes sowohl als der Regierung ausmacht und die Aufhaltung der furchtbaren Katastrophe größtenteils von der unbestimmbaren Wirkung nicht immer hinlänglicher moralischer Ursachen*) abhängt, die Beschleunigung derselben hingegen durch einen alles mit fortreißenden Strom zufälliger Ereignisse bewirkt werden kann: so bringt uns schon die bloße Staatsklugheit mächtige und gebieterische Bewegungsgründe auf, solchen Möglichkeiten zuvorzukommen und freiwillig zu thun, was zu spät ist, wenn man es gezwungen thun muß. Ich weiß wohl, daß Staaten so wenig als andre einzelne Körper ewig dauern können; aber es bleibt darum nicht weniger wahr, daß manche große Monarchie, die seit viertausend Jahren aus der Reihe der Dinge verschwunden ist, durch Anwendung der gehörigen Mittel ihrer Existenz um Jahrhunderte hätte verlängern können, und daß nur ein Staat, worin die persönliche

*) Wieland: z. B. von der Religiosität des Volks, seiner Liebe zu der Person des Fürsten, der Sorgfalt des Hofes, immer für Panem et Circenses zu sorgen, und dergl.

Freiheit des Bürgers und die Sicherheit seiner Person und seines Eigentums mit dem unverletzlichen und unbestrittnen Ansehn der Regierung durch ein unzertrennliches Band verknüpft, durch weise Grundgesetze hinlänglich bestimmt und durch eine wohlberechnete Verteilung der höchsten Gewalt gesichert sind, auf innere und äußere Ruhe, allgemeinen Wohlstand, Respekt gebietendes Ansehen unter den übrigen Mächten und langwierige Dauer mit einem hohen Grade von Gewißheit rechnen kann. Der Ruhm, aus eigner Bewegung der Stifter einer solchen Staatsverfassung zu sein, ist, wenn mich meine Ahnung nicht trügt, irgend einem weisen und großmütigen Könige in dem nächstkommenden Jahrhundert aufbehalten. Denn wie viele Ursache auch die Briten haben mögen, in dieser Hinsicht auf die ihrige stolz zu sein, so zeigt doch ihr gegenwärtiges augenscheinliches Sinken, daß sie wesentliche Fehler in ihrer Anlage haben müsse, welche der verbessernden Hand der weisesten Klugheit bedürfen. Indessen könnte sie immer, da sie doch die einzige in dieser Art ist, einem künftigen Lykurg zum Muster dienen, sowohl dessen, was nachzuahmen, als was zu vermeiden oder besser zu machen wäre.

Sismund. Sie haben Ihr Wort gehalten, mein Freund. Möchte doch Ihnen und mir die Freude werden, den Tag, sollt' es auch der letzte unsers Lebens sein, zu sehen, da ein großer Fürst — der durch eine solche That alle Trajane und Mark Aurele weit hinter sich ließe — Göttern und Menschen dies herrliche Schauspiel zu geben großherzig genug wäre! Wie wohl getröstet könnten wir dann dieses Leben verlassen, um unsern Vätern die frohe Nachricht zu bringen, daß es einen Staat in Europa gebe, wo es ihren Enkeln erlaubt und möglich sei, im sichern Schatten eines ewig feststehenden Throns als freie, gute und glückliche Menschen zu leben!" Auch dies geht auf Preußen.

Jedenfalls ist dann die Beziehung, welche nach Böttigers Briefe zwischen Wieland und dem preußischen Hofe irgendwie stattgefunden haben muß, nach dem Drucke des Gespräches zwischen Geron und dem „Fremden" nicht lebhafter geworden. Ein Jahr darauf (1799) gab Wieland die Gespräche, die zu diesem Zwecke um sechs vermehrt wurden, als Band 31 in der Gesamtausgabe seiner Werke und zugleich als besonderen Band heraus. Zu diesem Bande schrieb er eine Vorrede, die nicht die geringste Andeutung von dem enthält, was uns Böttigers Briefe verraten und was eine aufmerksame Lektüre des Gespräches mit dem Fremden uns selbst sagt. Diese Vorrede, bei der man nicht unbeachtet lasse, daß sie sich auf alle zwölf Gespräche beziehen mußte, lautet:

„Gespräche unter vier Augen sind ordentlicher Weise nicht bestimmt, das Publikum zum Zuhörer zu haben. Ein paar Freunde, die allein zu sein glauben, besorgen weder mißverstanden, noch unredlich gedeutet zu werden; jeder spricht, wie er denkt, und ist versichert, daß sein Freund, wenn er auch nicht immer seiner Meinung ist oder den Gegenstand, wovon die Rede ist, in einem andern Licht oder von einer andern Seite be-

trachtet, ihm wenigstens ebendieselbe Gedankenfreiheit zugesteht, wozu er sich selbst berechtigt hält.

Aber auch ohne diese Rücksicht liegt schon in der Natur eines Gesprächs unter vier Augen eine gewisse Sicherheit, die bei keinem andern stattfindet, ja bei einem bloßen Selbstgespräche kaum größer sein kann, und man spricht unfehlbar manches, was in Gegenwart eines dritten entweder gar nicht oder doch nicht so freimütig und unzurückhaltend gesprochen worden wäre.

Wahrscheinlich muß also ein unvermuteter Lauscher an der Wand, dem Kunst, geschwind zu schreiben, oder ein ungewöhnlich glückliches Geständnis zu Dienste stand, an den gegenwärtigen vertraulichen Unterredungen heimlich teilgenommen und ein gutes Werk zu thun vermeint haben, wenn er den Gedanken der redenden Personen, an welchen er den unverkennbaren Charakter der Wahrheitsliebe, Mäßigung und Wohlgesinntheit zu erkennen glaubte, einen dauerhaftern Leib gäbe als die luftige Hülle, in welcher bloß gesprochene Worte, sollte ihr Inhalt auch ewig zu dauern verdienen, ebenso schnell, als sie gehört werden, in dem Ozean zerfließen, der seit Jahrtausenden so unendlich viel Weisheit und Thorheit unwiederbringlich verschlungen hat, ohne die geringste Spur davon zurückzulassen.

Der unsichtbare Lauscher konnte seinen Einfall um so leichter bewerkstelligen, da alle diese Gespräche auf dem Landsitze eines der Interlocutoren*) unter einer dichten Sommerlaube gehalten wurden, welcher man sich aus dem benachbarten Gebüsche, ohne bemerkt zu werden, nähern konnte.

Wie es aber auch damit zugegangen sein mag, so bleibt auf alle Fälle der Herausgeber allein für die öffentliche Bekanntmachung verantwortlich und nimmt die Pflicht, seine anspruchlosen und nichts Böses besorgenden noch bezweckenden Freunde im Notfall zu vertreten, um so williger auf sich, da er sich versichert hält, daß diese Gespräche schwerlich einen einzigen unbefangenen Leser finden werden, der im Ernste wünschen könnte, daß sie weder aufgeschrieben noch gedruckt sein möchten.

Quid dulci voveat nutricula majus alumno,
Quam sapere et fari quod sentiat?**)

Juvenal.“

Obgleich schon im vorigen die Gespräche, auf welche wir besonderen Wert legen, genau citiert sind, so geben wir doch hier noch eine biblio-

*) Auf Wielands Landgute in Osmannstedt, wo er damals wohnte.

**) Was kann mehr wohl die Amme als Weisheit wünschen dem Pflegling,
Und daß seine Empfindung im Wort zu verraten er lerne?

Diese Stelle ist aus Horaz Episteln I, 4. 8 entnommen. Wieland hat sie schon in dem Briefe citiert, den er am 22. Dez. 1777 an Gleim über Heinse schrieb und der „Lessing Wieland Heinse“ S. 263—265 abgedruckt ist.

graphische Zusammenstellung über die sechs Gespräche, die schon im neuen teutschen Merkur von 1798 stehen. Es sind folgende:

1. „Erstes Gespräch zwischen Geron und Sinibald. Über die Vorurteile.“ Der neue teutsche Merkur. 2. Stück. Februar 1798. S. 105—129. (Auf S. 129 schließt dies Gespräch mit den Worten: „Geron. Also, dein aber? Fortsetzung und Beschluß nächstens.“ Dieser Beschluß ist jedoch von Wieland erst bei der Buchausgabe hinzugefügt. Dies und der etwas allgemein gehaltene Inhalt macht es uns möglich gerade auf dieses Gespräch aus dem neuen teutschen Merkur hier ganz zu verzichten, wenn es auch die folgenden ohne sonstigen weiteren Zusammenhang mit ihnen planmäßig einzuleiten bestimmt erscheint. Der Schluß des langen Zusatzes in der Buchausgabe ist: „Geron. Meine Apologie der Vorurteile könnte also wohl ungeschrieben bleiben, meinst du? Sinibald. Es wäre denn, daß du sie etwa in Märchen einkleiden wolltest. Geron. Das möchte vielleicht noch immer besser sein, als sich darüber zu grämen und Schlaf und Eßlust zu verlieren. Sinibald. Daß es keinen Papst mehr in Rom giebt und daß die armen Schwarzwälder künftig nicht mehr zur Mutter Gottes in Marien-Einsiedel wallfahrten werden.“)

2. „Zweites Gespräch. Über den neufränkischen Staatseid: Haß dem Königtum.“ Der neue teutsche Merkur. 3. Stück. März 1798. S. 259—288. (Dies zweite Gespräch ist bereits das von Buonaparte, welches wir als erstes abdrucken.)

3. „Drittes Gespräch. Was ist zu thun?“ Neuer teutscher Merkur. 4. Stück. April 1798. S. 355—383. (Bei uns das zweite Gespräch. Wie im neuen teutschen Merkur unterhält sich bei uns Wilibald mit Heribert, woraus Wieland bei der Buchausgabe Geron und Wilibald machte, was allerdings die von uns behauptete Planmäßigkeit in der Anlage der Gespräche beweist.)

4. „Viertes Gespräch. Über Demokratie und Monarchie.“ Neuer teutscher Merkur. 5. Stück. Mai 1798. S. 1—48. (Im N. T. M. mit dem Motto: „Dum vitant stulti vitia, in contraria currunt.“ Es ist dies dasjenige Gespräch, dessen Schluß, durch welchen England herabgesetzt und Preußen aufgemuntert werden soll, oben mitgeteilt ist.)

5. „Fünftes Gespräch. Was wird endlich aus dem allen werden?“ Der neue teutsche Merkur. 7. Stück. Julius 1798. S. 201—222. (Im Merkur mit dem Zusatze „Es wurde schon in verwichenem April gehalten.“ Dieses Gespäch — dasjenige, worin eine sittliche Wiedergeburt geweissagt wird — geben wir als drittes vollständig.)

6. „Fragment eines Gesprächs zwischen einem ungenannten Fremden und Geron.“ Der neue teutsche Merkur. 10. Stück. Oktober 1798. S. 101 bis 116. (Das Gespräch mit Friedrich Wilhelm III., bei uns das vierte.)

Diese Unterhaltung schließt die Gespräche unter vier Augen sachgemäß ab und ist daher auch in der Buchausgabe die letzte geblieben, obgleich Wieland in dieser sechs neue Gespräche eingeschoben hat, nämlich

1. Zwischen dem zweiten und dritten, als drittes: „Nähere Beleuchtung der angeblichen Vorzüge der repräsentativen Demokratie vor der monarchischen Regierungsform."

2. und 3. Zwischen dem vierten und fünften als sechstes und siebentes: „Die Universal Demokratie" und „Würdigung der neufränkischen Republik aus zweierlei Gesichtspunkten".

4. bis 6. Zwischen dem fünften und sechsten als neuntes, zehntes und elftes Gespräch: „Über die öffentliche Meinung", „Träume mit offnen Augen" und „Blicke in die Zukunft".

Die alten sechs Gespräche aus dem Merkur sind daher in allen Buchausgaben Nr. 1, 2, 4, 5, 8 und 12; die neu hinzugekommenen gleichfalls sechs aber Nr. 3, 6, 7, 9, 10 und 11.

Die alten sechs Gespräche aus dem Merkur sind in der Buchausgabe so gut wie unverändert abgedruckt, wenn man von dem Zusatze zu Nr. 1 absieht. In diesem Zusatze der Buchausgabe wird darauf angespielt, daß es 1799 keinen Papst gab. Der von Wieland mehrmals freundlich erwähnte Pius VI. war nämlich 29. August 1798 als Gefangener in der Citadelle Valencia unter allgemeiner Teilnahme gestorben und Pius VII. wurde erst am 14. März 1800 unter österreichischem Schutze in Venedig zum Papste erwählt. Wielands Prophezeiung über Napoleon war in die Zeit zwischen dem Frieden von Campo Formio, 17. Okt. 1797, und der Expedition nach Ägypten, die 19. Mai 1798 begann, gefallen. Napoleon traf erst am 14. Oktober 1799 wieder in Paris ein, so daß Wieland bei der Ausgabe seiner von vorn herein so bestimmten Prophezeiung über Napoleon bei der Buchausgabe noch nichts hinzuzufügen hatte. Leider ist in den Buchausgaben der chronologische Anhalt verwischt, der im Merkur durch die Monatsnamen der einzelnen Lieferungen desselben gegeben ist.

Eine Stelle der schon oben abgedruckten Vorrede zur Buchausgabe scheint Mounier für alle Fälle den Rücken decken zu sollen. Dieser könnte dann doch vielleicht Wieland infolge seiner Verbindungen mit Frankreich die Prophezeiung über Napoleon ungefähr zu einer Zeit, da derselbe seiner Gemahlin schon das Schloß Malmaison kaufte, unter den Fuß gegeben haben.

Als Vorwort zu einem publizistischen Werke ist diese Vorrede matt. Der ganzen Buchausgabe schadete es, daß Wieland bei deren Redaktion, wie es scheint, verstimmt war, weil das Publikum das Gespräch über Preußen nicht verstanden hatte. Auch vermute ich, daß manche Anspielungen auf die Eigentümlichkeiten Friedrich Wilhelms III. die Königin Luise abgeschreckt hatten, ihrem Gemahl das Gespräch, in welchem er selbst auftrat, vorzulegen. Nicht einmal einige ungeschickte Wendungen sind vermieden, woraus hervorzugehen scheint, daß Wieland nicht, wie ungefähr um dieselbe Zeit Jean Paul, durch die Königin Luise für sich etwas erreichen wollte.

Wie wohlmeinend auch die Königin Luise gegen Wieland eine kurze Zeit gewesen sein mag und wie hoch derselbe auch ihren königlichen Ge-

mahl und das preußische Königshaus gestellt hatte, so hatte er doch ohne Zweifel das höhere preußische Beamtentum viel zu scharf angegriffen, als daß dasselbe nicht seine Gegenwirkungen versucht haben könnte. Wie still dieselben vor sich gingen, zeigt die beinahe heimliche Unterdrückung der handschriftlichen Berliner Zeitung von Geiseler.*) Auch Geiseler hatte die königliche Familie gefeiert wie der Merkur. Die Beamten hatte er nicht einmal angegriffen, es sei denn dadurch, daß er verraten hatte, der König sei einfacher und haushälterischer als sie. Allerdings schritt man gegen Geiseler schon im Januar 1798 in Berlin ein und Wielands Gespräche mit Friedrich Wilhelm III. wurden erst im Oktober 1798 gedruckt. Indessen im wesentlichen war es dasselbe Beamtentum, welches im Januar jede Öffentlichkeit scheute und im Merkur vom Oktober Wielands bittere Kritik zwischen den Zeilen lesen mußte.

Jedenfalls ist die Divinationsgabe, durch welche Wieland bei dem Gespräche mit dem Fremden in Friedrich Wilhelm III. zugleich dessen Nachkommen, d. h. ihr Thun und ihre Aufgaben, vor Augen sah, viel bewunderungswürdiger als seine sogenannte prediction respecting Bonaparte. Indessen war es zuletzt doch im wesentlichen Gleim, der, wie wenig hoch er auch als Dichter stand, während der Zeit der Gespräche unter vier Augen die Redaktoren des Merkur immer wieder auf Preußen hinwies, wie er während des Feldzuges in die Champagne und nachher durch seine Briefe an den nachmaligen General Knesebeck die öffentliche Meinung zu verbessern und den Geist der Freiheitskriege vorzubereiten suchte.**)

H. Pröhle.

*) Sonntagsbeilage Nr. 8 zur Voss. Ztg. 1883, aus dem geheimen Staatsarchiv.

**) Den Briefwechsel zwischen Knesebeck und Gleim über den Feldzug in die Champagne habe ich im zweiten Semester der Sonntagsbeilage von 1885 abdrucken lassen und erläutert.

1. Über den neufränkischen Staatseid: „Haß dem Königtum."

Wilibald. Sie haben es also wirklich über Ihr Herz bringen können, mein lieber Neufranke, dem Königtum Haß zu schwören?

Heribert. Mußt' ich nicht?

Wilibald. Was nennen Sie müssen? Kein freier Mensch oder, was nach meinem Begriff das nämliche sagt, kein Mensch muß, was er nicht will.

Heribert. Sie meinen also, ich hätte mich lieber totschießen oder deportieren lassen sollen? Sie sind sehr gütig.

Wilibald. So gestehen Sie mir wenigstens, daß die Freiheit, auf welche die große Nation sich so viel zu gute thut, von einer sehr sonderbaren Art ist. Wahrlich, ihr Neufranken seid die genügsamsten Leute von der Welt, wenn ihr damit zufrieden seid, daß man euch doch wenigstens die Wahl läßt, ob ihr lieber einen sinnlosen Eid schwören oder sterben wollt.

Heribert. Wir gehorchen dem Gesetz. Was hat ein wahrer Republikaner, das ihm heiliger wäre als Gehorsam gegen das Gesetz? Erinnern Sie sich der schönen Grabschrift nicht, welche den dreihundert Spartanern, die sich mit ihrem Könige Leonidas bei Thermopylä für Griechenlands Freiheit aufopferten, gesetzt wurde? „Wandrer, sage den Spartanern, daß wir hier gestorben sind, um ihren Gesetzen zu gehorchen."

Wilibald. Die Fälle scheinen mir nicht dieselben zu sein. Leonidas und sein edles Häufchen starb, um dem Gesetze zu

8 f. kein Mensch ... will. Lessing hatte im Nathan gesagt: Kein Mensch muß müssen. (Nathan, Aufz. I, Auftr. 3. Deutsche Nat.-Litt. Bd. 60, S. 20, V. 385.)

gehorchen; Sie und Ihre Mitbürger gehorchen dem Gesetz, um zu leben. Aber der große Unterschied liegt in der Beschaffenheit des Gesetzes selbst. Jenen mutete ihr Vaterland nichts zu, als was im Notfall die Pflicht eines jeden guten Bürgers in jedem Staat ist — für die Rettung desselben sein eigenes Leben in die Schanze zu schlagen. Ihnen hingegen, Freund, mutete — nicht Ihr Vaterland — sondern eine unter republikanischen Formen despotisierende Regierung zu, entweder etwas ganz Vernunftwidriges, d. i. etwas mit den Rechten der Menschheit Unverträgliches zu thun, oder allem zu entsagen, was den Wert des Lebens ausmacht.

Heribert. Alle Dinge können von mehreren Seiten angesehen werden; und da es nicht immer von uns abhängt, wo wir stehen wollen, sondern meistens die Notwendigkeit — eine Gesetzgeberin, der die Götter selbst unterthan sind — uns unsern Posten anweist, so kann uns nicht übel genommen werden, wenn wir jeden Gegenstand so ins Auge fassen, wie er sich uns aus dem Punkte, wo wir stehen, darstellt. Einem echten Republikaner erscheint das Königtum in einer hassenswürdigen Gestalt. Belieben Sie wohl zu merken, daß ich das Königtum sage, nicht die Könige. Es hat im Verlauf von einigen Jahrtausenden von Zeit zu Zeit einen liebenswürdigen König gegeben; und ich könnte Ihnen gleich jetzt einen nennen, den ich mir vor allen zum Herren wählen würde, wenn ich einen Herren wählen müßte. Aber das Königtum ist an sich selbst, und also immer, unter jeder Ansicht, hassenswürdig; und der beste aller Könige hat einen Fehler, der durch nichts vergütet werden kann, den, daß er — König ist.

Wilibald. Ich, lieber Heribert, bin gerade der entgegengesetzten Meinung. Ich gestehe Ihnen ein, daß weise und gute Könige von jeher wenigstens ebenso selten gewesen sind als weise und gute Archonten, Konsuln, Direktoren, Bürgermeister, Schultheißen u. s. w. Ich gebe Ihnen zu, daß man ohne Mühe zehn hassenswürdige Könige in der Geschichte finden wird, gegen Einen, der sich's wirklich ernst sein ließ, die Liebe und das Zutrauen seiner Unterthanen zu verdienen, aber was an dem Königtum an sich selbst Hassenswürdiges sein sollte, kann ich nicht sehen.

24. wählen müßte. Hier kann nur Frietrich Wilhelm III. gemeint sein.

Heribert. Wie doch Vorurteile, die man von Kindesbeinen an eingesogen hat, auch einen verständigen Mann verblenden können!

Wilibald. Vorurteile? Ich bin mir über den Gegenstand, wovon wir sprechen, nicht nur keines Vorurteils bewußt, sondern ich bin vielmehr gewiß, daß meine Urteile auf Gründen beruhen, die jede Probe aushalten.

Heribert. Was verstehen Sie unter Königtum?

Wilibald. Das ist es eben, was ich Sie fragen wollte. Denn es dünkt mich, daß wir nicht einerlei Begriffe mit diesem Worte verbinden. Ich wollte wetten, sobald Sie das Wort Königtum hören oder aussprechen, stellt sich Ihnen das Bild eines prachtvollen, üppigen, verschwenderischen Hofes dar, und in dessen Mitte irgend ein stolzer, ehrgeiziger, willkürlich herrschender Sultan, vor welchem alles kriechen muß, oder ein schwacher, träger, wollüstiger Schach, den niemand fürchtet, von unzähligen vergoldeten, bebänderten und besternten Sklaven umringt, die im Grunde seine Herren sind und den ohnmächtigen Abgott mit einem vulkanischen Gewebe, einem ihm selbst unsichtbaren, unzerreißbaren Faden dergestalt umwunden haben, daß er keinen Finger anders als nach ihrem Belieben rühren kann. Alles Böse, Schändliche, Hassenswürdige, wovon Sie jemals als von wesentlichen Eigenschaften oder unmittelbaren Folgen einer despotischen, tyrannischen und unklugen Regierung gehört und gelesen haben; — unzulängliche, zum Teil barbarische Gesetze, schreiendes Unrecht unter den Formen der Gerechtigkeit ausgeübt, die Wahrheit unterdrückt, das Verdienst hintangesetzt, die Tugend verachtet, das Laster belohnt und aufgemuntert, die Einkünfte und Schätze des Staats verschwendet, verpraßt, unwürdigen Günstlingen und unersättlichen Buhlerinnen preisgegeben; — eine stolze, übermütige, raubgierige Kaste, deren grenzenlose Üppigkeit des Elends eines zu Boden getretnen Volkes spottet, eine Kaste, welche Mittel gefunden hat, alle Gewalt des Monarchen, alle Reichtümer des Landes, alle Früchte des Fleißes seiner arbeitenden Einwohner an sich zu ziehen und mit diesen letztern so zu teilen, daß sie selbst jeden Genuß für sich behält, jenen hingegen alle Arbeit, Sorgen und Entbehrungen zum Eigentum überlassen hat; — kurz, alle Mißbräuche und Gräuel, die sich in einer verdorbenen monarchischen Regierung nur immer denken lassen, alle Laster und Übelthaten unwürdiger Könige und ihrer Lieblinge und der übrigen, welche

näher oder entfernter vom Thron an der Ausübung der höchsten Gewalt Anteil haben, mit der ganzen Litanei von Übeln, die aus einer langen Reihe heilloser Regierungen hervorgehen und mit deren Aufzählung ich in einem ganzen Tage nicht fertig werden würde: — das alles stellt sich Ihnen mit dem Worte Königtum auf einmal in einem verworrenen, helldunklen, riesenmäßigen Bilde vor die Seele; und Sie haben sich so angewöhnt, dieses Wort mit diesem Bilde zu verknüpfen, daß es Ihnen unmöglich fällt, selbst wenn Sie sich's vorsetzten, den reinen Begriff dessen, was das Königtum an sich selbst und vermöge seines Wesens ist, festzuhalten. Hab' ich's getroffen, Freund? oder können Sie sagen, daß es anders ist?

Heribert. Ich leugne nichts; es ist ungefähr, wie Sie sagen. Auch ist das Königtum, dem ich meinen Haß geschworen habe und zu schwören verpflichtet wurde, kein anderes als eben dieses Ungeheuer, wovon Sie mit wenigen Zügen ein so gräßliches Bild entworfen haben. Und können Sie leugnen, daß es gerade dieses Bild ist, was im Gemüt eines unbefangenen Lesers zurückbleibt, wenn er die beinahe übermenschliche Geduld gehabt hat, ich will nicht sagen, das ganze Korpus der Geschichte von Herodot an, sondern nur die Geschichte der europäischen Königreiche und ihrer Selbstherrscher seit den vier letzten Jahrhunderten mit einiger Aufmerksamkeit zu durchgehen?

Wilibald. Es würde mich zu weit führen, wenn ich es Ihnen leugnen wollte; denn ich müßte Ihnen meine Gründe angeben; und da sich immer wieder vieles dagegen einwenden ließe, so würden wir uns unvermerkt in einen Prozeß ohne Ende verwickelt sehen. Ich will Ihnen also lieber für diesmal, der Wahrheit übrigens unpräjudicierlich, eingestehen, die Geschichte der Könige gebe, im Durchschnitt genommen, kein besseres Resultat; aber was beweiset das gegen das Königtum an sich selbst? Oder wie können Sie einen Vorwurf gegen dasselbe so ausschließlich geltend machen, der alle menschlichen Einrichtungen und Anordnungen gleich stark trifft? Nach Ihrer Art zu räsonnieren, müßten Sie z. B. auch dem Gold und Silber einen ewig unversöhnlichen Haß schwören, denn wer weiß nicht, daß von allen

23. zu durchgehen statt durchzugehen. Wieland sucht die Trennung der Partikeln vom Verbo zu beschränken. Er gestattet die Trennung des „durch“ von „gehen“ wohl nur, wenn das Wort „durchgehen“ eine andere Bedeutung hat.

den Übeln, die von jeher das Unglück der Menschen in den policierten Staaten gemacht haben, keines ist, wovon jene Metalle nicht entweder die Veranlassung oder die Mittel oder der Zweck gewesen wären? Aus dem nämlichen Grunde müßten Sie auch mit dem Paradoxe liebenden Sophisten Mercier den bildenden Künsten Haß schwören; denn es ist nicht zu leugnen, daß diese von jeher als sehr wirksame Beförderungsmittel des Aberglaubens, der Priesterherrschaft und der Üppigkeit dem menschlichen Geschlecht unendlichen Schaden zugefügt haben. Aber wozu hätte ich nötig, Sie so weit aus unserm Weg zu führen? Wollen Sie sich überzeugen, daß Sie, aus ebendenselben Gründen und nach ebenderselben Art zu schließen, der Demokratie selbst den herzlichsten Haß zuzuschwören schuldig sind?

Heribert. Das würde schwer halten.

Wilibald. Nicht halb so schwer, als Sie jetzt glauben mögen. Da Sie so gütig gewesen sind, mich soeben vom Lesen des ganzen ungeheuern Korpus der Geschichte des Königtums zu dispensieren, so wär' es unartig von mir, wenn ich Ihnen zumuten wollte, die Geschichten aller alten und neuern Republiken zu durchlesen, um sich von der Richtigkeit meiner Behauptung zu versichern. Ich verlange nichts als eine Lektüre, womit Sie in ein paar Tagen ganz gemächlich fertig werden können. Lesen Sie nur mit Aufmerksamkeit und Geduld die Geschichte des peloponnesischen Krieges von Thucydides (etwa in der Übersetzung von Ihrem Mitbürger Levesque), und wenn Sie, noch ehe Sie damit zu Ende gekommen sind, die Demokratie nicht wenigstens ebenso hassenswürdig finden als das Königtum und im Verfolg dieser kaum einundzwanzig Jahre umfassenden Geschichte eines Krieges, der gegen die Feldzüge Ihres und meines Helden Buonaparte eine gar jämmerliche Figur macht; wenn Sie, sage ich, die Athener und ihre Demagogen und ihren Senat und ihre Volksversammlungen und ihre ganze Demokratie nicht zwanzigmal für einmal — mit den Griechen zu reden — vor die Raben wünschen, so will ich — Doch nein! Da müßten Sie von einer so monströsen und unerklärbaren Vorliebe für die Demokratie besessen

5. Mercier, geb. zu Paris 7. Juni 1740, Mitglied des Konvents, stimmte gegen den Tod Ludwigs XVI., schilderte besonders das Leben in Paris, wurde als Kritiker in mehrfache Fehden verwickelt und starb zu Paris 25. April 1814. — 19. zu durchlesen wie zu durchgehen.

sein, daß es nicht billig wäre, wenn ich Unschuldiger dafür büßen sollte.

Heribert. Ich verspreche Ihnen, den Levesquischen Thucydides zu lesen, und was noch mehr ist, ich bekenne, schon bevor ich ihn gelesen habe, daß ich von der Liebenswürdigkeit und den derben populären Reizen der Demokratie nicht so mächtig bezaubert bin, daß ich eines so stark wirkenden Gegenstandes schlechterdings benötigt wäre.

Wilibald. Ihre Republik und ihr fünfköpfiges Direktorium läßt es in der That daran nicht fehlen.

Heribert. Gleichwohl, wenn ich auch — wie wir Menschen sind! — zuweilen einige Lauigkeit in der Liebe, die ich meiner politischen Venus Volgivaga nun einmal geschworen habe, zu verspüren glaube, brauche ich nur einen Blick auf das Königtum oder (weil Sie es so wollen) auf das häßliche Zerrbild desselben, das sich ein- für allemal in meiner Einbildungskraft festgesetzt hat, zu werfen, um das sinkende Flämmchen durch den Haß des letztern wieder zur lodernden Flamme angefacht zu fühlen.

Wilibald lächelnd. Billig sollt' ich Sie zur Strafe in Ihrem verstockten Sinne dahingehen lassen. Aber da wir doch bereits so alte Freunde sind, kann ich Sie unmöglich in einer so ungerechten Leidenschaft befangen sehen, ohne zu versuchen, ob ich Sie nur wenigstens so weit bringen könne, das Königtum und die Republik mit einerlei Wage und Gewicht zu wägen, wenn ich auch nicht verhindern kann, daß Ihre Vorliebe für die letztere sich unvermerkt in die Sache mischen und das Übergewicht derselben dadurch, daß sie sich ganz leise auf ihre Schale legt, entscheiden wird.

Heribert. Sie sollen mich so billig finden, als man von einem Amoroso nur immer verlangen kann.

Wilibald. Um also ehrlich und aufrichtig, wie Leute, die sonst nichts bei der Sache gewinnen wollen als Wahrheit, zu Werke zu gehen, so lassen Sie uns auf eine Weile vergessen, was Königtum und Demokratie gewöhnlich von jeher in der wirklichen Welt (oder, wie man in der Schule spricht, in concreto) gewesen sind; lassen Sie uns von beiden alles Zufällige absondern, um — nicht etwa ein schönes Ideal und Hirngespenst von einem utopischen Königreich oder einer schlaraffenländischen

13. politische Venus Volgivaga, Republik.

Demokratie an die Wolken hinzumalen, — sondern nur bloß den Begriff, was das Königtum ist, um Königtum, und was Demokratie ist, um Demokratie zu sein, festzuhalten. Lassen Sie uns dann beide gegeneinander stellen und sehen, worin sie einander gleich und worin sie verschieden sind, und — es wird sich zeigen, was herauskommt; denn ich will nichts vorhersehen. — Sagen Sie mir also, wenn wir beide Begriffe von allem Zufälligen entkleiden, was bleibt uns bei dem Worte Königtum zu denken übrig, als ein Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen eines Einzigen, und bei dem Worte Demokratie ein Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen des ganzen Volkes ist?

Heribert. Gut — und was wollen wir nun mit diesen bis auf die Knochen abgeschälten Begriffen machen?

Wilibald. Eine kleine Geduld! Sie sehen, daß ich, ehe wir weiter gehen können, verschiedene Postulate voraussetzen muß, über welche wir beide vermutlich einig sind.

Heribert. Wie meinen Sie das?

Wilibald. Z. B. was ein Staat und was die höchste Gewalt im Staat ist.

Heribert. Setzen Sie immer getrost voraus, daß wir von diesen und andern ersten Elementen der Staatswissenschaft einerlei Begriffe haben.

Wilibald. Ferner, was der letzte Zweck einer solchen Vereinigung freier vernunftfähiger Wesen ist: daß dieser Zweck ohne Gesetze, denen alle gehorchen, nicht erreicht werden kann, und daß die höchste Gewalt im Staate, in Rücksicht auf ihn selbst, bloß dazu da ist, diesen Gesetzen Gehorsam zu verschaffen.

Heribert. Immer weiter!

Wilibald. Hauptsächlich aber wollen wir nicht vergessen, daß der Einzige, der in der Monarchie die höchste Gewalt in Händen hat, ein Mensch ist, der diese Gewalt durch Menschen über Menschen ausübt, und daß das Volk in der Demokratie aus einer Menge Menschen besteht, die diese Gewalt über sich selbst ausübt.

Heribert lachend. Versteht sich! — Sie holen weit aus.

Wilibald. Freilich versteht sich's; nur daß es in praxi alle Augenblicke vergessen wird, und daß dieses Vergessen sehr schlimme Folgen hat. Endlich muß ich mir noch ausbitten, als etwas Er-

wiesenes voraussetzen zu dürfen, daß die Natur es beim Menschen darauf angelegt habe, ein freies und vernünftiges Wesen aus ihm zu machen.

Heribert. Es giebt, wie Sie wissen, Leute, die Ihnen dies so leicht nicht eingestehen würden; aber von einem Republikaner haben Sie am allerwenigsten zu befürchten, daß er Sie über diesen Punkt chikanieren werde.

Wilibald. Nach allen diesen Voraussetzungen lassen Sie uns der Sache näher rücken. Wir sind ohne Mühe einig darüber geworden, daß das Königtum in der höchsten Gewalt eines Einzigen über ein ganzes Volk bestehe. Aber wie kommt dieser Einzige zu einer solchen Gewalt über so viele? Derer, über welche er sie ausübt, sind vielleicht viele Millionen, und er ist nur einer! Ja, wenn er ein Wesen von höherer Natur, etwa Voltaires Mikromegas oder einer von den Genien der Lampe (in Tausend und einer Nacht) oder Besitzer von Salomons Siegelring wäre! Aber er ist an Seele und Leib nichts als ein Mensch, wie Sie auch; also noch einmal, wie kommt der Einzige zu einer so großen Gewalt über so viele?

Heribert. Ich sehe wohl, daß es mir wenig helfen würde, wenn ich sagte: es gebe ein Mittel, wodurch ein einzelner Mensch allerdings Millionen zwingen kann, zu thun, was er will.

Wilibald. Sie meinen doch nicht etwa Zaubermittel?

Heribert. Wenn er nur erst auf einem ganz natürlichen Wege Mittel gefunden hat, sich eine hinlängliche Anzahl derber, wohlbewaffneter und zu allem bereitwilliger Kriegsknechte anzuschaffen, die ihm blindlings gehorchen —

Wilibald. So wird es ihm freilich nicht schwer fallen, friedsame, wehrlose Männer, Weiber und Kinder zu seinen Sklaven zu machen. Aber wie kam er dazu, sich diejenigen zu unterwerfen, mit deren Armen er sich nun die übrigen unterwirft? Er, der doch mit seinem Paar Armen nicht Tausende und Hunderttausende zwingen konnte, seinen Willen zu thun?

Heribert. Das war es eben, was ich vorhin meinte. Ich muß Ihnen also schon zugestehen, was Sie, wie ich merke, zugestanden haben wollen: „daß der erste Monarch die höchste Gewalt nur durch freiwillige Unterwerfung des Volkes erhalten konnte.“

14f. Mikromegas, Kleingroß. — 16. Salomons Siegelring, der Talisman einer Weisheit nach orientalischen Dichtungen.

Wilibald. Der erste, sagen Sie? Und warum nicht auch alle seine Nachfolger und alle andern Monarchen, von Nimrod und Belus und Agamemnon bis auf den heutigen Tag? Denn der nämliche Grund gilt für alle. Es ist lächerlich, sich einzubilden, ein Einziger könne nur über hundert Menschen, geschweige über Millionen herrschen, wenn sie sich nicht beherrschen lassen wollten.

Heribert. Dagegen ist viel zu sagen, lieber Wilibald. Sollten Sie im Ernst glauben können, es gebe auf der ganzen Erdfläche ein so dummes Volk, das sich von einem Schwachkopf, einem trägen Wollüstling, einem Blödsinnigen, einem Taugenichts oder Wüterich, von einem Claudius, Caligula, Nero, Commodus, Heliogabalus u. s. f. beherrschen ließe, wenn die armen Teufel es verhindern könnten?

Wilibald. Vermengen Sie, wenn ich bitten darf, wollen nicht mit können, und schließen Sie nicht von dem, was ein Volk nicht thut, auf das, was es nicht kann. Schon der einzelne Mensch hat oft gute Ursachen, lieber ein ziemlich großes Übel zu ertragen, als sich einem gewissen oder auch nur besorglichen noch größern auszusetzen. Bei ganzen Völkern vereinigen sich unzählige Ursachen, die den Arm der Menge, wie sehr sie auch zum Widerstand gereizt wird, wenigstens sehr lange zurückhalten. So lange sich ein Volk beherrschen läßt, will es beherrscht sein; so lange es duldet, will es dulden; und daß es sich beherrschen läßt, daß es duldet, ist ein sichres Zeichen, daß sein Zustand wenigstens erträglich ist.

Heribert. Vergessen Sie nicht, daß ein von langem her übel regiertes, irre geleitetes und getäuschtes Volk durch Unwissenheit, Aberglauben und Unterdrückung endlich bis zu einer die menschliche Natur entehrenden Tierheit herabgewürdigt werden kann.

Wilibald. Das ist einer von den Gemeinplätzen, worauf sich eure Redner und Sophisten seit einem paar Jahrzehnten weidlich herumgetummelt haben. Aber wer die untern Volksklassen genauer kennt, weiß, wie sehr auch dieser Punkt übertrieben wird. Menschen können nie aufhören, Menschen zu sein; und je länger die große Springfeder der Menschheit, die Vernunft, bei einem Volke gedrückt worden ist, desto stärker ist die Gewalt, womit sie, sobald sie nur ein wenig Luft bekommt, in ihren natürlich-freien Stand

11. Claudius ... Heliogabalus, sämtlich mehr oder weniger berüchtigte römische Kaiser. Ranke behandelt sie im 3. Teile seiner Weltgeschichte.

zurückschnellt. Die ausgearteten Römer duldeten freilich ihren Nero einige Jahre. Aber wie lange zitterten nicht euere auf ihre vorgebliche Freiheit und Gleichheit so übermütig trotzenden Republikaner vor dem Bürger Robespierre, in Vergleichung dessen Nero nur ein ausgelassener Knabe war! Auf diesem Wege gewinnen Sie nichts gegen das Königtum, lieber Heribert. Lassen Sie uns auf den unsrigen zurückkommen. Die Rede ist jetzt nicht vom Mißbrauch, sondern von der Quelle der höchsten Gewalt; und ich denke, wir sind darüber einverstanden, daß es vermöge der Natur der Sache keine andere sein kann als überlegte freiwillige Unterwerfung.

Lassen Sie uns nun einen Schritt weiter gehen. Wir haben vorher als ein Postulat, das wir beide für erwiesen und unumstößlich wahr annehmen, vorausgesetzt: daß die höchste Gewalt im Staat, wenn wir diesen bloß für sich und ohne Rücksicht auf andere Staaten betrachten, allein dazu da sei, den Gesetzen, welchen alle Bürger gleichen Gehorsam schuldig sind, diesen Gehorsam wirklich zu verschaffen. Ich will damit nicht sagen, daß ein guter Regent nicht noch mehr thun könne und aus moralischen sowohl als aus staatsklugen Beweggründen sogar verbunden sei, noch mehr zu thun, wenn er kann. Aber dieses Mehr hängt zu sehr von zufälligen Bedingungen und vornehmlich von dem, was dem Regenten unter den gegebenen Umständen zu thun möglich ist, ab, als daß es hier in Betrachtung käme. Die Erhaltung und Wohlfahrt des Staats als der letzte politische Zweck desselben ist auch der Zweck der Gesetze, die, als notwendige Mittel zu Erreichung desselben betrachtet, jedem Bürger für seine Rechte Gewähr leisten und seine Pflichten vorzeichnen. Da die Gesetze, wovon hier die Rede ist, unmittelbar in der Natur des Menschen und in der Natur und dem Zweck des bürgerlichen Vereins gegründet, also nicht von irgend eines Menschen Willkür, Laune oder Privatinteresse abhängig, sondern so ewig und notwendig sind als die allgemeine Vernunft, die höchste Gesetzgeberin aller freien Wesen: so war, ist und bleibt es eine Ungereimtheit, an welcher das Königtum ganz unschuldig ist, wenn jemals jemand gesagt hat oder künftig sagen wird, „daß der Wille des Regenten die Quelle des Gesetzes sei". Richtig hingegen kann gesagt werden, der Monarch, insofern er Handhaber und Vollstrecker des Gesetzes ist, wolle nichts, als was das Gesetz will; und insofern seine Ver-

ordnungen die Vollziehung desselben und überhaupt die Erhaltung der Ordnung und Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt nicht zum *Vorwand*, sondern zum *wirklichen Endzweck* haben, aber auch nur unter dieser Bedingung, haben sie selbst die Kraft des Gesetzes. Der unbeschränkteste Monarch kann vermöge der Natur der Sache in keinem andern Sinne *Gesetzgeber* sein, und kein weiser und guter Fürst wird es je in einem andern Sinne sein *wollen*. — Ebenso wenig kann oder wird er sich anmaßen, die *oberstrichterliche* Gewalt, die ihm (wofern kein besonderer Vertrag zwischen dem Volk und dem Regenten ein anderes verfügt) als ein Teil der höchsten Staatsgewalt überlassen ist, zu Unterbrechung des ordentlichen Laufs der Gerechtigkeit oder zu andern willkürlichen Eingriffen in die Rechte der Staatsbürger zu mißbrauchen; denn auch diese Gewalt kommt nur ihm zu, insofern er der höchste Handhaber und Gewährsmann der Gesetze ist; und sie kann sich (wenn man allenfalls den bescheidenen Gebrauch des *väterlichen Vorrechts*, die Strenge des Gesetzes in besondern Fällen zu mildern, ausnimmt) nicht weiter erstrecken als auf die *Oberaufsicht* über diejenigen, denen er die Gerechtigkeitspflege an seiner Statt anvertraut hat. Endlich ist auch der Monarch, insofern ihm die *Verwaltung der öffentlichen Einkünfte* des Staats als ein Zuständnis der höchsten Gewalt beiwohnt, keineswegs der *Eigentümer*, sondern nur der oberste *Haushalter* des Staatsvermögens. Jede Verschwendung, jede *überflüssige* Ausgabe, um derentwillen *nötige* verabsäumt werden müssen, jede bloß willkürliche Verfügung über Abgaben, zu deren Aufbringung Millionen Menschen sich einen Teil ihrer Notdurft entziehen müssen, ist ein Mißbrauch seiner Gewalt, den kein Regent, der den Umfang und die Heiligkeit seiner Pflichten kennt, sich selbst erlauben wird.

Alles dies, Freund Heribert, liegt in dem reinen und richtig gefaßten Begriff des *Königtums*. Und nun bitte ich Sie, was ist in dem allen, was einen vernünftigen Menschen berechtigen könnte, dem Königtum Haß zu schwören? Ist es der Name? Unter jedem andern Namen bleibt die Sache ebendieselbe. Ist es die Sache? Auch diese ist und bleibt in jeder Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft ebendieselbe, und es verändert nichts im Wesen der höchsten gesetzmäßigen Staatsgewalt, ob sie in *Einer* Person konzentriert oder unter viele verteilt wird. Wo wäre denn also das Hassenswürdige?

Heribert. Da Sie mir nicht erlauben wollen, aus der Art und Weise, wie die meisten Könige von jeher ihr Amt verwaltet haben und noch verwalten, gegen das Königtum zu argumentieren —

Wilibald. Verzeihung, daß ich Ihnen in die Rede falle! Aber Sie sollten nicht schon wieder vergessen haben, daß ich es Ihnen bloß darum nicht erlauben kann, weil Sie mir sonst erlauben müßten, aus ebendemselben Grunde gegen die Demokratie und jede andre Staatsform zu argumentieren, wobei am Ende nichts herauskäme, als daß wir uns genötigt fänden, aller bürgerlichen Gesellschaft und Regierung zu entsagen und in die Wälder zu unsern vierfüßigen Verwandten zurückzukehren.

Heribert. So bleibt mir nichts übrig, als Sie nochmals zu versichern, daß das Königtum, dem ich Haß geschworen habe, von dem, dessen Wesenheit Sie aus einem Begriffe, den ich nirgends realisiert sehe, abgeleitet haben, mächtig verschieden ist; denn es ist kein anderes als das Königtum Ludwigs XIII., XIV., XV. und XVI. und aller, die diesen Königen gleichen oder gern ihre Nachfolger wären; und hoffentlich werden Sie mir eingestehen, daß an diesem Königtum mehr zu hassen als zu lieben ist.

Wilibald. Was den Einwurf betrifft, daß Sie meinen Begriff vom Königtum nirgends realisiert sehen, so hoffe ich, wir werden ihn, wofern uns der Himmel gesunde Augen erhält, binnen wenig Jahren in einem der ansehnlichsten europäischen Reiche auf eine Art realisiert sehen, die auch die hartnäckigsten Gegner der Monarchie mit derselben aussöhnen und vielleicht den Neid der großen Nation selbst erregen wird, die auf eine so beispiellose Art, erst durch rhetorische und sophistische Gaukelkünste, dann durch Sanscülottism, Eisgruben, Guillotinen, Noyaden und Füsilladen ungefähr auf eben die Art republikanisiert worden ist, wie Molières Sganarelle zum Arzt wider seinen Willen kreiert wird. — Doch verzeihen Sie mir diese kleine, von Ihnen selbst veranlaßte Abschweifung. Ich wollte sagen, wenn ich auch Ihnen aus alter Freundschaft den heimlichen Vorbehalt, „daß Ihr beschworner Haß nur dem Mißbrauch der königlichen Gewalt und der ehmaligen französischen

24f. europäischen Reiche, Preußen. Die Hindeutung auf Preußens Zukunft in dieser herrlichen Stelle zeigt mehr Einsicht als Wielands angebliche Vorhersagung in Bezug auf Bonaparte. — 30. Noyaden, von noyer, ersäufen. Der Konventsdeputierte Carrier zu Nantes ordnete Ertränkungen von politisch beschuldigten Personen in Masse an.

Royauté, wie sie ungefähr seit des dreizehnten Ludwigs Zeiten war, gelte,“ wenn ich Ihnen auch diesen Vorbehalt als das einzige Mittel, aus der Verlegenheit zu kommen, übersehe: so bleibt es doch immer von der dermaligen französischen Regierung sehr ungerecht, unpolitisch und unnütz, einen solchen Eidschwur in einer unbestimmten Formel, die dem Königtum überhaupt und an sich selbst gilt, folglich beleidigend für alle Monarchen ist, zur unumgänglichen Bedingung des französischen Bürgerrechts und der Fähigkeit zu irgend einem öffentlichen Amte zu machen. Dem Königtum an und für sich Haß zu schwören, hat nicht mehr Sinn, als der bürgerlichen Gesellschaft, der Religion, den Wissenschaften und Künsten, der Schiffahrt und dem Seehandel und zehentausend andern Dingen, deren Mißbrauch und Verderbnis der Menschheit großen Schaden thut, Haß zu schwören. Ob es klug sei, zu einer Zeit, da man mit den Königen entweder bereits im Frieden lebt oder im Begriff ist, Frieden zu machen, ihnen einen so insultanten Beweis von Verachtung und bösem Willen zu geben, laß ich Sie selbst urteilen. Und zu welchem Ende bestehen Ihre Fünfmänner so eisenfest auf einem so unklugen, so ungereimten, so nonsensikalischen Eide? Was soll er beweisen? Was für Sicherheit giebt er den regierenden Demagogen, daß der Schwörende ein aufrichtiger Anhänger ihrer Grundsätze und ihrer Regierung sei? Um wie viel ist er kräftiger, als wenn ein Wucherer bei seiner Ehre oder ein Jude bei Jesus, Marie und Joseph schwört? Gegen einen, der sich ein Bedenken macht, giebt es Zehentausend, die den Eid ablegen, ohne das geringste dabei zu denken oder mit der Ausflucht des Euripidischen Hippolytus: „Mein Mund hat nur geschworen, nicht mein Herz“ ihr Gewissen hinlänglich gesichert zu haben glauben. Die Franzosen sind seit der Revolution so oft in den Fall gesetzt worden, falsche Staatseide zu schwören, haben so oft, was sie vor kurzem bei hoher Strafe schwören mußten, wieder bei noch höherer Strafe abschwören müssen, daß es kein Wunder wäre, wenn sie die Maxime des spartanischen Generals Lysander: „Männer spielen mit Eiden wie Knaben mit Würfelknochen“ längst zur ihrigen gemacht hätten. Ich sage nichts von der tyrannischen Absurdität, freien Menschen durch ein Zwanggesetz zuzumuten, daß sie auf eine Meinung schwören sollen, die

16. insultant, beleidigend. — 19. nonsensikalisch, widersinnig.

entweder jetzt nicht die ihrige ist oder es vielleicht morgen nicht mehr sein wird. Ein ehrlicher Mann kann, indem er der Notwendigkeit nachgiebt, der Republik Treue und Gehorsam schwören, ob er gleich, wenn es von ihm abhinge, beides lieber einem Könige zuschwören möchte; aber seine Meinungen von Republik und Königtum hangen nicht von seiner Willkür ab: er kann nicht schwören, daß er glaube, was er nicht glaubt; er kann beschwören, daß er sich der jetzt bestehenden Regierung unterwerfen und nichts gegen sie unternehmen wolle, und mehr kann man mit Recht nicht von ihm fordern. Wozu also, ich frage Sie nochmals, der gehässige Eid, das Königtum zu hassen?

Heribert. Soll ich Ihnen, weil wir doch hier unter vier Augen sprechen, meine Meinung von der Sache hier unverhohlen sagen? Unsre Bürgerdirektoren sind von dem allen, was sich gegen den Eid, der Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt so anstößig ist, sagen läßt, so völlig überzeugt als Sie und — ich. Aber von der Höhe der Revolution herab sehen sie alle Dinge in einem ganz andern Lichte als wir andern Erdenkinder. Ob etwas, das sie wollen und verordnen, recht, billig, anständig oder mit den bisher in der ganzen Welt angenommenen Begriffen und Grundsätzen übereinstimmig sei, kümmert sie wenig oder nichts. Die Aufrechthaltung ihrer Republik, an welcher nicht nur ihre dermalige Allgewalt, sondern ihre Existenz hängt, ist das einzige, das ihnen not ist, für das sie alles thun, alles wagen, alles aufopfern. Diese haine à la Royauté, die wir schwören müssen, ist eine alberne und dem Anschein nach ganz zwecklose, unnütze Ceremonie; der Schwur hat an sich selbst nicht mehr Sinn als Abrakadabra, Plektron, Aski, Kataski und andere dergleichen Zauberwörter. Aber hat nicht unsere ganze Revolution ihren Erfolg solchen Wörtern, wobei sich niemand was Bestimmtes dachte, zu danken? Das erste, was man zu thun hat, wenn man dem großen Haufen einen Ring durch die Nase ziehen will, ist, daß man dem Dinge, das er sehen soll und nicht sieht, einen Namen schöpft und ihm dann mit der unverschämtesten Dreistigkeit so lange versichert, er sehe das Ding, bis er es zuletzt wirklich zu sehen glaubt. Auf eben dieselbe Weise kann man einem ein-

25. haine à la Royauté, Haß dem Königtum. — 32. einen Ring durch die Nase, wie bei den Bären, bei denen er zu völliger Unterwerfung führt. Deshalb betete man im 16. Jahrhundert im Kirchengebete: „Lege dem Türken einen Ring durch die Nase."

fältigen Menschen weismachen, er liebe oder hasse etwas, indem man ihm so lange und oft wiederholt, er liebe oder hasse es und müsse es hassen, bis er endlich zu glauben anfängt, es müsse dem wohl so sein, weil kluge Leute ihn dessen so positiv versicherten; und das Sonderbarste ist, daß das Abrakadabra zuletzt seine Wirkung thut und der Mensch wirklich in ganzem Ernst etwas liebt oder verabscheut, das ihm anfangs völlig gleichgültig war. Glauben Sie mir, das ist der Schlüssel zu diesem Rätsel. Unsre Gewalthaber merkten, daß der Haß gegen die vormalige königliche Regierung in den Herzen des französischen Volkes erkaltet war, und daß im Gegenteil eine geheime Sehnsucht nach der alten Ordnung der Dinge sich wieder in eben dem Maße äußerte, wie die guten Leute gewahr wurden, daß diese Freiheit und Gleichheit, womit die Herren bisher so große Wunder gethan hatten, nur leere Gespenster waren, die man ihnen in einem magischen Rauch hatte erscheinen lassen. Es war die höchste Zeit, wieder ein Zauberwort oder eine Taschenspielerformel zu erfinden, womit man den Folgen der Lauigkeit, die seit einiger Zeit unter unserm Volke überhand nimmt, entgegenwirken könnte. Man läßt uns also bei jeder Gelegenheit, einzeln und in Masse, dem armen Königtum Haß schwören. Das Volk schwört und fühlt entweder gar nichts dabei oder weiß doch selbst nicht recht, was; aber der Schwur wird so oft erneuert, wir hören ihn so oft und beinahe täglich von andern schwören, unser Ohr und unsere Lippen werden seiner so gewohnt, daß es uns zuletzt sein wird, als fühlten wir wirklich etwas Widerliches und Schauderhaftes bei diesem Worte, — und das Mittel hilft doch wenigstens eine Zeitlang, was es helfen kann.

Wilibald. Ihre Erklärung läßt sich hören, wiewohl ich sehr zweifle, daß Ihre politischen Zauberer, wenn sie so etwas abzweckten, eine sonderliche Wirkung davon verspüren werden. Wenigstens wird es nicht auf lange helfen, und bei einem Volke wie das Ihrige, das so leicht von einem Äußersten zum andern überspringt, könnte sich der erkünstelte und erzwungene Haß des Königtums am Ende wohl gar wieder in eine Liebe verwandeln, deren plötzlicher Ausbruch der Republik und ihren Stiftern und allen, die ihre Kniee vor diesem Baal gebeugt haben, ebenso gefährlich werden könnte als es der vierzehnte August dem Königtum war.

Heribert. Davor behüte uns der gute Genius von Frankreich! — und davor wird er uns hoffentlich durch den herzlichen Abscheu vor neuen Revolutionen bewahren, der jetzt, wenn mich nicht alle Anscheinungen täuschen, an die Stelle aller ihrer vorigen Ausschweifungen in den Gemütern unsers Volkes getreten ist.

Wilibald. Hoffen Sie nicht zu sanguinisch, mein Freund! Die vielgestaltigen und niemals ruhenden Faktionsgeister arbeiten dem guten Dämon der Nation zu eifrig entgegen, als daß Sie auf das Bedürfnis der Ruhe, wie stark es auch von dem Volke gefühlt wird, so sicher rechnen dürfen. Aber ich wüßte Ihnen einen Rat, und ich müßte mich sehr irren, oder es ist das einzige Mittel, Ihr Gemeinwesen mitten unter seinen Siegen, Triumphen und Eroberungen vor dem immer näher rückenden Untergange zu retten.

Heribert. Wie Sie sprechen! Sie könnten einem, der leichter als ich zu schrecken wäre, angst und bange machen. Aber — weil doch auch der Rat eines Feindes nicht immer zu verachten ist — Ihr einziges Rettungsmittel, wenn ich bitten darf?

Wilibald. Es ist — entsetzen Sie sich nicht gar zu sehr! — es ist — weil Sie doch keinen König mehr wollen und in der That auch, so lang es noch Bourbons giebt, keinen haben können — Ihre Konstitution vom Jahre 1795, die nach dem ungeheuern Riß, den sie am achtzehnten Fruktidor bekommen hat, ohnehin nicht lange mehr halten kann, je eher je lieber selbst ins Feuer zu werfen und — einen Diktator zu erwählen.

Heribert. Einen Diktator?

Wilibald. Oder Lordprotektor, oder Protarchon, oder wie ihr ihn sonst nennen wollt. Der Name thut wenig zur Sache; wenn es nur ein Mann ist, dem ihr die unumschränkte Gewalt, welche das alte Rom, wenn es um Rettung der Republik zu thun war, einem ad hunc actum ernannten Diktator beilegte, mit Sicherheit anvertrauen könnt. Ich räsonniere so: Wenn ihr dem Königtum nicht einen so unauslöschlichen Haß geschworen hättet und wieder einen König haben wolltet und könntet, so müßte es ein liebenswürdiger junger Mann von großem hohem Geist, von den größten Talenten im Krieg und Frieden, von unermüdlicher Thätigkeit, von ebensoviel Klugheit als Mut, von dem festesten Charakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in

seiner Lebensart, immer Meister von sich selbst, ohne irgend eine Schwachheit, wobei ein andrer ihn fassen könnte, zugleich offen und verschlossen, sanft und heftig, geschmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu seiner Zeit, kurz, ein Mann sein, wie es in jedem Jahrhundert kaum Einen giebt, und dessen Genius alle andre in Respekt zu halten und zu überwältigen wüßte. Ein anderer als ein solcher könnte euch in der außerordentlichen Lage, in welche die Revolution euch geworfen hat, nichts helfen. Da ihr nun keinen solchen König haben könnt, so müßt ihr einen Diktator suchen, der alle diese Eigenschaften in sich vereinige. Er darf aber aus vielerlei Rücksichten kein eigentlicher Franzose, wenigstens von keiner alten und bekannten Familie sein; und wenn er sogar einen ausländischen Namen hätte, so wäre es nur desto besser. Auch muß er eine Menge Proben abgelegt haben, daß er alle die Eigenschaften, die ich zu eurem Diktator nötig finde und von denen ich ihm keine nachlassen kann, wirklich besitze; und wenn er sich bereits einen großen Namen in der Welt gemacht hätte und im Besitz der allgemeinen Achtung stände, so sehe ich nicht, was ihm noch abginge, um euer und der ganzen Welt Retter zu werden. Das Außerordentlichste bei der Sache ist, daß ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden.

Heribert. Buonaparte also!

Wilibald. Wer anders?

Heribert. Und auf wie lange?

Wilibald. So lange, als er es ausdauert. Ich besorge, ihr werdet ihn nur zu bald verlieren. Also je länger je besser.

Heribert mit komischem Ernst. Buonaparte Diktator der großen Nation! Der Vorschlag hat etwas Einleuchtendes. Wir werden ihn in Überlegung nehmen.

Wilibald. Ich fordre alle eure Köpfe in beiden Senaten heraus, einen bessern zu thun.

Heribert. Fast sollt' ich es selbst glauben.

Wilibald. Die Sache mag einige Schwierigkeiten haben. Aber der Hauptpunkt ist doch, euch recht von den großen Vorteilen zu überzeugen, welche die Alleinherrschaft, zumal eines solchen Mannes, wie mein Diktator ist, vor einer jungen, unerfahrnen, launenvollen und zwischen so vielen Parteien und Faktionen hin

und her schwankenden Demokratie hat, wenn es darauf ankommt, einen zu Grunde gerichteten und bereits in moralische Verwesung gehenden Staatskörper von dreißig Millionen Gliedern wieder zu beleben und aufblühen zu machen. — Ich bin Ihnen ohnehin noch die Vergleichung des Königtums mit der Demokratie schuldig, und wenn es Ihnen recht ist, so entledige ich mich dieser Schuld bei der ersten Gelegenheit.

2. Was ist zu thun?

Wilibald und Heribert.

Wilibald. So werd' ich denn doch den fatalen Augenblick sehen, da mein armes Vaterland, — dieses einst so mächtige, so ehrwürdige Germanien, das im Stande seiner rohen Freiheit von dem allgewaltigen Rom selbst nicht bezwungen werden konnte, sich von euern noch allgewaltigern Demagogen wie eine Masse Thon behandeln und nach ihrer Willkür weiß der Himmel in welche abenteuerliche Form oder Unform umgestalten lassen muß! So weit wär' es nun auch mit uns gekommen! Und dies wäre alles, was wir mit einem Kriege gewonnen hätten, der entweder nie angefangen, oder —

Heribert ihm in die Rede fallend. — sich nie endigen oder nur mit Deutschlands gänzlichem Umsturz endigen sollte? Das letzte wollen Sie doch nicht? und das erste ist nicht mehr zu ändern. Was ist also zu thun?

Wilibald. Wenn wir noch wären, was unsre Vorväter in jenen Zeiten waren, da alle übrigen Völker Europens, sogar die auf ihre damaligen Vorzüge in Kultur und Aufklärung stolzen Italiäner, noch mit Achtung von den Deutschen sprachen — so wäre diese Frage bald beantwortet. Wenn wir noch Energie, noch alten Brudersinn, noch Stolz und Vertrauen auf uns selbst, noch Vaterlandsliebe und Nationalgeist hätten —

Heribert. Vaterlandsliebe? Nationalgeist? — Lieber Wilibald! wozu dieser Eifer? Und wenn Sie ihn sogar in jedem einzelnen Deutschen entzünden könnten, wozu? Was würde, da die Sachen nun einmal so weit gekommen sind, damit ausgerichtet? Soll die deutsche Nation in Masse aufstehen?

Wilibald tief erseufzend. Sie haben Recht! Ich vergaß, daß

wir das nicht können — nicht dürfen, wenn wir's auch könnten; ich vergaß, daß wir keine Nation sind, daß wir das ungeheure Bild sind, das König Nebukadnezar einst im Traume sah — „dessen Haupt war von feinem Gold, seine Brust und Arme von feinem Silber, sein Bauch von Erz, seine Schenkel von Eisen, seine Füße halb von Eisen und halb von Thon".

Heribert. Und Sie wundern sich noch, daß diese Füße von dem gewaltigen Stein, der auf sie herabfiel, zerschmettert wurden?

Wilibald. Da Sie sich doch dieses Umstandes so gut erinnern, so wissen Sie wohl auch, was weiter erfolgte? — „Da wurden mit einander zermalmet Eisen, Thon, Erz, Silber und Gold und wurden wie Spreu auf der Sommertenne, und der Wind verwehte sie, daß man sie nirgends mehr finden konnte."

Heribert. Und Sie, mein Freund, erinnern sich auch noch, daß „der Stein, der das Bild schlug, zu einem großen Berge ward und die ganze Welt erfüllte"?

Wilibald. Ich bitte Sie, lassen wir den Seher Daniel und den Träumer Nebukadnezar an ihrem Orte. Mir schaudert vor allen diesen Ähnlichkeiten! O der Berg! der Berg! der dreimal verwünschte Berg! — Es ist schwer, lieber Heribert, den Gedanken zu ertragen, daß ein Staat, dessen majestätischer Bau selbst in seinem Verfall der Welt noch Ehrfurcht gebot, ein Reich, das sowohl durch seine geographische Lage, Größe, Fruchtbarkeit und Bevölkerung als durch das, was seine Bewohner schon sind und unter günstigen Umständen noch werden könnten, zur Grundfeste des policierten und aufgeklärten Europa bestimmt ist, daß ein solches Reich dem neufränkischen Koloß, der sich auf einmal über die ganze Welt erhebt, zu einem bloßen Fußgestell dienen soll! Es ist schwer, den Gedanken zu ertragen, daß drei oder vier französische Advokaten das Schicksal von vierzig bis fünfzig Millionen Menschen entscheiden und, weil auch wir — wie die Schweizer — die gute Zeit, wo wir uns selbst hätten helfen können, verschlummert haben, sich nun ermächtiget finden sollen, uns in unsrer gewohnten Lebensordnung zu stören und uns, wie jener alte Räuber, mit

4ff. dessen Haupt ... Thon, Daniel 2, V. 31 u. f. W. — 34. jener alte Räuber. Damastes oder Polypemon legte die gefangenen Wanderer in ein Bett, zerrte die kleinen, damit sie es ganz ausfüllten, und riß sie in Stücken, die großen aber verstümmelte er, damit sie hineinpaßten. Gewöhnlich wird er Procrustes genannt, *Προκρούστης* von *προκρούω*, schmieden, hämmern, zerren und martern. Doch war dies eigentlich nur der Beiname des Damastes.

Gewalt in ihr eisernes Bett zu legen, um so lange an uns zu stümmeln und zu recken, bis wir so kurz oder lang sind, als sie uns haben wollen.

Heribert. Hoffentlich ist es so arg nicht, wie Sie sich's in diesem düstern Augenblick vorstellen. Gesetzt aber, es wäre, wie ist zu helfen?

Wilibald. Daß dies noch die Frage ist, das ist es eben, was mich und alle biedere Deutsche so mißmütig macht.

Heribert. Aber wie wär' es anders möglich? Ihr Deutschen seid nun einmal im strengen Sinne des Worts keine Nation, sondern ein Aggregat von mehr als zweihundert größern, kleinern, noch kleinern und unendlich kleinen Völkern und Völkchen. Das gestehen Sie selbst und dagegen hilft kein Nationalstolz, keine Selbsttäuschung. Daß dieses Aggregat sich nun auf einmal einbilden soll, eine Nation zu sein; daß es mit gesamter Kraft wie ein Mann aufstehen und Vermögen, Leib und Leben aufopfern soll, um die Dauer einer unhaltbar gewordnen Verfassung zu verlängern und die hohen Vorrechte der römisch-katholischen Ritterschaft aufrecht zu erhalten — wer kann das erwarten? Was geht alle diese Menschen die Integrität des Reichs an, und um was wird der Tiroler, der Halberstädter, der Mecklenburger, der Württemberger u. s. w. unglücklicher sein, wenn den Abkömmlingen der altdeutschen Ritter die Gelegenheit benommen wird, Fürsten zu werden?

Wilibald. Wenn diese Art zu vernünfteln gälte, wer bliebe bei dem Seinigen? Niemanden kann und darf genommen werden, was er rechtmäßig hat. Aber Sie berühren da gerade die rechte Saite. Ich will Ihnen zugeben, daß unserm Volke wie jedem andern in der Welt eben nicht sehr viel daran gelegen ist, ob es mit einem krummen oder geraden Stabe geweidet wird. Aber wem ist an der Integrität des Reichs, insofern sie dermalen in Gefahr ist, mehr gelegen als eben dieser so zahlreichen Klasse von Rittern, die, genau zu reden, die eigentlichen Staatsbürger des deutschen Reichs sind und, wenn sie für einen Mann ständen und der Heldengeist ihrer Vorfahren noch in ihrem Busen loderte, so viel zur Verteidigung ihres Vaterlandes und ihrer Vorzüge vor dem Adel aller andern Völker des Erdbodens thun könnten?

Heribert leise vor sich. Da müßten sie auch das Mark ihrer Vorfahren in den Knochen haben.

Wilibald ohne darauf zu achten, fortfahrend. Glauben Sie, daß ein *Franz von Sickingen*, ein *Ulrich von Hutten*, ein *Schärtlin von Burtenbach* den Ereignissen unsrer Tage so gelassen und unthätig zugesehen hätte?

Heribert. Ich bitte Sie, lieber Wilibald, sehen Sie selbst die Dinge mit etwas mehr Gelassenheit an und reden Sie nicht, als ob Sie im sechzehnten Jahrhundert lebten! Ich bin überzeugt, daß es den Abkömmlingen jener altdeutschen Helden weder an Mut noch gutem Willen fehlt; sie sind zu beklagen, nicht zu tadeln, wenn sie einer alles mit sich fortreißenden Gewalt weichen müssen. Was würde Franz Sickingen und Ulrich Hutten selbst, wenn sie in diesem Augenblicke mit ihrer ganzen Kraft aus ihren Gräbern hervorgingen, *mehr* thun können, als unmutig ihre zottellockigen Heldenköpfe schütteln und — in ihre Gräber zurücksinken?

Wilibald. Leider ist es, wie Sie sagen. Und so wäre denn die Reihe an mir, Sie zu fragen: Was ist zu thun?

Heribert. Sehen Sie sich nach allen Seiten um, drehen und wenden Sie sich, wie Sie wollen und können, strengen Sie alle Nerven und Sennen Ihrer Erfindungskraft und Überlegung bis zum Reißen an, Sie werden kein anderes Resultat herausbringen als die goldne Maxime, die so lange gegolten hat und gelten wird, als die Welt in ihren alten Angeln geht: „*der Notwendigkeit nachgeben.*“

Wilibald. Darf man fragen, Bürger Heribert, wie viel Sie damit genau sagen wollen?

Heribert. Ich will mich erklären. Setzen Sie den Fall, eine alte Familie hätte von ihren Voreltern eine uralte, ehrwürdige, gotische Burg mit allen Zubehören, Türmen und Türmchen, Zinnen und Schießscharten, steilen Wendeltreppen, kleinen Zimmern, großen Sälen voll Hirschgeweihen und geharnischter Ahnen, Rüstkammern, Gewölben, Kellern, Wassergräben und Zugbrücken geerbt, und diese edle Familie hätte sich mit ihren zahlreichen Dienern und Knechten seit Jahrhunderten, trotz allen Veränderungen, die inzwischen in der Welt vorgegangen, in und mit dieser unbequemen, finstern, winklichten, kalten und muffichten alten Burg beholfen, so gut sie gekonnt und gewußt; hier und da wäre auch wohl eine Scheidewand durchbrochen, ein altes Zimmer nach modernem Geschmack umgestaltet und verziert oder eine dunkle Winterstube mit etwas mehr Licht versehen, die beräucherten Decken neu getüncht

und bemalt, Kreuzgänge und Vorsäle in eine Menge kleiner Zimmerchen und Degagements verwandelt, kurz, von Zeit zu Zeit so viel in dem alten Wesen verändert und modernisiert worden, daß das Ganze zuletzt das Ansehen eines seltsamen und in seiner Art einzigen Mitteldings von einem altgotischen Ritter- und Zauberschloß und einem in verschiedenen Epochen nach verschiedenen Planen stückweise zusammengeflickten italiänisch-französischen Palast gewonnen hätte; alle diese Veränderungen aber hätten der Festigkeit und dem Zusammenhang dieses weitläufigen Gebäudes unvermerkt großen Abbruch gethan, so daß es sich hier und da stark gesenkt, fürchterliche Risse bekommen, mit einem Worte, so baufällig geworden, daß endlich den edeln Bewohnern selbst (von ihren Dienern und Knechten nichts zu sagen), ungeachtet ihrer frommen Anhänglichkeit an die uralte Familienburg ihrer Vorfahren, nicht sonderlich wohl darin zu Mut gewesen wäre. — Sie hätten zwar ihr Möglichstes gethan, dem Übel zu steuern, hätten hier und da frische Balken durchgezogen, Strebpfeiler aufgeführt, Löcher und Risse ausgestopft und zugemauert, im übrigen die Sache Gott befohlen, sich gute Tage gemacht und, was künftig zu thun sein möchte, der Zeit und ihrer Nachkommenschaft überlassen; es wäre aber freilich weder mit jener Flickerei noch mit dieser Resignation der Sache geholfen gewesen. Inzwischen wäre in einem benachbarten Land ein schreckliches Erdbeben ausgebrochen, dessen Bewegungen sich weit umher verbreitet und auch die besagte alte Gotenburg so kräftig erschüttert hätten, daß einige Türmchen und Angebäude wirklich eingestürzt und das Hauptgebäude in einen so schadhaften Stand gekommen wäre, daß die Familie es mit Sicherheit nicht länger bewohnen könnte. Gesetzt nun, in dieser Lage der Sache meldete sich ein fremder Baumeister —

Wilibald. O ja, bei Teut und Wodan! ein feiner Baumeister!

Heribert. Und wenn es der leibhafte Satan wäre — man sieht ja mehr als eine Probe, daß er kein alltäglicher Baumeister ist — wenn er einen Vorschlag zu thun hat, so muß er gehört werden.

Wilibald. Aber ich bitte Sie, welch ein Vorschlag!

Heribert. Nun, nun! der Vorschlag ließe sich doch immer hören, dächt' ich; oder wissen Sie einen bessern?

Wilibald. Freund Heribert, Ihr Gleichnis ist nicht viel

2. Degagements, Nebenausgänge.

tröstlicher als Nebukadnezars Traum. Ich will nicht leugnen, was nur ein Wahnsinniger leugnen könnte: es steht um das bewußte Gebäude freilich so so! Es hatte schon in der ersten Anlage wesentliche Fehler, ist schon so oft, immer nach einem andern Plan, verändert worden, hängt so schwach zusammen, hat so wenig Ebenmaß in den Verhältnissen seiner Teile; — überdies wohnen manche Zweige der hohen Familie ziemlich ungemächlich — mehrere wissen kaum unterzukommen. — Es wäre viel davon zu sagen, wenn die Sache nicht zu notorisch wäre. — Und doch, ohne das verwünschte Erdbeben hätten wir und sogar unsre Nachkommen nach Gottes Willen uns vielleicht noch lange darin behelfen können, bis es uns über den Köpfen zusammengefallen wäre.

Heribert laut auflachend. Wirklich? Was Sie für ein gutmütiger Mann sind, Wilibald! Sie sind wirklich zu bedauern, daß Ihnen das neidische Schicksal die Glückseligkeit nicht gönnen will, sich noch länger in einer Wohnung zu behelfen, die Ihnen eine so tröstliche Aussicht giebt. Ich muß gestehen, Sie haben sich über großes Unrecht zu beklagen.

Wilibald. Aber was geht unsre Burg euere Baumeister an? Wir können und werden uns schon selber helfen, wenn wir's nötig finden!

Heribert. Sei'n Sie so billig, zu bedenken, daß der fremde Baumeister einer Ihrer nächsten Nachbarn ist, und verlangen Sie nicht, daß es ihm gleichgiltig sei, in was für Umständen ein Gebäude sich befindet, dessen Einsturz seine eigne Wohnung beschädigen könnte. Aber lassen wir alle diese Nebenbetrachtungen! Sie kommen zu spät. Das Erdbeben hat nun einmal seine fatale Wirkung gethan, es muß für das Unterkommen der dadurch Beschädigten gesorgt werden; die Frage ist nur, wie und woher.

Wilibald. Was wäre Ihr Rat, Heribert, wenn Sie zu raten hätten?

Heribert. Die ganze Familie ist natürlich in großer Bewegung. Daß etwas gethan werden müsse, ist augenscheinlich. Darin stimmen alle überein. Aber was? Da sitzt der Knoten, ein sehr verwickelter, den entweder weise Klugheit auflösen muß oder Alexanders Schwert zerhauen wird.

Wilibald. Zum letztern soll es hoffentlich nicht kommen, wofern

9. zu notorisch. Wieland meint, die Sache ist so bekannt, daß sie keines Wortes mehr bedarf.

nicht alle über- und unterirdische Mächte sich verschworen haben, uns Sinn und Mut zu rauben. Aber lassen wir, ich bitte Sie, die Allegorie fahren, mit der wir nur zu lange gespielt haben, und die, wie passend sie auch in einigen Punkten ist, doch in andern uns nur zu Trugschlüssen verführen würde. So ist es z. B. mit dem Erdbeben, das einige Nebengebäude unsrer alten gotischen Burg einstürzen machte. Wenn wir die Allegorie aufgeben und die Thatsachen, wovon die Rede ist, an sich selbst erwägen, so ist klar, daß es nur auf den freien Willen des französischen Direktoriums ankäme, gemäßigter in seinen Forderungen zu sein und von einer so offenbar ungerechten Anmaßung, als die Vereinigung des linken Rheinufers mit dem französischen Gebiet ist, abzustehen, so wie es unsrerseits nur Mangel an Energie, Nationalstolz, Patriotism und Gemeingeist ist, wenn wir uns jemals bequemen, durch eine so demütigende Nachgiebigkeit unsre Schwäche und Blöße vor der ganzen Welt aufzudecken.

Heribert. Ich kann hierin nicht Ihrer Meinung sein; denn ich glaube, auch der tapferste und biederste Mann könne ohne Schamröte nachgeben, wo Beharrlichkeit auf dem Gegenteil das ungleich größere Übel wäre. Auf die Frage: „ob die französische Republik so unrecht daran thue, das eroberte linke Rheinufer zur Entschädigung fürs Vergangene und Sicherstellung für die Zukunft zurückbehalten," wollen wir uns, mit Ihrer Erlaubnis, nicht einlassen. Sie gehört ungefähr unter ebendieselbe Rubrik, wie die Frage, mit welchem Recht die Republiken Polen und Venedig ihrer politischen Existenz beraubt und unter auswärtige Mächte ausgeteilt worden, die unter andern Umständen nie daran gedacht hätten, sich ein Recht an die Beherrschung dieser Staaten zuzueignen. Aber, wie gesagt, wir wollen jetzt mit Beseitigung der Rechtsfrage bloß als Thatsache zum Grunde legen, daß die französische Republik das linke Rheinufer nun einmal im Besitz hat und gutwillig nicht wieder hergeben wird.

Wilibald. Die erste Frage wäre also: ob dem deutschen Reiche zugemutet werden könne, einem so wichtigen integranten Teil seines Staatskörpers gutwillig zu entsagen.

Heribert. Lassen Sie uns die Frage lieber so stellen: Wäre es wohlgethan, wenn das deutsche Reich, so wie die Sachen nun einmal stehen, sich selbst zumuten wollte, die Länder des linken Rheinufers durch Gewalt der Waffen wiederzuerobern?

Wilibald macht eine Grimasse, scheint etwas sagen zu wollen und schweigt mit halb offnem Munde.

Heribert. Ich sagte ausdrücklich: „so wie die Sachen nun einmal stehen." Ich bitte Sie also, versetzen Sie sich nicht wieder mit Ihrer Einbildungskraft in die alten Zeiten, die nicht mehr sind und nicht wiederkommen können; lassen Sie die Ritter und Helden des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in ihren Gräbern ruhen und sagen mir nur: wenn es auf Ihre Meinung ankäme, könnten Sie mit ruhiger Vernunft und gutem Gewissen zu Fortsetzung des Krieges raten?

Wilibald die Achseln zuckend. Da dies nicht die Meinung der beiden mächtigsten Fürsten zu sein scheint und ein hinlänglicher Beistand einer großen, aber zu weit entfernten nordischen Macht weder gewiß, noch aus sehr wesentlichen Rücksichten von den Deutschen selbst zu wünschen ist, so bleibt freilich wenig Hoffnung übrig —

Heribert. Ich sage Ihnen, auch wenn die beiden mächtigsten Reichsfürsten sich entschließen könnten, Anteil an einem solchen, dem ersten Ansehen nach sehr patriotischen, Kriege den thätigsten Anteil zu nehmen, so ist doch höchstwahrscheinlich (um nicht gewiß zu sagen), daß Deutschlands gänzlicher Untergang die Folge eines solchen Krieges sein würde. — Es wäre denn, daß Sie ein Mittel wüßten, etliche hunderttausend Mann und einige tausend Kanonen mit allem Zubehör auf Feenwagen und Luftschiffen in möglichster Geschwindigkeit an den Rhein zu transportieren, und (was ich nicht zu vergessen bitte) daß Sie noch überdies ein Arcanum hätten, dieses ungeheure Kriegsheer wenigstens ein paar Monate lang von bloßer Luft leben zu lassen.

Wilibald. Wir reden von einer sehr ernsthaften Sache, Heribert!

Heribert. Auch ich spreche im höchsten Ernst. Deutschland kann und will keinen Krieg mehr aushalten. Oder meinen Sie, daß es an dem unsäglichen Elend, das die letzten drei Jahre über eine Hälfte dieses Reichs gebracht haben, nicht schon mehr als genug hätte? Soll die andere Hälfte auch noch zu Grunde gerichtet werden, um etwas zu erhalten, was sie wahrscheinlich am Ende doch nicht erhalten würde, und woran, die reine Wahrheit zu sagen, dem größten Teile des deutschen Menschenaggregats wenig oder nichts gelegen ist?

12. mächtigsten Fürsten, Preußen und Österreich. — 13. nordischen Macht, Rußland.

Wilibald. An der Erhaltung des Ganzen ist allen gelegen oder sie verkennen ihr wahres Interesse.

Heribert. Da treffen Sie den rechten Fleck, Wilibald! Die Rede kann jetzt nicht davon sein, was das bisherige deutsche Staatsrecht zuläßt oder nicht, noch davon, was gute Patrioten wohl wünschen möchten und lieber sehen würden. Über alles besondere Interesse geht das allgemeine; über allen konventionellen Gesetzen steht ein höchstes, allein heiliges und keine Ausnahme gestattendes Grundgesetz: das Heil, die Erhaltung, die Rettung des Ganzen. Um sein Leben zu retten, opfert man ein Glied auf; warum sollte das deutsche Reich nicht einen zwar beträchtlichen, aber verhältnismäßig doch nicht unentbehrlichen Teil seines Körpers — seiner Existenz aufopfern?

Wilibald. Sie setzen aber auch immer den ärgsten Fall auf unsrer Seite voraus. Das Kriegsglück ist veränderlich; es kann sich wenden und endlich einmal auch wohl die gerechte Sache begünstigen.

Heribert. Victrix causa Diis placuit. Verlassen Sie sich nicht zu viel weder auf die Gerechtigkeit Ihrer Sache noch auf die Veränderlichkeit des Glücks! Aber gesetzt auch, was doch so ganz und gar nicht wahrscheinlich ist, nach einem neuen, vieljährigen, blutigen und zerstörenden Kriege, der gewiß von beiden Seiten mit kannibalischer Wut und Grausamkeit geführt würde, der dem deutschen Reiche das Leben von Myriaden seiner blühenden Jünglinge und zu nötigern und bessern Geschäften als zum Rauben und Morden brauchbaren Männer kosten, eure Fürsten und Herren ihrer Länder und Besitzungen berauben, eure Städte verwüsten, eure Dörfer und Landschaften in Brand stecken und in Einöden verwandeln, eure Weiber und Kinder den schändlichsten Mißhandlungen und einem Elend, wovon die bloße Vorstellung unerträglich ist, preisgeben würde — gesetzt auch, die Wiedereroberung des verwüsteten Bodens der ehemals so blühenden Länder des linken Rheinufers wäre am Ende der Gewinn dieses Krieges: könnten Sie als ein redlicher deutscher Patriot und als ein Mensch — zum Kriege raten?

Wilibald seufzt, hält die Hand vor die Stirn und schweigt.

Heribert. Ich sehe, daß ich Sie ängstige. Lassen Sie uns die Augen von dieser Seite wegwenden. Die Sache hat mehr als eine Seite, und alles könnte sehr leicht eine ganz andere

17. Victrix causa Diis placuit, die siegreiche Sache gefiel den Göttern.

Wendung nehmen. Was neuerlich in Italien und in der Schweiz geschehen ist, sollte den Deutschen billig zur Warnung dienen. Der Geist der Freiheit und Gleichheit, den unsre Revolution über alles Fleisch ausgegossen zu haben scheint, und der bereits sogar im Reiche der Ottomanen zu gären beginnt, hat auch in Deutschland eine weit größere Anzahl von Köpfen, als man sich vielleicht vorstellt, schwindeln gemacht; und glauben Sie mir, unser Direktorium weiß es, rechnet darauf und wird, wenn es zur Fortsetzung des Kriegs käme, seine Maßregeln darnach nehmen. Sie sehen, wie schnell und leicht es die Demokratisierung des ganzen aristokratischen Teils von Helvetien bewerkstelligt hat; eine Revolution, von der nur noch vor drei Monaten keine einzige Schweizerseele sich träumen ließ, weder daß sie so nahe sei, noch daß sie so leicht, wie man eine Hand umkehrt, zustande kommen könnte. Sie dürfen es für gewiß nehmen, daß unsre Gewalthaber diese Erfahrung nicht angestellt haben, ohne bei Gelegenheit fernern Gebrauch von ihr zu machen. Auch bitte ich Sie, den Umstand nicht zu übersehen, daß das helvetische Landvolk größtenteils keine oder verhältnismäßig nur sehr unbedeutende Beschwerden über seine bisherigen Obern zu führen hatte. Ich fürchte, dies möchte in Deutschland nicht allenthalben der Fall sein. — Dem Verständigen ist ein Wink genug, und Sie können sich nun alles weitere selbst sagen.

Wilibald. Ich gestehe, dies verdient von unsern Obern und vornehmlich von unsrer edeln Ritterschaft, deren Interesse jetzt hauptsächlich auf dem Spiele steht, wohl beherzigt zu werden. In der That ist die Geschichte der Berner Revolution mit allen ihren kleinsten Umständen in Absicht der praktischen Folgerungen, die sich dem Staatsmann, der seine Kunst auf Menschenkenntnis baut, darbietet, von der höchsten Wichtigkeit; und wenn sie auch sonst nichts lehrte, als wie wenig man sich sogar auf ein treugesinntes Volk und wie gar wenig auf sich selbst verlassen darf, so wäre sie wahrlich lehrreich genug für jeden, dem noch zu raten ist.

Heribert. Setzen Sie auch den Fall, das deutsche Bürger- und Landvolk sei mit seiner dermaligen Verfassung und Regierung noch so wohl zufrieden —

Wilibald. Das können wir auch, glaube ich, von einem ansehnlichen Teile der deutschen Provinzen sicher voraussetzen.

Heribert. Ich will sogar den gerechten Haß, der noch immer

in den Gemütern der Einwohner des im Jahre 1796 so übel von uns gemißhandelten Schwaben- und Frankenlandes gegen die Franzosen kochen muß, mit in den Anschlag bringen, und gleichwohl behaupte ich, daß die bloße Verzweiflung bei Vorstellung alles Jammers, den die Fortsetzung des Krieges von Feinden und sogenannten Freunden über sie bringen würde, hinlänglich sein müßte, im Fall die Unsrigen mit Feuer und Schwert in der einen Hand und mit Freiheit und Gleichheit in der andern vor ihre Grenzen rückten, ebendieselbe Wirkung auf diese Menschen zu thun, die in Helvetien der bloße Gedanke, „es noch besser zu haben“, hervorgebracht hat. — Die Folgen einer solchen Revolution — es sei nun, daß sie gelänge, oder daß sie allen Jammer eines tödlichen Kampfes zwischen den größern Mächten und unsrer Republik noch mit den Gräueln eines wütenden Bürger- und Bauernkrieges in den Eingeweiden Deutschlands vermehrte — überlasse ich Ihnen selbst zu erwägen oder vielmehr sich darin zu verlieren; denn sie sind unermeßlich.

Wilibald. Ich gestehe Ihnen, Heribert, Sie haben mich aus meinem ganzen Widerstandsplan und sogar aus meinen eifrigsten Wünschen herausgeschreckt; und ehe ich mein Vaterland der Gefahr, demokratisiert zu werden, aussetzen will, trete ich Ihnen lieber das ganze linke Rheinufer mit allem seinem Zubehör auf immer und ewig ab.

Heribert. Ich danke Ihnen herzlich dafür, daß Sie mich der Notwendigkeit überheben, zu so scharfen Maßregeln gegen Sie zu schreiten. Da wir uns nun über diesen Präliminarpunkt in Güte verglichen haben, so wollen wir, wenn es Ihnen gefällt, zum zweiten übergehen und die Frage in Erwägung nehmen, wie und woher die Fürsten, die durch die Einverleibung ihrer Länder und Besitzungen in die französische Republik verlieren, entschädigt werden sollen.

Wilibald. Wenn ich, was Gott verhüte, ein Republikaner wäre, so würde ich sagen: Müssen denn diese Fürsten entschädigt werden? Und wie kommen die neufränkischen Demokraten und Demagogen, die vor wenig Jahren noch alle Könige und Fürsten vom ganzen Erdboden wegtilgen wollten, nun auf einmal zu einer so zärtlichen Teilnahme an dem Interesse der durch sie selbst beschädigten Fürsten?

Heribert. Vermutlich, weil unsre Machthaber es vorderhand

ihren Absichten gemäß finden, einige große Häuser in Deutschland aufrecht zu erhalten. Sie müssen wissen, wenn wir gleich ein wenig Jakobiner sind, so sind wir doch seit einiger Zeit gar schlaue und weitsehende Politiker geworden.

Wilibald. So scheint es. Aber da ich kein Republikaner, sondern — ein ehrlicher alter Deutscher bin, so hätte ich wohl große Lust darauf zu bestehen, daß Ihre Bürgerdirektoren sich um ihre eigenen Angelegenheiten bekümmern und uns selbst überlassen möchten, wie wir mit den unsrigen fertig werden wollten.

Heribert. Darauf habe ich Ihnen keine andere Antwort zu geben als die, welche der Bürger Mengaud den Berner Deputierten gegeben haben soll: „So ist der Wille des Direktoriums."

Wilibald. Gestehen Sie, Bürger Heribert, daß man über eine so arrogante Sprache toll werden könnte.

Heribert. Das wäre nur desto schlimmer für Sie, lieber Wilibald! denn das Direktorium will nun einmal, was es will, und hat, wie man sagt, nicht nur die Entschädigung der spoliierten Fürsten, sondern sogar seine Antwort auf die Frage woher? zu einer absoluten Bedingung des Friedens gemacht.

Wilibald. Bei Gott, das ist hart! Das nenn' ich Gewalthaber! Und den übrigen Erdenbewohnern bleibt also nichts übrig, als zu allem, was diese Mächtigen auf Erden wollen, ein demütiges Ja zu nicken?

Heribert. Das möchte dermalen wohl der beste Rat sein. Aber gedulden Sie sich! Vermutlich wird es nicht immer so bleiben. Die Reihe zu wollen wird auch wieder an andere kommen, und gebe der Himmel, daß sie dann die Macht, die in ihren Händen sein wird, bescheidener gebrauchen als wir!

Wilibald. Es sind schon anderthalb Jahre, daß ich von Säkularisation unsrer geistlichen Fürstentümer und Reichsgotteshäuser und von Verteilung der Reichsstädte unter die übrigbleibenden weltlichen Fürsten als von einer beschlossenen Sache hörte. Aber damals hing die Ausführung noch von dem ungewissen Ausgang des Krieges ab, und so wie dieser beinahe täglich einen andern Anschein gewann, so sanken und stiegen wechselsweise die Schalen der Furcht und der Hoffnung. Jetzt, da die Stunde der Entscheidung gekommen ist, scheint das Übergewicht der ersten so groß zu sein, daß in der andern beinahe nichts übrig bleibt als

die federleichte Hoffnung, die Großmut euerer Allgewaltigen zu rühren

Heribert. Das erinnert mich an die Mutter, die den Krokodil durch Bitten und Thränen zu bewegen hoffte, ihr ihren schon in seinem Rachen steckenden Sohn wiederzugeben. Aber, wie gesagt, wir wollen nicht nur, was wir wollen, mit eiserner Festigkeit, wir gedenken auch unsern alten Ruf, Meister in der feinsten Politik zu sein, wiederherzustellen; und da die reichen Stiftungen der Karolingischen Kaiser und Könige nun einmal für Nationalgüter erklärt werden sollen und wir so großmütig sind, die Ansprüche, die wir in Karls des Großen und Ludwigs des Frommen Namen geltend machen könnten, aus eigner Bewegung fahren zu lassen, so wollen wir wenigstens ein entscheidendes Wort zu ihrer Verteilung zu reden haben.

Wilibald. Die Sache scheint noch in weitem Felde und großen Schwierigkeiten unterworfen zu sein, zumal, da niemand Lust bezeigt, sich auf Kosten der Kirche und der Reichsverfassung zu vergrößern oder vergrößern zu lassen.

Heribert. Wenn es jetzt das erste Mal wäre, da den Fürsten des Kaiserreichs eine solche Maßregel zu Entschädigung derer, welche Anspruch an Entschädigung zu machen haben, zugemutet würde, so möchte man sich diese Abgeneigtheit, wenn es anders Ernst damit ist, nicht wundern lassen. Aber da der Fall im westfälischen Frieden schon vorgekommen ist und Kaiser und Reich sich damals ermächtigt hielten, zwei ansehnliche Erzbistümer und mehrere Bistümer in weltliche Erbfürstentümer zu verwandeln, als das eiserne Gesetz der Not und das dringende Bedürfnis des Friedens dieses Auskunftsmittel unvermeidlich machten, so ist nicht einzusehen, warum ähnliche Umstände und gleiche Beweggründe nicht auch zu gleichen Maßnehmungen berechtigen sollten; es wäre denn, daß man in der Meinung stände, ein so verzweifeltes Hilfsmittel könne nur durch einen dreißigjährigen Krieg einigermaßen gerechtfertigt werden.

Wilibald. In der That kann ich es niemanden übel nehmen, der in einem solchen Falle keine andre Wahl als zwischen siegen und sterben gelten lassen wollte.

Heribert. Um Vergebung, Wilibald! das möchte doch wohl nur dann angehen, wenn ein Fürst der Kirche, der diesen Spruch zu seinem Wahlspruch machen wollte, wie Julius II. oder der

berüchtigte Bischof von Münster Christoph von Galen in eigner Person für die unverletzlichen Rechte seiner Kirche zu Felde ziehen wollte; und auch das dürfte dem strengen Rechte nach nur in den alten Ritterzeiten, mittels eines Zweikampfs, wobei der infulierte Kämpfer doch nur sein eignes Leben in die Schanze geschlagen hätte, stattgefunden haben.

Wilibald. Ich bin versichert, wenn das französische Direktorium (wie ich nicht hoffen will) mit diesem fatalen Bruch in die Reichsverfassung am Ende noch durchdringen sollte, so werden die Bischöfe, die der Rettung des Ganzen ein so großes Opfer zu bringen berufen wären, es auf eine edle und verdienstliche Art thun und sich dadurch eine auf Ehrfurcht und Liebe gegründete Art von Herrschaft über die Herzen aller guten Menschen erwerben, die sich im Grunde für Diener und Vorsteher der Kirche besser schickt und zu dem großen moralischen Zweck ihres ehrwürdigen Amtes besser paßt als irdische Hoheit und weltliche Regierungssorgen.

Heribert. Und dieses Opfer wird ihnen um so leichter werden, da das Haupt der Kirche, Papst Pius VI. selbst, seinen geliebten Söhnen mit dem rühmlichsten Beispiele vorleuchtet und der täglich näher kommenden Demokratisierung der Stadt Rom und dessen, was vom Kirchenstaat noch übrig ist, mit einer Gleichmütigkeit und Ergebung entgegensieht, die dem heiligsten und demütigsten aller seiner Vorfahren auf der Cathedra Petri Ehre gemacht hätte. Sie wissen, lieber Wilibald, wiewohl mich mein Schicksal zu einem Bürger der fränkischen Republik gemacht hat, so bin ich doch keiner von denen, die das Malzeichen des apokalyptischen Tiers an der Stirne tragen; ich bin weder ein Jakobiner, noch ein Antichrist, und ich gestehe Ihnen, daß ich es unsern Gewalthabern nicht verzeihen kann, daß sie dem ehrwürdigen Greis, den selbst ein Muhamedaner, ein Hindu, ein Anhänger des Dalai-Lama aus so vielfacher Rücksicht oder doch wenigstens seines hohen Alters wegen mit schonender Ehrfurcht behandeln würde, noch die letzten Tage seines Lebens so unbarmherzig zu verbittern fähig sind.

Wilibald. Was sollten Menschen von ihren Gesinnungen und Grundsätzen nicht fähig sein? Seit dem 18. Fruktidor be-

19. Pius VI., vgl. die Einleitung. — 24. Cathedra Petri, Stuhl Petri. — 36. Fruktidor, Fruchtmonat in der französischen Revolution. Er geht vom 18. August bis 16. September.

fremdet mich von ihnen nichts mehr. Bald, ich sag' es mit bittrer Wehmut, bald wird mich auch kein Unrecht, kein Frevel, keine Abscheulichkeit von den letzten Generationen dieses so düster und schauderlich zu Ende gehenden Jahrhunderts mehr befremden. Die immer zunehmende Erschlaffung aller Bande, womit die Natur und die bürgerliche Gesellschaft die Menschen zusammenknüpft und einander unentbehrlich macht; die armseligen Wahnbegriffe, die sich, besonders in diesen letzten zehn Jahren, so vieler Köpfe bemächtigt haben und die Verdorbenheit der Herzen vollständig und unheilbar machen; ein gefühlloser Egoism, der alles nur auf sein individuelles Selbst bezieht, andre Menschen nur als Mittel und Werkzeuge seiner eignen Zwecke behandelt und beim Anblick der unglücklichen Opfer seiner selbstsüchtigen Leidenschaften und Plane das schwache, sich noch entgegensträubende Menschheitsgefühl durch willkürliche Begriffe und sophistische Vernünfteleien zu betäuben weiß; die immer allgemeiner werdende Geringschätzung alles dessen, was den Menschen, wenn sie nicht von Stufe zu Stufe bis zur hassenswürdigen und ekelhaften Unnatur der Swiftischen Yahoos herabsinken sollen, immer heilig und ehrwürdig bleiben muß; die wilden Leidenschaften und der wütende, sich alles erlaubende Haß, die kalte Mordlust und die barbarische Zerstörungswut, womit die kultiviertesten Nationen in Europa einander den Untergang geschworen haben und mit blind rasender Selbstaufopferung zubereiten: alle diese charakteristischen Zeichen unsrer Zeit, was für einen traurigen Anblick geben sie dem, der einst bessere Zeiten sah und nun, beinahe mit völliger Gewißheit, daß seine Enkel noch schlimmere sehen werden, aus der Welt geht!

Heribert. Beruhigen Sie sich, lieber Wilibald! alle diese Übel, an welchen unser seinem Grabe zueilendes Jahrhundert tödlich krank liegt, und aus deren Zusammenstellung Ihre unvermerkt überspannte Einbildungskraft ein so melancholisches Bild unsrer Zeit entworfen hat, sind im Grunde doch nur eine Seite des wirklichen Zustandes der Menschheit in der wichtigen Epoche, worin wir leben. Wenn wir beide jetzt dazu gestimmt wären, so würde wohl Ihnen oder mir nichts leichter sein, als ein sehr schönes Gegenbild von der andern Seite zu entwerfen, das in allen seinen Zügen gleich wahr und treffend wäre, und dessen

18. Swift, berühmter satirischer Schriftsteller, geb. zu Dublin 30. November 1667, gest. 19. Oktober 1745.

Anblick nicht fehlen könnte, die düstern Ahnungen einer noch schlimmern Zukunft aus Ihrem Gemüte zu verbannen und es vielmehr mit wohlgegründeten Hoffnungen und heitern Aussichten auf einen schönen Tag, der nach dem gegenwärtigen Sturme der Welt aufgehen wird, zu erfüllen. Gewiß ist die Krisis, worin Europa sich in diesem Augenblick mit so gräßlichen Zuckungen hin und her wirft, eine der heftigsten, die sich jemals ereignet haben. Ich betrachte sie als einen furchtbaren Kampf auf Tod und Leben zwischen dem guten und bösen Genius der Menschheit, in welchen wir alle verflochten sind, weil beide Gegenkämpfer in jedem Menschen einen offenbaren oder heimlichen Anhang haben. Daß der Orkan, den ein solcher Kampf erregen muß, die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft erschüttert, hier und da gräuliche Verwüstungen anrichtet, alte morsche Thronen und nicht länger haltbare Verfassungen umstürzt; daß die aus ihrem Schlaf geschreckten, betäubten, alles für ihre Existenz fürchtenden Menschen die Besonnenheit verlieren und, indem jeder nur sich selbst retten will, in der allgemeinen Verwirrung wild und sinnlos gegen einander anrennen und sich selbst mit andern ins Verderben stürzen; daß in einem solchen Sturm alles fallen mußte, was nur noch auf schwachen Stützen stand; daß unter so vielen übereinanderstürzenden Ruinen unvermeidlicher Weise Schuldige und Unschuldige begraben wurden und dem Anschein nach Gutes und Böses, Unbrauchbares und Erhaltungswürdiges zugleich zertrümmert wird: — das alles sind die natürlichen und notwendigen Folgen einer so heftigen, tiefen und weitverbreiteten Erschütterung. Aber nichts wirklich Gutes, nichts in sich selbst Bestehendes kann zertrümmert werden. Während das Böse sich selbst zerstört, wird das Gute sich durch eigne Kraft aus den Trümmern emporarbeiten, und der gute Genius der Menschheit, von allen Redlichen, denen das allgemeine Beste wirklich am Herzen liegt, kräftig unterstützt, wird eher, als wir glauben, den Sieg davontragen, wenn nur wir nicht den Kopf verlieren, uns nicht selbst verlassen, sondern uns fest an einander schließen und mit gutem Willen und ruhiger Besonnenheit uns um alle noch stehenden Pfeiler der bürgerlichen und sittlichen Ordnung versammeln und vereinigen. Nur der wahre Weltbürger kann ein guter Staatsbürger sein — gleichviel unter welcher Form und Verfassung! — Nur die weise Thätigkeit und Beharrlichkeit aller, die dieses edeln Namens würdig

sind, kann und wird die Wunden und Gebrechen der Menschheit heilen, alles Zerstörte ungleich besser, als es war, wiederherstellen, dem Bestehenden Dauer verschaffen und so stufenweise, nicht durch unnatürliche Sprünge, das große Werk, wozu wir berufen sind, die Kultur, Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechts, bewirken, deren Frucht die öffentliche und allgemeine Glückseligkeit ist.

Wilibald. Hier, Freund, ist meine Hand! — Ein einzelner, im Verborgnen lebender Mann vermag wenig; aber alles, was ich vermag, sei diesem Zwecke gewidmet! — Lassen Sie uns ohne Rücksicht auf Verschiedenheit unsrer Lage oder der Art, wie wir über besondere, nie ganz rein auflösbare politische Probleme denken, Sie als Republikaner, ich als Freund der Monarchie, mit allen Kräften unsers Geistes und Willens das Wahre, das ewig wahr bleibt, das Gute, das allen gut ist, befördern helfen! Dies ist es, was wir zu thun haben; für alles Übrige wird der Himmel sorgen.

3. Was wird endlich aus dem allen werden?

Walther. Ich gestehe Ihnen, Diethelm, von allen unseligen Folgen, die der Sturz der französischen Monarchie nach sich gezogen hat, ist in meinen Augen die unseligste, daß sie die Hälfte der Menschen in Europa aus dem, was den eigentlichen Genuß unsers Daseins ausmacht, aus dem Leben im Gegenwärtigen, mit Gewalt herausgeworfen und in eine peinliche Lage versetzt hat, worin uns die Ungewißheit dessen, was vielleicht in wenigen Wochen, Tagen, Stunden unser Schicksal sein wird, alle Nerven des Geistes lähmt, alle Freuden verbittert und alle Lust benimmt, uns mit Arbeiten und Sorgen zu beschäftigen, durch welche die Zukunft eine idealische Gegenwärtigkeit für uns erhält, deren geistiger Genuß dem sinnlichen selbst gewissermaßen vorzuziehen ist. Wer hätte Lust, seinen Acker zu bestellen, wenn er voraus wüßte, seine Ernte würde noch im Halm vom Hagel zerschlagen oder von Heuschrecken aufgezehrt werden? Wer mag arbeiten, wenn ihm nicht wenigstens seine Einbildung den gewünschten Erfolg als etwas Wahrscheinliches vorspiegelt? Wer kann während des Ausbruchs eines wütenden Vulkans ruhig an seinem Fuße wohnen? und wem wird es einfallen, sich neben einem so gefährlichen Nachbar gar ein Haus zu bauen?

Diethelm. Sie sind auch gar zu ängstlich, Freund! Wir leben, Dank sei dem Himmel! ziemlich weit von den fürchterlichen Giganten entfernt, die allen diesen Unfug anrichten.

Walther. Was nennen Sie weit? War Venedig, Modena oder der Kirchenstaat etwa näher? Was fragen diese neuen Vandalen, deren ungestümen Zug weder Flüsse noch Waldströme, weder Abgründe noch Felsen, wo Adler und Lämmergeier nisten, aufzuhalten vermögen, was fragen sie nach näher oder weiter? —

sie, die gleich einem ausgetretenen See ihr Ufer mit jedem Augenblicke fortrücken und gar bald die entferntesten Völker zu ihren Nachbarn zu machen wissen!

Diethelm. Da wäre freilich das Land glücklich, das ex providentia majorum mit einem tüchtigen Damme verwahrt wäre, an welchem sich die stolzen Wellen dieses reißenden Wassers brechen müßten.

Walther. Hat es etwa irgend einem der Völker, die ein Opfer desselben wurden, daran gefehlt? Aber gegen diesen Verderber hilft kein Damm, schützt kein Bollwerk. Jene nordischen Barbaren, die das alte römische und byzantinische Reich überschwemmten, ehrten und schonten doch überall die Religion und die alten Gebräuche und Gewohnheiten der bezwungenen Länder; aber diese Barbaren von einer noch nie gesehenen Art treten alles, was der Menschheit von jeher heilig war, im Namen der Vernunft mit Füßen, dringen den Völkern ihre Gesetze im Namen der Freiheit auf und rauben, morden und zerstören kraft der unverlierbaren Menschenrechte.

Diethelm. Die neuesten Thaten der großen Nation haben, wie ich sehe, Ihre Galle in Aufruhr versetzt, lieber Walther, und nun erscheint Ihnen alles gräßlicher, als es wirklich ist, zumal da Sie den Republiken ohnehin nicht gewogen sind.

Walther. Da thun Sie mir zu viel. Ohne die Demokratie für die beste Staatsverfassung zu halten, ehre ich jede Regierung, was auch ihre Form sein mag, die, indem sie ihre eigenen Rechte behauptet, auch die Rechte anderer respektiert. Ich werde die Achtung nie vergessen, die man ganzen Nationen schuldig ist; aber eben darum werde ich die Nation, welche Sie die große zu nennen belieben, nie für die Handlungen der wenigen verantwortlich machen, in deren Hände das Unglück der Zeiten und ein fataler Zusammenhang von Umständen und Ereignissen eine Gewalt gespielt hat, welche sie erst zu Unterdrückung ihres eigenen Volks und nun zu Unterjochung aller übrigen gebrauchen. Diesen allein gelten meine Anklagen; über diese allein werde ich Zeter schreien, solange noch Luft durch meine Kehle geht, und wenn ich so viele Köpfe hätte als Briareus und alle Tage einen unter die Guillotine legen müßte.

4 f. ex providentia majorum, durch die Weisheit der alten Vorfahren. — 36. Briareus (Βριαρεύς), der Furchtbare, hatte 100 Arme und 50 Köpfe.

Diethelm. Ich bitte Sie, lieber Walther, mäßigen Sie, wenn's möglich ist, Ihren Eifer und lassen Sie uns gelassen von der Sache reden!

Walther. Gelassen? Verzeihen Sie mir! Wer solchen Dingen, wie täglich vor unsern Augen geschehen, gelassen zusehen kann, der ist —

Diethelm. Kein Menschenfreund, kein Weltbürger! — Das ist doch wohl das Ärgste, was Sie mir sagen wollten? Aber Ihr Herz erinnerte Sie, daß ich beides bin, und das harte Wort blieb in Ihrem Munde stecken. — Auch mir ist es schon öfters ergangen wie Ihnen. Wer sollte nicht unmutig werden, wenn die Gewalt, auf ihre Übermacht trotzend, nicht einmal für nötig hält, ihren Handlungen einen Anstrich von Anständigkeit, geschweige von Gerechtigkeit zu geben? Aber da wir mit allem unserm Unwillen nichts besser machen, sondern im Gegenteil, je leidenschaftlicher wir zu Werke gehen, desto mehr Gefahr laufen, alles gar zu einseitig zu beurteilen und darüber vielleicht das einzige Mittel zu übersehen, wodurch dem Übel geholfen werden könnte: so bleibt uns denn doch nichts andres, als unsre Gefühle zum Schweigen zu bringen und mit möglichster Gelassenheit solange zu suchen, bis wir den Gesichtspunkt gefunden haben, aus welchem ein Weltbürger, der außer dem Nil humani a me alienum ganz und gar kein persönliches Interesse dabei hätte, die Sache betrachten müßte.

Walther. Gut! Ich verspreche Ihnen, so sanft zu sein wie ein Lamm, und wir wollen doch sehen, aus welchem Gesichtspunkte Sie in dem politischen System, nach welchem die Gewalthaber der großen Nation handeln, auch nur einen Schatten von Gerechtigkeit finden wollen.

Diethelm. Dazu will ich mich eben nicht anheischig gemacht haben.

Walther. Sie thun wohl daran. Denn so wie General Berthier von der Zinne des eroberten Kapitols herab die Manen des Cato, Pompejus, Cicero und Brutus hervorrief, so citiere ich hiermit die Schatten des Protagoras, Gorgias, Polus, Hippias und aller andern Sophisten, deren Leben uns Philostratus be-

22. Nil humani a me alienum, nichts Menschliches liegt mir fern. — 36. Philostratus der Ältere lebte vom Ende des 2. bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts in Athen und schrieb u. a. die „vitae sophistarum".

schrieben hat, und fordre sie heraus, mit aller ihrer Geschicklichkeit, eine schlimme Sache gut zu machen, das neueste Betragen der besagten Gewalthaber gegen die helvetischen Republiken zu rechtfertigen. Ich setze zum Voraus, daß Sie wenigstens aus der allgemeinen Weltkunde (welche die res gestas Francorum mit einem historischen Enthusiasm, der zuweilen in den dithyrambischen übergeht, erzählt) von allen Thatsachen hinlänglich unterrichtet sind. Und nun frage ich Sie, haben Sie jemals zwei ähnlichere Dinge gesehen als die Vorwürfe, die der Wolf in Phäders Fabel dem Schafe macht, und die Anklagen, auf welche das französische Direktorium sein gewaltthätiges Betragen gegen Bern und andere Schweizerkantons gründet?

Dietheln. Ich überlasse dem Schatten des Gorgias die Ehre, die Rechtfertigung des Wolfs auf sich zu nehmen. — Das Schaf wurde freilich feindseliger Absichten und geheimer Einverständnisse mit den Feinden Isegrimms beschuldigt.

Walther. Gesetzt auch (was doch wenigstens sehr zweifelhaft ist), es wäre etwas Wahres an diesen Beschuldigungen; gesetzt, das Schaf wäre dem Wolf im Herzen nicht gut, fürchtete sich vor ihm, hätte auf alle Fälle sich um einigen Schutz bei dem Leoparden beworben und dergleichen, — was wär' es denn am Ende? Was kann Isegrimm vom Schafe zu befürchten haben? Was für Unternehmungen gegen seine eigne Person oder Frau Gieremund, seine Hausfrau, und die jungen Wölfe, seine Familie, wird es sich beigehen lassen, das friedsame Tier, das so froh ist, wenn man es nur ruhig grasen läßt? Es wäre lächerlich, nur ein Wort darüber zu verlieren. Gesetzt aber auch, die vorgeblichen Missethaten der Regierungen zu Bern, Freiburg u. s. w. hätten eine Ahndung verdient — und gewiß, eine wörtliche war für das, was ihnen mit einigem Grunde zur Last gelegt werden konnte, mehr als genug: — was hatte das Volk in diesen Ländern verschuldet, um aus seiner glücklichen Ruhe und aus einer Verfassung, worin es sich seit Jahrhunderten wohl befand, auf einmal herausgeworfen und entweder allen Folgen der Empörung gegen die bisherige gesetzmäßige Regierung preisgegeben oder (wenn es seiner Pflicht getreu blieb) in die Notwendigkeit versetzt zu werden, sich zu Verteidigung des Vaterlandes zu bewaffnen und dadurch von Seiten des überlegnen Nachbars, der nur auf einen solchen Vorwand zu warten schien, sich selbst und seinen Bundesgenossen eine

blutige Rache auf den Hals zu ziehen? — „Nein," sagen sie, „wir kommen nicht als Feinde des Volks, wir kommen bloß, es von seinen Tyrannen, den Aristokraten, zu befreien; wir kommen, dem ganzen Helvetien die unschätzbaren Güter Freiheit und Gleichheit zuzuwenden, wodurch Frankreich seit 1792 so glücklich ist, wie ihr alle wißt, und die dreizehn Kantons, in welchen das arme Volk bisher in der grausamsten Sklaverei gehalten wurde, durch das Feuer der Trübsal, das wir mitten unter ihnen angezündet haben und aus allen Kräften unterhalten, in eine einzige unteilbare Republik zusammenzuschmelzen." — Was die Befreiung von den aristokratischen Ungeheuern betrifft, die das unglückliche Schweizervolk bisher so barbarisch busirisiert und neronisiert haben sollen, so stand also ganz Europa bisher in einem falschen Wahne, da es die Schweizer für ein freies und glückliches Volk hielt! So lebten sie selbst in dem unbegreiflichsten Selbstbetrug, sich für frei zu halten, da sie doch Sklaven waren! Alle Fremde von allen Nationen Europas, die sich einige Zeit in der Schweiz aufhielten, stimmten bisher darin überein, daß die aristokratische Regierung der Berner ein Muster einer edeln, gerechten, sanften und das Glück der Untergebenen machenden Staatsverwaltung sei. Dies lehrte auch schon der bloße Augenschein einen jeden, der sich das Vergnügen machte, die verschiednen Landschaften, Thäler und Gebirge dieses ansehnlichen Kantons zu durchwandern; und wiewohl niemand behaupten wird, daß die Berner allein von dem allgemeinen Lose der Menschheit die Ausnahme gemacht hätten, so können sie doch kühnlich die ganze Welt auffordern, einen Staat zu nennen, worin das Volk, was man im eigentlichsten Verstande Volk nennt, glücklicher und zufriedner gewesen wäre als das ihrige. Sei es doch, daß eine Anzahl aristokratischer Familien im Waadtlande mißvergnügt waren, keinen Anteil an der Regierung zu haben; sei es, daß gegen etliche einzelne Personen, die vor einigen Jahren als Ruhestörer in Untersuchung kamen, härter, als der Klugheit gemäß war, verfahren worden wäre: was für eine Befugnis hatte die französische Regierung, sich in die innern Angelegenheiten eines unabhängigen Staats zu mischen? Wenn die angeblich Unterdrückten sie um Schutz und Beistand anriefen, berechtigte sie das, sich zum Richter

12. busirisiert, geopfert. — 13. neronisiert, hingeschlachtet.

zwischen diesen Partikularen und ihrer Obrigkeit aufzuwerfen? Gab es ihr ein Recht, die bisherigen Magistrate der helvetischen Freistaaten mit dem verhaßten und unverdienten Namen von Tyrannen zu brandmarken und das Volk unter dem Versprechen ihres kräftigsten Schutzes gegen sie aufzuwiegeln? — Aber auch über diese Vergewaltigung, wie offenbar sie immer gegen das allgemeine Völkerrecht streitet, wollen wir hinausgehen. Sei es damit zugegangen, wie es will, die helvetischen Aristokraten sind nicht mehr; die vormalige Konstitution ist in allen Städten der Schweiz aufgehoben; die Minorität hat, mehr oder weniger notgedrungen, hier und da sogar mit ziemlich guter Art der Majorität nachgegeben; die Basler, Schaffhauser, Luzerner, Zürcher u. s. w. haben etwas gethan, wozu ihnen der alte König Theseus von Athen schon vor 3000 Jahren das Beispiel gab, und, indem sie ihr städtisches Bürgerrecht auf alle in ihrem Lande Angesessnen ausdehnten, aus Stadt und Landschaft einen einzigen Bürgerstaat oder das, was die Griechen im eigentlichen Sinne des Worts Polis nannten, gemacht; das gesamte Volk in jedem dieser unabhängigen Freistaaten ist im Begriff, sich eine neue, auf Freiheit und Gleichheit gegründete Verfassung zu geben; hatte nun die französische Republik nicht alle Ursachen, zufrieden zu sein? Was konnte sie mehr verlangen? War nicht dies schon viel mehr, als sie einem von ihnen ganz unabhängigen Volke billigerweise zumuten durfte? Und dennoch ist sie nicht zufrieden. Sie besteht darauf, die dreizehn Kantons auch noch in eine einzige unteilbare Republik umzugießen. Wünscht dies etwa das helvetische Volk auch? Nichts weniger. Eine kleine Zahl rascher Köpfe ausgenommen, ist es der ernste Wunsch und Wille der unendlich größern Majorität, in ihrem bisherigen eidgenössischen Verhältnis gegen einander auf dem alten Fuße zu verbleiben; und sie sind so überzeugt, daß die neue Form, die man ihnen aufzwingen will, ganz und gar nicht für sie paßt, daß diese den hartnäckigsten Widerstand finden und, wofern die französische Partei durchdringt, wahrscheinlich das Grab der schweizerischen Ruhe und Eintracht sein wird. Gesetzt nun auch — was ich keineswegs eingestehe — das, was die meisten Helvetier der Amalgamierung, die man mit ihnen vornehmen will, so abgeneigt macht, wäre bloßes blindes und irrendes Vorurteil: wer gab der französischen Regierung ein Recht, freie, unabhängige Menschen mit Gewalt von ihren Vorurteilen zu

befreien? Oder genügt den politischen Jakobinern etwa an dem Rechte, welches ehemals die religiösen Jakobiner (die Dominikaner) hatten, einen Irrgläubigen lebendig zu verbrennen, um seine arme Seele vom ewigen Feuer zu retten? Doch was fragen diese Centauren nach dem, was andere Recht nennen? Recht ist, was sie wollen, und sie wollen, was ihnen beliebt, und was sie wollen, das können sie auch und werden es so lange können, als die große Majorität der Erdenbewohner aus Schwachköpfen, die sich durch Wörter, Phrasen und Chansons fanatisieren lassen, aus Schwindlern, die gern die Welt mit regieren möchten, und aus Sansculotten, die nur beim Faustrecht gedeihen können, bestehen wird.

Diethelm. Sie haben sich mit aller Ihrer Gelassenheit ein wenig aus dem Atem deklamiert, lieber Walther. Ich will Sie also auf ein paar Minuten ablösen und Ihnen offenherzig sagen, was ich von der Sache denke. Den Helvetiern Vorwürfe darüber zu machen, daß das alte Sero sapiunt seine allgemeine Wahrheit auch an ihnen bewährt hat, wäre unfreundlich. Die Menschen sind nun einmal so geartet, daß sie zu dem, was zu ihrem Besten dient, nicht durch Vernunftschlüsse oder Reflexionen über fremde Erfahrungen, wie nahe sie ihnen auch liegen, bewogen, sondern von der unerbittlichen Notwendigkeit bei den Haaren hingeschleppt werden müssen. Niemand ist durch die angestaunten, unerwarteten und doch so natürlichen und lehrreichen Begebenheiten dieses letzten Jahrzehnts weiser, wohl aber sind die Thoren noch thörichter und die Verkehrten noch verkehrter geworden. So kommt es denn, daß man das, was im rechten Moment auf eine verdienstliche und kluge Art hätte gethan werden können, zuletzt ohne Verdienst und so, wie uns gebieterische Umstände dazu drängen, thun muß. Ob die einfache Form, in welche das französische Direktorium die Helvetier gießen will, ihnen so schädlich sein werde, als sie zu glauben scheinen, ist ein sehr verwickeltes Problem, zu dessen Auflösung eine vollständigere Kenntnis des Landes und seiner Einwohner gehört, als ich besitze. Für Ja und für Nein scheinen starke Gründe vorzuwalten. Die stärksten für die verneinende Antwort liegen zwar in der Verschiedenheit der Religion und in dem großen Unterschied der Stufe der Kultur und Aufklärung,

17. Sero sapiunt, sie werden spät klug.

worauf sich die Einwohner des einen Kantons in Vergleichung mit denen von einem andern befinden: indessen zweifle ich kaum, daß die Ungeneigtesten, wenn sie die Gründe ihres Widerwillens angeben müßten, vor dem Richterstuhle der Vernunft schwerlich damit auslangen würden. Aber gerade dies, und daß sie wahrscheinlich die Kompetenz dieses Richters nicht anerkennen würden, beweiset, däucht mich, wenigstens gegen die momentane Schicklichkeit der Sache. Auf der andern Seite scheinen die Vorsteher der französischen Republik, da sie außer ihrer allein seligmachenden, reinen und unteilbaren politischen Kirche kein Heil sehen, ihren freundlichen Willen gegen ihre transalpinischen Nachbarn dadurch beweisen zu wollen, daß sie es mit ihnen ebenso gut meinen als mit ihrem eigenen Vaterlande, dem ihre Vorgänger und sie selbst hart genug zusetzen mußten, bis es sich in dieses, ihm noch weniger passende unbequeme Kostüme hineinzwängen ließ. Freilich tönt es ein wenig komisch, wenn die Mutter (wie in jener Fabel) ihre über die Unförmlichkeit ihrer Schuhe sich beklagende Tochter mit aller möglichen Gutmütigkeit versichert: Die Schuhe müssen dir ganz vortrefflich sitzen, mein Kind; denn ich habe das Maß dazu an meinem eigenen Fuße nehmen lassen.

Walther. Was für eine Sprache auch die allgemeine demokratische Mutterkirche mit ihren Töchtern führen mag, so darf man ihr doch, denke ich, ohne sich an ihrem guten Herzen zu versündigen, bei den großmütigen Mitteilungen ihrer zuvorkommenden Gnade immer etwas mehr Rücksicht auf sich selbst zutrauen, als sie aus Schonung gegen die Schwachen zu nehmen das Ansehen haben will, ein Punkt, worüber uns die batavische, cisalpinische und ligurische Republik ein Wort ins Ohr sagen könnte. Übrigens ist es ziemlich auffallend, daß man mit den guten Helvetiern nicht viel Komplimente macht, so sehr sie auch vermöge der Menschenrechte und des Prinzips der Freiheit, Gleichheit und Volkssouveränität berechtigt wären, von der großen Nation auf dem Fuß der Gleichheit behandelt zu werden; und ich weiß mit dem Tone, den man sich z. B. gegen die Berner erlaubt hat, kaum einen andern zu vergleichen, als den hohen Ton, in welchem man zu Rastadt mit den Bevollmächtigten der Reichsdeputation spricht. Man sagt zwar, die Republik habe nichts weniger als Lust, mit den Schweizern gänzlich zu brechen; indessen ist es eben nichts Seltenes, daß einer, dem es gar nicht um Händel zu thun ist,

sobald er merkt, daß der andere noch friedfertiger ist, einen trotzigen Ton annimmt und dadurch seinen Zweck erreicht. Widersetzen sich die Helvetier im Ernst, desto schlimmer für sie! Die Zeit ihrer alten Triumphe ist nicht mehr. Wenn sie auch noch ebendieselben alten Schweizer wären, die bei Sempach und Morgarten und Grandson und Murten siegten, und die Morgensterne und Schlachtschwerter ihrer Väter noch mit ebenso mächtigem Arme führten, so ist doch leicht vorauszusehen, daß sie zuletzt unterliegen und für das Verbrechen, ihre Freiheit und Gleichheit nach ihrer Weise handhaben zu wollen, fürchterlich büßen würden. Und nun zeigen Sie mir, wenn ich bitten darf, den Gesichtspunkt, woraus man das Verfahren der französischen Gewalthaber — dem ich, um Ihnen meine Gelassenheit zu beweisen, seinen wahren Namen nicht geben will — ansehen müßte, um es nur erträglich zu finden!

Diethelm. Diesen Gesichtspunkt hat uns der scharfsinnige und beredte Herausgeber der Allgemeinen Weltkunde in seinem No. 49 bereits angegeben. Ich sage nicht, daß das Verfahren der gallofränkischen Republik dadurch gerechter oder edler oder großmütiger werde, als es aus jedem andern Gesichtspunkt in allen gesunden Augen erscheint; aber dafür werden Sie auch so billig sein, den Gewalthabern jener Republik kein Verbrechen daraus zu machen, daß sie am Ende doch nur wie alle andern Gewalthaber in der Welt verfahren und, unbekümmert um die Moralität und Humanität ihrer Maßregeln, in jedem Falle so handeln, wie es ihrem Interesse am gemäßesten ist.

Walther. Von einer Republik, die auf die Rechte der Menschheit gegründet sein will und mit den großen Zauberworten Freiheit und Gleichheit, Vernunft, Philosophie und Philanthropie so viel Geräusch und Geklingel macht, sollte man doch wohl mit gutem Fug ein besseres Beispiel erwarten dürfen.

Diethelm. Von einer Republik, sagen Sie? Haben Sie das etwa von den alten Republiken, Athen, Sparta, Korinth, Karthago, oder dem glorreichen Vorbilde der gallofränkischen, der großen Räuberrepulik Rom, gelernt? Erinnern Sie sich doch aus Ihrem Thucydides der edeln Unverschämtheit, womit die Athenischen Bevollmächtigten den armen Insulanern von Melos, die sich auch die Freiheit nehmen wollten, ihre Unabhängigkeit

16. Allgemeine Weltkunde, allgemeine Zeitung. — 36. Melos, vgl. Wielands Aristipp.

gegen das allgewaltige Athen zu behaupten, das Verständnis öffneten! „Reden wir mit einander wie verständige Männer," sagten sie zu den melischen Deputierten; „Grundsätze der Gerechtigkeit geltend machen, schickt sich nur für Parteien, die einander an Stärke gleich sind; wo dies der Fall nicht ist, da gebührt es sich, daß der Stärkere befehle und der Schwächere gehorche; denn dabei finden beide ihren Vorteil."

Walther. O gewiß! Der Stärkere gewinnt einen Sklaven, und der Schwächere trägt unter den Flügeln seines Beschützers wenigstens eine Art von Existenz zur Ausbeute davon. Es liegt freilich klar am Tage, daß die gallofränkische Republik jenen altrepublikanischen Grundsatz in seiner ganzen Ausdehnung und Stärke auch zum ihrigen gemacht hat. Kraft desselben sehen wir die batavische und ligurische Republik in ein Modell der französischen nach verjüngtem Maßstabe gegossen und die cisalpinische nach eben diesem politischen Kanon neu zusammengesetzt. Nun ist die Reihe an Helvetien und seit wenigen Tagen auch an der heiligen Stadt Rom und am Kirchenstaat. Das Direktorium will; General Berthier geht auf Rom los, findet keinen Widerstand, besetzt das Kapitol, citiert die Manen des Cato und Brutus, ruft die Freiheit des römischen Pöbels aus, und Pius VI. ist, wie man eine Hand umkehrt, aus einem souveränen Fürsten in den Oberpfarrer von St. Johann im Lateran verwandelt! Auch war es nicht mehr als billig, daß die große Republik an die Stelle des aristokratischen Venedig, das auf ihr Wort aus dem Register der unabhängigen Staaten verschwunden ist, eine neue Demokratie aus dem Nichts hervorrief. Wie lange wird's noch währen, so kommt die Reihe an Neapel und Sicilien? Und wessen Parma und Florenz sich zu getrösten haben, mögen sie lebhaft genug vorempfinden. Aber vorher muß noch Karthago vertilgt werden! — oder vielmehr, wenn wir die pompösen Deklamationen des Direktoriums und seiner Präsidenten hören, so ist es schon vertilgt; und die Herren Bürger sind ihrer Sache so gewiß, daß, wenn Buonaparte nicht weiser gewesen wäre, die Siege, die sie an der Themse und am Shannon zu erhalten gedenken, auf dem Theater der Republik schon anticipando gefeiert worden wären. Hoffentlich werden sie einige Schwierigkeiten in der Ausführung finden. Aber wer kann für den Ausgang stehen? Lord Bridport sagte zwar ein großes Machtwort; aber wenn der Gott der Winde nicht immer

auf seiner Seite ist, so hat er mehr gesagt, als er halten kann. Wenn London unendlich reicher ist als Karthago, so ist hingegen nicht zu leugnen, daß die Gallofranken ebenso sieggewohnt, ebenso tapfer, ebenso gut angeführt und noch zehnmal raubgieriger als die Römer selbst sind. Alles, was Montesquieu von dem werdenden Rom sagt, paßt auf dieses an die Ufer der Seine versetzte neue Rom entweder schon jetzt oder wird vermöge der Natur der Sache künftig an ihm wieder wahr werden. Es muß in diesem furchtbaren Kampf um Leben oder Tod entweder siegen oder fallen, um nie wieder aufzustehen. Und was sagt Ihnen nun Ihr Genius, Diethelm?

Diethelm. Weg damit! Ich mag nichts mit weissagenden Genien zu thun haben. Die Wage beider Reiche hängt am Olymp herab; möchte doch der liebenswürdigste aller Genien, der Friede, noch in Zeiten dazwischentreten und dadurch dem gräßlichsten Schauspiel von allen, die unser Jahrhundert gesehen hat, zuvorkommen!

Walther. Ich wünsche es — ohne Hoffnung und befürchte, — was ich mir selbst nicht gestehen mag. Nichts als mein unbeweglicher Glaube an die göttliche Nemesis tröstet mich mit der Möglichkeit, daß der Augenblick der streng vergeltenden Gerechtigkeit, der, später oder früher, gewiß kommen wird, ebensowohl früher kommen könne. Indessen schweben wir Allemanier und Germanen, das mächtigste — und unvermögendste Volk — und Nichtvolk von Europa, in ängstlicher Ungewißheit, was aus unsrer Verfassung — die schon lange aufgehört hat zu sein und nie gut genug war, um dauern zu können — am Ende noch werden soll.

Diethelm. Die Unterhandlungen, die dies entscheiden sollen, sind in der That die ersten in ihrer Art, jene der Athener und Melier etwan ausgenommen. Germanien wehrt sich für sein uraltes Nationaleigentum mit — diplomatischen Waffen, die große Republik mit Machtsprüchen. „Ich will," sagt sie. — „Du willst, wozu du kein Recht hast," sagen wir. — „Ich will aber," sagt sie. — „Nun, so nimm die Hälfte; denn die Hälfte ist mehr als das Ganze, sagt der weise Hesiodus." — „Ihr treuherzigen Seelen, seht ihr denn nicht, daß, wer mir eine Hälfte giebt, weil er muß, besser thäte, die andre gleich mit zu geben?" — „Nun, so nimm denn das Ganze (p. p. daß du daran ersticken möchtest)!" sagen wir endlich. — „Gut, daß ich es schon habe," sagt sie. — „Aber," setzen wir hinzu, „wir behalten uns zwei bis drei Schock

Klauseln und Reservate in casum casus vor.“ — „Davon verstehe ich nichts,“ sagt sie. — „Wollte Gott, Bürgerin Republik, du hättest unsre Lünig und Ludewig und Moser und Pütter so gut studiert wie wir!“ — „Wohl mögen sie euch bekommen! Ich mache mir's bequemer. Ich studiere nichts — als für meinen Hausgebrauch ein wenig die Natur und die Landkarte. Seht ihr, was für eine prächtige, in großen Schlangenkreisen sich fortwälzende Grenze Mutter Natur hier zwischen mir und euch fließen läßt! Was diesseits ist, bleibt mein; was auf euerer Seite ist, will ich euch, damit alles friedlich und schiedlich zugehe, verteilen helfen.“ — „Wir bitten, sich keine Mühe zu machen; wir wollen uns schon selbst vergleichen,“ sagen wir. Aber die Republik ist eine eigensinnige Dame. Sie werden sehen, Walther, daß sie auf ihrem Starrköpfchen beharren wird, und wir — wir werden's am Ende doch wohl machen müssen wie der Hof zu Turin und Madrid, wie die Holländer, wie die lombardischen Fürsten, wie Genua, wie Venedig, wie die Schweiz, wie Se. päpstliche Heiligkeit und das ganze heilige Kollegium. Sie will, und wir, als die Klügern, geben nach. Wären wir die Athener und sie die Melier, so ging's umgekehrt.

Walther. Soll ich Sie beneiden oder ausschelten, Diethelm, daß Sie in einer solchen Krisis über einen so ernsthaften Gegenstand noch scherzen können?

Diethelm. Und wenn wir uns nun, wie Jeremias, unter eine Thränenweide an den Wasserflüssen Babylons hinsetzten und Klagelieder über unser armes Jerusalem anstimmten oder, wie Jonas, unter unsrer verdorrten Kürbislaube mit dem lieben Gott zu hadern anfingen, würde etwas dadurch besser werden? — Aber, weil Sie doch wollen, daß ich ernsthaft sein soll, so nehmen Sie wenigstens ein Wort des Trostes von mir an. Man schmält

3. Lünig, geb. zu Schwalmberg in der Grafschaft Lippe 14. Oktober 1662, gest. als Stadtschreiber zu Leipzig 14. August 1740. Er machte große Reisen und gab u. a. heraus das Labyrinth der Staats- und gelehrten Beredsamkeit sowie den angenehmen Vorrat wohlstilisierter Schreiben. — Ludewig, Johann Peter von, geb. 15. August 1670 bei Schwäbisch-Hall, gest. als Kanzler der Universität Halle 7. September 1743. Er verfaßte eine wichtige preußische Staatsschrift. Auf seinen Werken nannte er alle seine zahlreichen Titel und fügte dann noch ein „et caetera“ hinzu, weshalb man eine Villa, die er sich bei Halle erbaute und deren Besitz er allenfalls noch hätte erwähnen können, „Ludewigs et caetera“ nennt. — Moser. Gemeint ist wahrscheinlich Joh. Jak., geb. 18. Juni 1701 zu Stuttgart, gest. 30. September 1785, der über 400 Schriften verfaßte, jedoch vielleicht auch sein Sohn, geb. zu Stuttgart 18. Dezember 1723, gest. zu Ludwigsburg 1798, der gleich dem Vater Publizist und vornehmer liberaler Beamter war. — Pütter, Joh. Stephan, geb. 25. Juni 1725 in Iserlohn, gest. 12. August 1807 als Professor des Staatsrechtes zu Göttingen. Seine „Litteratur des deutschen Staatsrechtes“ ist noch immer nicht ohne Wert.

und zürnt über das immer weiter um sich fressende leidige Revolutionswesen und will mit offnen Augen nicht sehen, daß eine höhere Macht die Hand im Spiele hat; daß eine von den großen Spindeln der *Platonischen Parzen* abgewunden, ein großer *moralischer Cyklus* durchlaufen und eine Revolution in der *ganzen Menschheit* im Schwung ist, wodurch sie sich zuletzt auf einmal zu ihrem eigenen Erstaunen um ein Beträchtliches vorwärts gerückt sehen wird. Und wehe uns, wenn es anders wäre! Denn wär' es *nicht* so, so würde — da bei aller unsrer Kultur und Aufklärung es endlich mit der allgemeinen Verderbnis des Herzens, der Triebfedern, Grundsätze und Maximen bereits bis zur stinkenden Fäulnis und zur Auflösung alles bindenden Leims, der die menschliche Gesellschaft noch bisher im Stand eines lebendigen Körpers erhalten hat, gekommen ist — so würde, sage ich, ohne diese Umbildung zu einem *neuen Leben*, wozu ich in allem, was um uns vorgeht, geheime Zurüstungen und Anstalten zu sehen glaube, nichts anders als eine gänzliche moralische Verwesung erfolgen und das scheußliche Aas, wenn es endlich ausgegärt hätte, in Staub und modernde Knochen zusammenfallen müssen. Dank sei dem Himmel, daß noch Rettung möglich ist! daß eine freie, edle, aufrichtige Verbindung der Mächtigen und Weisen zu gründlicher Heilung der moralischen Todkrankheit unsers Zeitalters den größten Übeln, die auf uns und unsre Nachkommenschaft herandringen, noch zuvorkommen könnte! Wollen die Mächtigen *nicht* — denn aufs *Wollen* allein kommt es hier an — so wird das große Werk der Natur darum nicht weniger seinen Riesengang fortgehen. Könnten wohl Kastor und Pollux, Herkules und Theseus und alle Starken der alten, mittlern und neuern Zeiten zusammengenommen mit ihren vereinigten Armen einen Kometen in seinem Lauf aufhalten? Wahrlich, Freund, ebenso wenig werden alle Despoten, Demagogen, Hierophanten und Sophisten der ganzen Welt mit vereinigter Gewalt die große *sittliche Revolution* aufhalten, zu welcher alles vorbereitet ist, zu welcher sich alles hinwälzt, und die, wenngleich unmerklich, mit jedem Augenblicke sich dem Punkt ihrer Reife und Vollendung nähert. — Sind Sie nun zufrieden, Walther? oder was verlangen Sie noch mehr?

Walther. Nichts, als — daß wir den Zeitraum bis zur Erfüllung Ihrer Weissagung schon hinter unserm Rücken haben möchten!

4. Fragment eines Gesprächs zwischen einem ungenannten Fremden und Geron.

Der Fremde. Sie scheinen die Kunst zu regieren für sehr schwer zu halten?

Geron. Schwer oder leicht, je nachdem sie getrieben wird.

Der Fremde. Ich verstehe Sie; es gehört nicht viel dazu, ein Pfuscher zu sein.

Geron. Freilich nur der große Künstler kennt die wahren Schwierigkeiten seiner Kunst und fühlt sich immer unter dem Ideal, wozu er sich zu erheben strebt.

Der Fremde. Das Schlimmste wäre also, wenn man dazu geboren ist, eine Kunst zu treiben, worin man nicht hoffen könnte, ein Meister zu werden. Der Sohn eines großen Malers mag eine andere Lebensart ergreifen, wenn er keine Anlage in sich fühlt, sich in der Kunst seines Vaters hervorzuthun; aber der älteste Sohn, Enkel oder Neffe eines Erbfürsten muß regieren, wie wenig Fähigkeit er auch besitzen mag, ein vortrefflicher Regent zu werden.

Geron. Das ist freilich in Erbreichen nicht anders.

Der Fremde. Sollte dies nicht ein entscheidender Grund gegen die Erbreiche sein?

Geron. Diese Frage wäre auch dann nicht leicht zu beantworten, wenn wir einander länger kennten als seit einer Viertelstunde.

Der Fremde. Wir sprechen unter vier Augen; und überdies hoffe ich, Sie müssen, wie kurz auch unsere Bekanntschaft ist, bereits gemerkt haben, daß Sie nichts bei mir wagen Mein höchstes Bestreben ist, als ein echter Weltbürger zu leben, und

dem Willen nach bin ich es bereits, wiewohl ich den Jahren nach vielleicht noch unter die Novizen des Ordens gehöre.

Geron. Wenn ich Ihnen meine Meinung unverhohlen sagen soll, ich denke nicht, daß der Umstand, dessen Sie erwähnt haben, gegen die Erbreiche entscheide.

Der Fremde mit einem scharfen Blick in Gerons Augen. Und aus welchem Grunde glauben Sie das?

Geron. Weil ich es für einen außerordentlich seltnen Fall halte, daß ein Menschenkind geboren werde, aus welchem sich nicht ein Virtuos in der Regierungskunst oder, was mir gleichviel bedeutend scheint, ein guter und weiser Fürst bilden ließe.

Der Fremde. Es giebt ja wohl in jeder Kunst viele Stufen. Nicht jeder Maler kann ein Raphael Sanzio, nicht jeder König ein Friedrich der Einzige sein. Aber es gehört auch schon viel dazu, die dritte oder vierte Stelle nach dem Ersten zu behaupten. Mit mittelmäßigen Fähigkeiten wird man, denke ich, in allem, was man treibt, immer mittelmäßig bleiben.

Geron. Erlauben Sie mir auch eine Frage. Gesetzt, Sie wären zum Könige geboren, wollten Sie nicht zufrieden sein, wenn Sie es so weit bringen könnten, den Namen eines zweiten Mark-Aurel von der Nachwelt zu verdienen?

Der Fremde sich einen Augenblick besinnend. Allerdings.

Geron. Und doch war Mark-Aurel, wie Sie wissen werden, gewiß nicht, was man einen Mann von großem oder glänzendem Genie nennt, und niemand wird ihn in Ansehung seiner Naturgaben und Talente mit einem Alexander oder Julius Cäsar oder mit dem großen Könige, den Sie eben nannten, in dieselbe Reihe stellen. Er allein also wäre, däucht mir, schon genug, um zu beweisen, daß man mit mittelmäßigen Anlagen, wo nicht ein großer, doch ein sehr vortrefflicher Fürst sein könne — ein Fürst, wie jedes Volk sich einen wünschen muß, wenn es sein eigenes Bestes kennt. Und warum sollte es nicht so sein? Mittelmäßige Fähigkeiten können durch eine vortreffliche Erziehung auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht werden.

Der Fremde. Dies war freilich der Fall bei Mark-Aurel. Aber was ist seltener, als daß Fürstensöhne vortrefflich erzogen werden?

Geron. Schlimm genug! Indessen beweiset dies nichts gegen die Erbreiche. Alles, was daraus folgt, ist: daß die Sorge für

eine zweckmäßige Erziehung der Fürstensöhne als eine der allerwichtigsten Angelegenheiten in solchen Staaten betrachtet werden und durch die Konstitution selbst Anstalt getroffen sein sollte, daß der Fall einer schlechten Erziehung des künftigen Thronfolgers ebenso außerordentlich wäre, als es, wie Sie sagen, dermalen der Fall einer vortrefflichen ist.

Der Fremde. Das wäre wohl zu wünschen. Aber wie manches sollte sein, das nicht ist und schwerlich zu erwarten steht! Nehmen wir die Welt einstweilen, wie sie immer war, und setzen den Fall, ein König sei zu der großen Kunst, die er treiben soll, nicht erzogen worden; er habe keine Ursache, sich zuzutrauen, daß er diesen Mangel durch die Stärke seines Genies und den Umfang seiner Naturgaben ersetzen könne, und fühle sich doch zu gut, um den Gedanken, nur ein Pfuscher zu sein, ertragen zu können — Er hält ein.

Geron nach einer kleinen Pause. Sollten Sie wirklich anstehen, was da zu thun wäre?

Der Fremde. Es giebt freilich mehr als Einen Ausweg — etwa die Krone niederzulegen und, wie ein altrömisches Knabenspiel forderte, den besten Mann im Reiche zum König zu machen?

Geron. Bevor der gefunden wäre, dürfte wohl das Reich lange zu Trümmern gegangen sein.

Der Fremde lächelnd. Oder sich vom Direktorium zu Paris einen Obergeneral und einen Commissaire du Gouvernement auszubitten, mit deren Hilfe die Monarchie in ein Filial der französischen Republik umgeschaffen werden könnte?

Geron. Das wäre ein wohl ausgedachtes Mittel — die Anzahl der Unheilbaren zu vermehren.

Der Fremde. In der That dürften die siebenhundert Gesetzgeber und die fünf Direktoren, die man dann bekäme, schwerlich viel besser zu ihrem neuen Beruf erzogen sein als der Einzige, mit dem die Monarchie sich behelfen muß.

Geron. Zu allem Glück giebt es noch einen dritten Ausweg, der uns kürzer und sicherer zum Zweck führen könnte.

Der Fremde. Lassen Sie hören!

Geron. Erlauben Sie, daß ich mir den Fall, wie Sie ihn selbst gesetzt haben, nochmals bestimmt vorstelle. Sie nehmen einen König an, der zum Regieren nicht erzogen wurde und Ur-

sache hat oder zu haben glaubt, daß er diesen Mangel durch sein Genie nicht ersetzen könne, und der gleichwohl den Gedanken nicht ertragen kann, in der erhabenen Kunst, wozu er berufen ist, ein Pfuscher zu sein. War es nicht so?

Der Fremde. Ganz richtig.

Geron. Ich sage Ihnen also, daß ich nur nach diesen wenigen Zügen beinahe mit meinem Kopfe dafür bürgen wollte, daß dieser König gut regieren wird.

Der Fremde. Im Ernst? — Erklären Sie sich näher.

Geron. Ich glaube zwei wesentliche Eigenschaften eines preiswürdigen Regenten bei ihm voraussetzen zu können: daß er den aufrichtigen Willen hat, seiner großen Pflicht ein Genüge zu thun, und daß er eben darum, weil ihm die Idee einer Vollkommenheit vorschwebt, die er sich nicht zu erreichen getraut, bereits mehr ist, als er zu sein glaubt. Auf der einen Seite wird jener ernstliche und feste Wille ihn antreiben, sich keine Mühe dauern zu lassen, um die ihm mangelnden Kenntnisse zu erlangen, und die mit diesem Bestreben verbundene anhaltende und immer zweckmäßige Übung seiner Geisteskräfte wird diese unvermerkt so sehr entwickeln, stärken und schärfen, daß sie völlig zureichen werden, dem ganzen Umfang des königlichen Amtes Genüge zu thun. Denn in allen Geschäften und Künsten des praktischen Lebens macht Übung mit Kenntnis den Meister, und beide stehen in der Gewalt eines jeden nicht ganz unfähigen Menschen.

Der Fremde. Sehr tröstlich!

Geron. Auf der andern Seite wird sein bescheidenes Mißtrauen in die Hinlänglichkeit seiner Einsichten ihn bewegen, sich um bewährt rechtschaffene und taugliche Gehilfen und Ratgeber umzusehen.

Der Fremde. Ein schweres, mißliches Geschäft! Welch ein Scharfblick, welche Ruhe des Geistes und wie viel Menschenkenntnis wird dazu erfordert! Einem Fürsten muß es beinahe unmöglich sein, sich in der Wahl nie zu irren.

Geron. Schwer, aber gewiß nicht unmöglich, zumal wenn man die Vorsicht gebraucht, keiner Vorneigung oder Abneigung Gehör zu geben, deren geheimen Grund man sich nicht recht deutlich machen kann oder sich selbst nicht laut gestehen darf.

Der Fremde. Bedenken Sie, daß er beinahe unter lauter

Unbekannten wählen muß, die sich ihm immer nur von ihrer schönsten Seite zeigen und gegen jede Probe, worauf er sie etwa stellen möchte, im voraus von Fuß zu Kopf gerüstet sind.

Geron. Die Bekannten sind in dieser Ansicht vielleicht noch gefährlicher als die Unbekannten. Personen, die immer um uns sind, haben zu viele Gelegenheit, unsre schwache Seite auszufinden und sich angenehm und unentbehrlich zu machen, als daß es nicht dem einen oder andern gelingen sollte, sich unvermerkt unsers Herzens zu bemächtigen. Wir sind gegen sie nicht auf unsrer Hut, trauen ihnen alles Gute zu, sehen ihre Fehler in einem mildernden Lichte oder werden sie aus Gewohnheit gar nicht mehr gewahr. Man kann ein sehr angenehmer Gesellschafter oder auch wohl ein sehr getreuer Diener und doch weit entfernt sein, den Grad von Zutrauen zu verdienen, dessen man jener Eigenschaften wegen gewürdiget wird.

Der Fremde. Um so größer also die Schwierigkeit, von der ich sprach.

Geron. Bei allem dem wird ein selbst rechtschaffner Mann im Punkt der Rechtschaffenheit das Wahre gar leicht vom bloßen Schein unterscheiden. Das Nämliche gilt von allen andern Eigenschaften, wovon er die Kennzeichen an sich selber findet. So wird z. B. ein gesetzter, besonnener Mann, der sich selbst in seiner Gewalt hat und immer mit Überlegung handelt, sich niemals einem leichtsinnigen, leidenschaftlichen und brausenden anvertrauen.

Der Fremde. Unglücklicherweise giebt es keine Menschen ohne Fehler, und was auf einem geringen Posten eine wenig bedeutende Unart ist, kann auf einem wichtigen ein großes Laster sein, und doch findet man sich nur gar zu oft genötiget, bei der Wahl eines Subjekts zu einem wichtigen Posten große Untugenden wegen irgend einer unentbehrlichen Eigenschaft, die der Mann in einem hohen Grade besitzt, zu übersehen.

Geron. Ich zweifle, ob dies, zumal in großen Staaten, so leicht der Fall sein könnte. Eine unentbehrliche Eigenschaft macht darum nicht allezeit auch den Mann unentbehrlich, der sie besitzt, sie aber zur Schutzwehre für seine Fehler oder Laster mißbraucht. Die brauchbaren, sogar die sehr vorzüglichen Menschen sind in unsern Tagen nicht so selten, daß man genötigt sein sollte, einem Subjekt seiner besondern Brauchbarkeit wegen — die oft nicht einmal das ist, wofür sie gehalten wird — den Mangel

einer auf seinem Posten unentbehrlichen Tugend oder gar das entgegengesetzte Laster zu gut zu halten.

Der Fremde. Zum Beispiel?

Geron. Mangel an Humanität und dagegen gefühllose, bei jeder Gelegenheit in Härte und Grausamkeit ausbrechende Roheit an einem Kriegsbefehlshaber, Leichtsinn und leidenschaftliche Hitze an einem Richter, kleinliche Kargheit an einem Vorsteher der Staatswirtschaft, Hang zur Wollust und Üppigkeit an jedem, dessen Fach unermüdete Selbstthätigkeit fordert. Wie ausgezeichnet auch die Talente eines Mannes sein möchten, so wird es immer an einem dieser Laster genug sein, damit er unter gewissen Umständen an einem wichtigen Posten großes, nicht zu berechnendes Unheil anrichte. Mit Einem Worte, daß ohne entschiedene Rechtschaffenheit und Güte des Herzens kein Diener des Staats für unentbehrlich angesehen werden müsse, ist eine Maxime, bei deren strikter Befolgung jeder große und kleine Staat sich wohl befinden würde, und von welcher kein Regent sich eine Ausnahme zu machen erlauben sollte.

Der Fremde, nachdem er eine kleine Weile etwas finster vor sich hingesehen, sich auf einmal mit einer lächelnden Miene gegen Geron wendend. Sie kennen die Welt zu gut, um nicht längst zu wissen, daß die Hofleute überhaupt, was die Lauterkeit des Herzens betrifft, von Alters her nicht im besten Rufe stehen; und doch sind das die Menschen, von denen sich ein König dermaßen umlagert sieht, daß ich besorge, er ist und bleibt in ihrer Gewalt, er mag es auch anfangen, wie er will.

Geron. Das wäre allerdings ein großes Unglück — für die Welt und noch mehr für ihn selbst.

Der Fremde. Wie wollen Sie, z. B. daß er einen Schmeichler immer mit Sicherheit von einem Freund unterscheiden könne?

Geron. Gewiß eine schwere Aufgabe, sogar für einen bloßen Privatmann, geschweige für einen König — vorausgesetzt nämlich, daß wir ganz heimlich, und ohne es uns selbst zu gestehen, geschmeichelt sein wollen. Wo dies aber der Fall nicht wäre — was freilich ziemlich selten sein mag —, scheint mir nichts leichter: so stark und unverkennbar sind die Züge, wodurch sich der Freund vom Schmeichler unterscheidet, wiewohl ich damit nicht in Abrede sein will, daß wohl auch der Freund seine Pillen vergolden oder versüßen muß, wenn er seine gute Absicht nicht verfehlen will.

Der Fremde. Glauben Sie, daß ein König einen Freund haben könne?

Geron. — Unter einer einzigen Bedingung, Ja.

Der Fremde. Und diese Bedingung?

Geron. Wenn er dem Freunde gegenüber *immer* vergessen kann, daß er König ist, und der Freund es *nie* vergißt.

Der Fremde nach einer Pause. Wenn ich Ihre Gefälligkeit nicht zu ermüden besorgte, so möchte ich wohl noch eine Bitte an Sie thun.

Geron. Beinahe hätten Sie mich verleitet, einen solchen Zweifel mit einer Höflichkeitsformel zu beantworten.

Der Fremde. Sie haben sich in Ihrem Leben so oft in die Seele anderer Personen hineingedacht, daß es Ihnen was Leichtes sein muß, mein Verlangen stattfinden zu lassen. Bilden Sie sich also auf einige Minuten ein, Sie seien der Freund eines jungen Königs, der die Wichtigkeit seines Berufs lebhaft fühlte und den ernstlichen Willen hätte, ihm, so viel in seinen Kräften stände, die völligste Genüge zu thun: wie würden Sie ihm raten, es anzufangen?

Geron ein wenig verlegen. Ich würde — ihm sagen, daß ich — verzeihen Sie! Ich gestehe, Sie haben mich mit einer Frage überrascht — auf die ich nicht gefaßt bin.

Der Fremde. Entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit! Ich wünsche eine Gelegenheit zu benutzen, die vielleicht nie wiederkommt.

Geron. Sie sagten vorhin, daß Sie selbst als ein echter *Weltbürger* zu leben wünschten, und sagten mir sehr viel damit. Es würde Sie also nicht befremden können, wenn ich Ihrem jungen Könige *den Rat eines Weltbürgers* gäbe? — Denn ich gestehe, daß ich zu dem, was man gewöhnlich einen *Politikus* nennt, ebenso verdorben bin wie zum Höfling.

Der Fremde. Mich wird nichts befremden, was von einem Manne kommt, dem das Beste der Menschheit am Herzen liegt.

Geron. Und doch bin ich gewiß, daß ich mich bei der Rolle, die Sie mir zu spielen geben wollen, gar zu linkisch benehmen würde. Ich kann mich selbst unmöglich, auch nur für etliche Minuten, als den *Freund* eines Königs denken. Wie, wenn Sie mich lieber zu seinem *guten Genius* als zu seinem Freunde machen wollten? Wir würden beide dabei gewinnen: ich die

Unsichtbarkeit, und mein Telemach, daß er meine Eingebung für seinen eignen Gedanken halten und ihn desto gewisser ausführen würde.

Der Fremde lächelnd. Halten Sie ihn für so eigenwillig?

Geron. Es ist etwas sehr Natürliches, daß einer lieber Flötenspieler als Flöte sein mag.

Der Fremde. Gut! Denken Sie sich also, wenn Sie wollen, als seinen Genius; und was wäre denn das Erste, das Sie ihm eingeben würden?

Geron. Etwas, wodurch ich mir, glaube ich, alle weiteren Bemühungen dieser Art ersparen könnte. Aber — Sie werden mich vielleicht für einen großen Pedanten oder für einen alten Träumer ansehen, wenn ich es sage?

Der Fremde. Lassen Sie das, und denken nicht schlimmer von mir, als Sie Ursache haben.

Geron. Das Erste also, wozu er sich meiner unbemerkten Eingebung zufolge an einem schönen Morgen entschließen sollte, wäre: sich unverzüglich eine gute, lesbare, nicht gar zu griechisch-deutsche Übersetzung der Selbstgespräche des vorerwähnten Kaisers Mark-Aurel oder (wie der Verfasser selbst sie betitelt hat) seiner zwölf Bücher An und über sich selbst machen zu lassen und sie in einem kleinen Taschenformat als ein unzertrennliches Vademecum immer bei sich zu tragen.

Der Fremde. Ihre Meinung ist vermutlich nicht, daß es als ein Talisman wirken, sondern daß es fleißig gelesen und meditiert werden soll. Dazu aber, besorge ich, wird Ihr junger König nicht immer aufgelegt sein. Die Könige, sagt man, lesen nicht gern.

Geron. Ein großer Fehler, den sich die Könige, mit ihrer Erlaubnis, abgewöhnen sollten. Friedrich der Große las viel.

Der Fremde. Immer könnte es ihm, wo nicht an Lust, doch öfters an Muße fehlen.

Geron. Das darf es nicht, wenigstens nicht, so lange ich sein Genius bin, und wenn er auch deswegen einige Briefe oder Papiere weniger lesen oder seine Minister eine Viertelstunde im Vorzimmer warten lassen müßte.

1. Telemach wurde von Mentor so trefflich geleitet, daß sein Name noch jetzt einen edlen und lernbegierigen Jüngling bezeichnet, besonders seit Fenelon seinen Telemach geschrieben hatte. Daß Wieland oder Geron den „Fremden" an dieser Stelle als seinen Telemach bezeichnet, war nicht taktvoll. — 22. Vademecum, geh mit mir, war zuerst 1709 der Titel des „Vademecum piorum Christianorum" gewesen.

Der Fremde. Ich gestehe zu meiner Beschämung, daß ich das Buch, wovon Sie reden, nur dem Namen nach kenne.

Geron. Es ist nur ein kleines Buch, aber gewiß der reichhaltigsten eines. Ich betrachte es als ein kostbares Reliquienkästchen, worin ein Autokrator, wie keiner vor ihm war und keiner nach ihm gewesen ist, seinen Geist und sein Herz der ganzen Menschheit, aber vornehmlich allen, die zum Regieren berufen sind, vermacht hat. Denn gerade diese sind es, die einen desto nützlichern Gebrauch davon machen könnten, weil er bloß für seinen eigenen geschrieben zu haben scheint. Es ist in jeder Rücksicht ein königliches Buch, ein Schatz von Gedanken, Erfahrungen, Gesinnungen und Maximen, die von einem jungen Fürsten, der etwas mehr als ein Homerischer Alcinous zu sein begehrt, nie genug gelesen, erwogen und angeeignet werden können. Er würde kaum eines andern Freundes, Ratgebers und Schutzgeistes bedürfen, wenn er sich täglich eine halbe Stunde mit diesem einschlösse, ihn gleichsam zum Zeugen und Richter seiner innersten Gedanken machte, nichts beschlösse noch begönne, ohne ihn vorher zu Rate gezogen zu haben, und nicht eher mit sich selbst zufrieden wäre, bis er sich in dieser geheimen Konferenz mit dem Geiste Mark-Aurels seines vollgültigen Beifalls versichert hätte.

Der Fremde. Wenn ich Sie recht verstehe, so ist dieser Geist Mark-Aurels nur der Substitut eines andern, der sein Wesen in jedes Menschen eignem Busen treibt, und Ihre Meinung mit allem dem kann wohl keine andre sein, als unserm Telemach eine Art von Hilfsmittel an die Hand zu geben, wodurch er sich angewöhne, tiefer in sich selbst einzugehen und, anstatt sich auf fremde Eingebungen zu verlassen, auf die leisen Winke, Urteile und Warnungen seines eigenen Gewissens zu lauschen?

Geron. Sie haben mich so gut verstanden, daß ich jede andre Antwort auf Ihre vorige Frage für überflüssig halte.

5. Autokrator, Selbstherrscher. — 13. Alcinous, der König der Phäaken auf der Insel Scheria, welcher den Argonauten und dann besonders dem Odysseus Gastfreundschaft bewies. — 20 f. Mark-Aurel. Über seine hier von Wieland besprochene Schrift vgl. das Urteil in Rankes Weltgeschichte III, 1. Abt., S. 303 und 304. Danach ist darin ein Begriff vom Königtume enthalten, welches die Freiheit der Beherrschten über alles liebe.

II. Arbeiten,

die sich auf die katholische Kirche, insbesondere auf das Mönchswesen und die Aufhebung der Klöster beziehen.

Einleitung.

Im Folgenden findet man verschiedene Arbeiten Wielands zusammengestellt, welche sich auf die katholische Kirche, insbesondere auf das Mönchswesen, beziehen. Auf den Gedanken, eine solche Zusammenstellung zum erstenmale vorzunehmen, bin ich dadurch geführt worden, daß Wieland offenbar in Biberach und Erfurt die Einrichtungen der katholischen Kirche genau beobachtet, daß er ihre Legenden studiert und auch das Mönchswesen genau kennen gelernt hatte. Weder Goethe, noch Herder und Schiller, Bürger und Claudius sind in dieser Art mit dem Katholizismus bekannt, sondern alle mehr einseitige Kenner des Protestantismus. Wielands Thätigkeit in dieser Beziehung erscheint aber als keine unbedeutende, wenn man erwägt, daß dieselbe durch den Merkur an den Höfen, wie z. B. in Weimar, jene Ansichten vorbereitete, auf welche die Aufhebung der Klöster infolge des Friedens zu Luneville von 1803 erst gefolgt ist. Sie erscheint als noch bemerkenswerter, wenn man von den frivolen Dichtungen, wie Clelia und Sinibald, absieht und die ernsteren Arbeiten ins Auge faßt; hält man sich an das von uns mitgeteilte Gespräch zwischen Walther und Diethelm, so findet man, daß Wieland, im Widerspruch mit seinen mehr poetischen Arbeiten, mit einem sehr großen Wohlwollen für die

Einrichtungen der katholischen Kirche beginnt, aber die Aufhebung des Mönchtums doch als nötig erkennt. Man sieht dabei, daß er schon die Schwierigkeiten ahnt, die sich in der Stellung Roms zur weltlichen Macht herausbildeten und in neuerer Zeit den Kulturkampf hervorriefen.

Zu den hierher gehörigen Erzählungen in Versen wäre in gewissem Sinne auch „Die Wasserkufe“ zu zählen. Man findet sie indessen bereits unter den Rittergedichten im zweiten Bande (S. 396—416). Was wir in der Einleitung zu jenen Erzählungen in Versen auf S. 226 gesagt haben, wird in den Augen des aufmerksamen Lesers auch die Aufnahme der „Wasserkufe“ in den zweiten Band gerechtfertigt haben.

Dem Abdruck von Clelia und Sinibald liegt im folgenden hauptsächlich der ältere Abdruck im 7. Bändchen von Wielands auserlesenen Gedichten, neue verbesserte Ausgabe, Leipzig, Weidmanns Erben und Reich 1787, zu Grunde. Hiernach hat die Legende nur 9 Gesänge. Nur indem Wieland, wie dies z. B. in dem Abdrucke des 21. Bandes von Göschens Ausgabe, 1796, geschah, das zweite Buch in zwei zerlegte, machte er daraus später zehn Bücher oder Gesänge. Er ließ nun den zweiten Gesang schließen „Und Laura schickt sich an den Weg dazu zu bahnen“ und den dritten beginnen mit „Die beiden Freunde, Sinibald“. Die übrigen späteren Veränderungen sind unbedeutend. Die bemerkenswerteste, obgleich gleichfalls ohne eigentliche Bedeutung, ist in einer Anmerkung bezeichnet.

Der Konsequenz wegen habe ich die Bezeichnung von Clelia und Sinibald als „Legende“ beibehalten, obgleich Wielands spätere Bezeichnung dieser angeblichen Legende als „Gedicht“ zu loben ist. Die Erzählung spielt im 12. Jahrhundert, doch ist der Ton rein satirisch, witzig und geistreich wie eine Erzählung von Heinrich Heine, der wohl von solchen Arbeiten Wielands wie diese einiges gelernt haben mag. Von dem volkstümlichen Legendenvortrage, wie er sich bei Heine in der Wallfahrt nach Cevlaar zeigt, hat aber Wieland noch keine Ahnung. Wenn nun auch der Dichter von Clelia und Sinibald nur die Travestie einer Legende schreiben wollte, so erinnert man sich doch auch bei diesem Gedichte an die für uns maßgebende Behauptung von Gervinus, daß Wieland immer das Beste leistet, wo er sich wirklich an Sage, Legende und Volkspoesie hält. So verfällt er hier der Frivolität, weil er die altertümliche Legende der heiligen Katharina unberücksichtigt läßt und auch die Wallfahrt des Sinibald zu ihren Reliquien überspringt. Dagegen wird das oberflächliche Verhältnis Röschens und Clelias zu der Heiligen, wie sie jetzt in der katholischen Kirche etwa gedacht werden mag, in einer Weise geschildert, welche etwa der Heiligenverehrung jener Jugendgeliebten Wielands in Biberach entsprechen mag, die er unter bedenklichen Umständen wegen der Bigotterie ihrer eigenen katholischen Familie nicht heimzuführen brauchte. Es hat Wieland nicht gefallen, uns von Röschens kindlicher Anbetung der Heiligen eine wirklich schöne Frucht zu zeigen, ebenso wenig

von Sinibalds Wallfahrt, die doch gleichfalls aus einem idealen Streben hervorgegangen ist. Wie im Oberon der König der Elfen, der weder Christ noch Heide ist, so tritt hier der heilige Christoph als Retter auf, jedoch lediglich nur im Charakter der Travestie. Clelia und Sinibald ist eben durchaus Satire. Keine innere Läuterung zeigt sich, die doch im Oberon nicht fehlt. Die Frömmigkeit soll eben deutlich als eine ganz oberflächliche und erfolglose bezeichnet werden. Das einzige Resultat ist, daß ein Einsiedler sich zuletzt für eine Art von Protestanten erklärt. Allein mit der Art und Weise, wie Bruder Paul selbst zuletzt dem Cölibate zu entsagen geneigt scheint, können die Evangelischen nicht zufrieden sein und es als ein Vorbild für Luthers spätere Heirat mit seiner Käthe nicht gelten lassen. Aus mehrfachen Gründen stellten wir das Gedicht nicht zu den Rittergedichten und Märchen in Versen, zu deren besten es noch in der früher erwähnten Beurteilung der erzählenden Gedichte durch Eschenburg gerechnet wurde.

Clelia und Sinibald wurde 1784 abgefaßt. Nach Wielands Biographie von J. G. Gruber*) war auf Werthers Leiden nicht allein eine Zeit der Beiträge zur Geschichte der Zärtlichkeit, sondern insbesondere der Klostergeschichten gefolgt, wobei man auch an das folgende Gedicht, Der Mönch und die Nonne, denken möge. Gruber, der die Tendenz des geistvollen Gedichtes von Clelia und Sinibald vollständiger rechtfertigt als wir selbst dazu imstande sind, sagt auch: „Solche Leser, die aus dem Buche in des Autors Seele hinein lesen können, werden auch ausfindig machen, ob der Dichter keine besondere Absicht dabei gehabt habe, daß er gerade in der Metten, am Kathrinenfeste, in jener Zeit und jenem Lande eine Intrigue von solchem Erfolg anspinnen ließ. Wenn man irgendwo Luzianische Laune bei ihm suchen wollte, so, meine ich, müßte es hier sein.“

Der Textrevision der Erzählung in Versen „Der Mönch und die Nonne“ liegt die Ausgabe in „Wielands auserlesenen Gedichten. Erster Band. Leipzig, bei Weidmanns Erben und Reich 1784“ zu Grunde. Die späteren Veränderungen sind ganz unbedeutend. Am liebsten hätten wir uns auch hier noch den späteren Titel angeeignet: „Sixt und Clärchen oder der Mönch und die Nonne auf dem Mädelstein. Ein Gedicht in zwei Gesängen.“ Noch direkter als Clelia und Sinibald ist „Mönch und Nonne“ ein Protest gegen das Cölibat. Wenn nun auch das Gedicht in Wielands Weise sich zugleich über die Sitte hinwegsetzt, so ist doch das Gedicht viel zarter als das schlüpfrige „Clelia und Sinibald“. Man

*) Vergl. dessen Ausgabe von Wielands Werken, Leipzig, bei Göschen, 1828, 52. Bändchen S. 362—369. Über Clelia und Sinibald ist außer dem in dieser Einleitung Gesagten noch zu verweisen auf Lessing, Wieland, Heinse S. 84/85, besonders aber S. 110 und 111, was alles hier nicht wiederholt ist. Vielleicht hat auf die Art und Weise, wie im 5. Buche von Clelia und Sinibald sich der Geliebte in der heiligen Kathrine versteckt einführt, einigen Einfluß gehabt der als betrunkene Magd dasitzende Herr in Richardsons „Pamela oder die belohnte Tugend“ (deutsche Ausgabe von 1763, I, S. 377): „auf einem Lehnstuhle .... die Schürze über den Kopf.“

merkt in dieser Beziehung einen vorteilhaften Einfluß der deutschen Volkssage, auf welcher das Gedicht nach Wielands Vorbericht beruht. Die versteinerten Mönche, Nonnen und Bischöfe sind überhaupt ein Lieblingsgegenstand der deutschen Volksüberlieferung, ohne daß sich überall an diese nur der Ähnlichkeit wegen so benannten Steinfiguren ausgeführte Sagen knüpfen. Bei Halberstadt in der Nähe des Hoppelnberges steht der gläserne Mönch und beim Waldkater im Bodethale unter andern der Bischof. Am Schlusse der Ausgabe von 1784 befindet sich das Bild der soeben versteinerten beiden Liebenden. Über diesem Bilde stehen folgende Schlußworte des Gedichtes, die wir ganz in der Schreibung der Ausgabe von 1784 hierher setzen:

Versteinert bleibt ihr leib zurück
und zeigt, noch warm vom heil'gen triebe
des wandrers sanftgerührtem Blick
dies ew'ge Denkmal ihrer Liebe.

Die „Gespräche über einige neueste Weltbegebenheiten im Jahre 1782" sind abgedruckt aus „Wielands kleinen prosaischen Schriften. Zweiter Band. Neue verbesserte und vermehrte Ausgabe. Leipzig, bei Weidmanns Erben und Reich 1786". (S. 203—298.) Die beiden Unterredenden sind Diethelm und Walther. Diethelm, in dem Wieland sich selbst darzustellen scheint, ist Protestant, Walther Katholik. Jener möchte die Kirchenverbesserung auch auf die katholische Kirche ausdehnen. Dieser ist, ohne in demselben Grade nach Reformen zu verlangen, an eine sehr freie Denkungsart gewöhnt. Er beweist dies besonders, da ihm Diethelm das letzte Wort läßt, durch ein Citat aus Prior. Daß Diethelm diesem Citate nicht mehr widerspricht, erinnert uns daran, daß Wielands Ansichten über Religion zuletzt sehr frei waren, da er auch dem Glauben an Unsterblichkeit entsagte.

Das Gespräch zwischen Walther und Diethelm handelt übrigens nur von Klöstern, Mönchswesen und Cölibat. Was das letztere betrifft, so deutet Wieland an, daß er es nur bei einer sehr großen inneren Reinheit und bei einem wahrhaft idealen Streben für zulässig hält. Diethelm behauptet zwar, daß seine Kirche — die evangelische — den ehelos bleibenden Pfarrern gar nicht traue, wie dann in der That ein niederdeutsches Sprichwort, das freilich zunächst gegen zu frühe Verlobungen gerichtet ist, also lautet: Erst 'ne Pfarre, un denn 'ne Quarre. Allein Walther behauptet, daß seine katholischen Glaubensgenossen den Priester ihrer Konfession, der sich verheirate, verachten würden.

Mag man nun aber auch das Cölibat nach seiner idealen Seite hin in einem viel höheren Grade gelten lassen, als gerade Wieland dies thut, so läßt sich doch nicht leugnen, daß dasselbe in der Wirklichkeit mit völliger Sittenreinheit schwer zu vereinigen ist. Man muß außerdem zum Verständnisse des Gesprächs sich vergegenwärtigen, wie groß die Anzahl der

Klöster und der Mönche zu der Zeit, da dasselbe geschrieben wurde, noch war. Zwar waren durch die Verträge im 16. und 17. Jahrhundert schon viele geistliche Stiftungen eingezogen, aber für viele andere hatten selbst die protestantischen Fürsten durch dieselben Verträge eine Bürgschaft leisten müssen, welche sogar Friedrich der Große nicht brach. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es im Königreich Neapel 31 800 Mönche, 25 600 Nonnen, 56 500 Weltpriester, 116 Bischöfe, zusammen 120 000 Geistliche.

Die von Walther, dem Katholiken, erzählte Geschichte der kalifornischen Hamstermönche ist schon wegen Kaliforniens, das erst in unserer Zeit durch den Goldreichtum des Sakramento bekannter geworden ist, interessant. Die Geschichte hat in der Behandlung Ähnlichkeit mit Wielands kulturgeschichtlichen Erzählungen aus Ägypten und Mexiko (Abulfaouaris und Koxkox).

Das gesamte Klosterwesen ist von Wieland in den Gesprächen mit vieler Sachkenntnis und großer Umsicht besprochen. Indessen zeigten allerdings die Jahre 1804 und 1807, daß bei der weiteren Einziehung der Klostergüter von Wielands Ratschlägen und Wünschen wenig oder nichts zur Ausführung gebracht wurde. Im allgemeinen folgten die Säkularisationen nur allzusehr der bloßen Notwendigkeit, der Politik neue nationalökonomische Hilfsquellen zu eröffnen.

So waren um die Reformationszeit die vielen kleinen welfischen Fürsten in der Gegend von Göttingen, von denen einer Luther auf dem Reichstage zu Worms eine Kanne Eimbecker Bier reichen ließ, den ihnen an Geld und Gütern wenig nachstehenden Adelsfamilien erst wieder gewachsen, als sie die Fürstenmacht durch Einziehung der Klostergüter gestärkt hatten. Schon die Reformatoren, besonders Bugenhagen, aber auch Luther und Zwingli, hatten sich in würdiger Weise mit dem Armenwesen beschäftigt Allein die Bettler sagten überall, daß sie (die Bettler) am liebsten die „vormaligen Mönche“ auf ihrem Rücken wieder herbeitragen möchten. Das bekannte Wort „unter dem Krummstabe ist gut wohnen“ sagt dasselbe. — Man kann daraus, daß Wielands Vorschläge im einzelnen nicht berücksichtigt wurden, nicht durchaus schließen, daß sie unpraktisch waren. Hatte er doch selbst die katholischen Pfarrämter — die Weltgeistlichen — reich nach englischem Muster dotieren wollen, freilich nur mit Rücksicht auf die vorgeschlagene Aufhebung des Cölibates. Diese widerstrebt aber dem Katholizismus, wie uns in unseren Tagen die Geschicke der deutsch- und der altkatholischen Prediger gezeigt haben.

Fünfzehn Jahre nach Abfassung des Gespräches, im Februar 1797, redete in Wielands neuem deutschen Merkur der Professor Roman Schad, nachdem er seinen Aufenthalt in einem Benediktinerkloster geschildert hatte, seinen Vogel im Käfig also an:

> Zuletzt wirst du ein heil'ger Vogel werden,
> Die Rota Roms*) wird dich zum Heil der Erden

*) Rota Roms, römische Kurie.

Kanonisieren nach dem Tod.
Man wird zu deinem Wundergrabe wallen.
Den frommen Weibern wirst du dann vor allen
Ein Helfer sein aus jeder Not — u. s. w.

Im Sommer 1802 schickte dann Gleim ein Gedicht an die Mönche für den Merkur ein. Er schrieb darüber am 1. September 1802 an Böttiger, der den Merkur an Wielands Stelle redigierte: „Zu dem Liede nehmt Weiber ihr Mönche 2c. ist noch eine Strophe hinzugekommen. Ich eile sie mitzuteilen. Es freut mich, daß es dem erwähnten Zirkel zu Diefurt [Tiefurt] nach Anhörung des Liedes zur Aufhebung des Cölibates seine Stimme zu geben gefallen hat. Wieland, Herder, Goethe, Schiller, Falk, jeder in seiner Art, sollte die seinige geben. In einer Tragödie würden der Schreckensscenen genug anzubringen sein. Wär's nicht Ostentation, so setzt' ich auf die zweckdienliche Geschichte des Cölibates einen Preis. Die Nonnenklöster sind doch wahrlich nichts anderes als — — —. Schon in meiner Kindheit sah ich einen Mönch, — — — —."

Die Nachschrift zu Gleims Gedicht „Nehmt Weiber ihr Mönche" lautet:

Liebt Nonnen! Im Reiche der Liebe seid ihr
Der Menschheit gegebene Menschen wie wir.
Gestoßen in Zellen, was seid ihr in ihnen?
Der Menschheit gegebene tote Maschinen.
Liebt Nonnen! Im Reiche der Liebe seid ihr
Der Menschheit gegebene Menschen wie wir.*)

Gleim lag zu Halberstadt die Beobachtung des Mönchswesens in Preußen noch näher als seinem Freunde Wieland in Weimar. War er doch Sekretär eines säkularisierten Bistums, wo der protestantische Domadel der Spiegel, Stolberg und Bismarck einen mitunter ziemlich glänzenden Hof hielt. Wie oft dachte er an die katholisch gebliebenen Mönche im nahen Huywalde! Zur Zeit Friedrichs des Großen sann er darüber nach, ob er die Benediktinermöche nicht dort verjagen und ihre Zellen mit armen deutschen Dichtern besetzen könne. Ein Jahr nach Gleims Tode zeigte einer der damaligen Halberstädter Gelehrten, Kriegsrat Krieger, den Benediktinermönchen von Huysburg die Aufhebung ihres Klosters infolge des Friedens von Luneville an. Nur der liebenswürdige Prior van Eß blieb mit einem Kaplane als der erste katholische Pfarrer zurück. Nach der Schlacht bei Jena wurden dann auch noch die übrigen katholischen Klöster im Halberstädtischen aufgehoben. Eins oder mehrere derselben kaufte Jacobson, der Sohn des Handelsjuden Israel Jacob, welcher

*) Strophe 1—3 „an die Klostergeistlichen" im Merkur von 1802 Septbr., S. 3—4. Das Lied wurde abermals, jedoch nicht bloß mit dieser, sondern auch mit einer andern Strophe vermehrt, im Novbr. 1802, S. 179—180, abgedruckt. Vergl. das Gedicht „Die Klostergeistlichen an Gleim" im Merkur von 1803 Februar, S. 81—83.

letztere durch die kluge Benutzung der Wohlthaten und Handelsaufträge des Klosters Huysburg den Grund zu seinem Vermögen gelegt hatte. Jacobson wurde Präsident eines für die Juden errichteten Konsistoriums in Kassel.*)

Von der Bibliothek des ehemaligen Klosters Huysburg, die dem Kastellane der Herren von Knesebeck, der jetzigen Besitzer von Huysburg, übergeben ist, habe ich im Sommer 1881 fast nichts mehr vorgefunden, als etwa zwanzig Originalabdrücke der Schriften von Wieland. Ob sie aus dem Besitze der Mönche herrühren, oder gar aus dem der geistlichen Jungfrauen, denen 1809 van Eß nach Aufhebung des Klosters Egeln in den prachtvollen Räumen von Huysburg ein beneidenswertes Asyl eröffnete: immer beweisen die Schriften Wielands an dieser Stelle, wie tief der Geist, der die Klöster zerstörte, zuletzt in diese selbst eingedrungen war. Clelia und Sinibald und, wenn ich nicht irre, auch der Mönch und die Nonne befand sich unter den in jenen Bänden abgedruckten Arbeiten Wielands.

Wenn auch der Kulturkampf, ehe diese Arbeiten Wielands hier wieder zum Abdruck gelangen, geendigt ist, so zeigen doch Wielands Erwägungen, deren oft frivole Form wir schlechterdings nicht billigen, daß er diejenigen Schwierigkeiten, welche in der Stellung der katholischen Kirche zu Deutschland liegen, bereits gründlich gekannt hat.

H. Pröhle.

*) Vergl. Karl van Eß, Kurze Geschichte der Benediktinerabtei Huysburg (1810) S. 44 bis 46, und „Die Fremdherrschaft", Vortrag in der Singakademie von 1858 von H. Pröhle) S. 12—15.

1. Clelia und Sinibald,

oder

die Bevölkerung von Lampeduse.

Eine Legende.

Erstes Buch.

Für diesesmal — doch ohne Präjudiz —
Soll keine Muse sich mit unserm Spiel bemühen,
Kein Hippogryph, behender als der Blitz,
Mit uns davon ins Land der Elfen fliehen;
Der Dichter mag mit seinem bißchen Witz,
So gut er selber kann, sich aus der Sache ziehen!
Es soll ein Gott, wie Flaccus lehrt, nur dann
Ex Machina dem Stück entgegenspringen,
Wenn der Poet mit rechten Dingen
Dem Helden und sich selbst nicht weiter helfen kann.
Hier ist demnach von Feeen und von Zwergen,
Von Lilienstab und Horn und Becher keine Spur;
Den Orthodoxen der Natur
Zu großem Trost! Doch können wir nicht bergen,
Daß zweimal wenigstens (wiewohl im Traume nur,
Und ohne selbst persönlich auf die Bühne
Hervorzugehn) die heilige Kathrine,
Mit ihrem Schwert und einem Kranz von Myrt'
Und Rose um die Stirn, sich sehen lassen wird.

3. Hippogryph s. Bd. II, S. 536. — 7. Flaccus, Horaz, de arte poëtica. — 12. Horn und Becher, wie im Oberon. — 17. Kathrine. Die bekannteste Heilige dieses Namens war aus königlichem Geschlechte und 327 enthauptet. In Italien ist jedoch fast noch berühmter die heilige Katharina von Siena, geb. daselbst 1347, gest. zu Rom 1380.

In einem Traum (der, wie ihr wißt, im Magen
Erzeugt wird) läßt sich das noch allenfalls ertragen;
Das Faktum übrigens weicht keinem im Homer,
Und Caviceo leistet die Gewähr.
Doch käm' auch allenfalls ein Geist von jenen braunen,
Die stets geschäftig sind, auf Unheil auszugehn,
Dabei ins Spiel, wer wird darob erstaunen?
Dergleichen pflegt ja täglich zu geschehn!
Zumal in jener Zeit und jenem Strich der Erden,
Wohin wir euch versetzen werden,
Da macht sich nichts, wie groß, wie klein es sei,
Beelzebub ist immer auch dabei.
Wer weiß, ist's nicht, wenn wir's genau erfragen,
Noch ebenso in diesen unsern Tagen?
Nur sehn wir oft, was Satanas gethan,
Aus falschem Stolz für unsre Arbeit an.
Indessen scheint, die Wahrheit rund zu sagen,
Ein Dichter, der mit solchem kalten Blut
Aus eigner Kraft und ohne Musenwut
Zu Werke geht, sehr viel dabei zu wagen.
Verbänd' er auch mit einem scharfen Blick,
Die Linie des Schönen nie zu fehlen,
Das leiseste Gefühl im Prüfen und im Wählen,
Und mit der Kunst, durch rhythmische Musik
Sich in die Herzen einzustehlen,
Die Leichtigkeit, der Grazien letzte Gunst;
Und (wenn sie spröde sind) zum wenigsten die Kunst,
Den strengen Fleiß der Feile zu verhehlen:
Dies alles, ohne jenen Strahl,
Den Japets Sohn am Quell des Lichtes stahl,
Was hälf' es ihm, sein Kunstwerk zu beseelen?
Von diesem Feuer sei des Dichters Busen warm!
Nichts anders kann den Frost der Kunst besiegen;
Und ewig kalt wird in Pygmalions Arm

23. Caviceo, geb. zu Parma 1. Mai 1443, studierte die päpstlichen Rechte, entfloh aus Bononia wegen seiner Schlägereien, trat jetzt noch in den geistlichen Stand, lebte unordentlicher als je, kam ins Gefängnis, entsprang, war drei Jahre zu Konstantinopel und starb zu Montechio in der Diöces Parma 3. Juni 1511. Sein bekanntestes Werk ist der Roman libro de pelegrino. Caviceo leistet die Gewähr soll daher heißen: es ist Dichtung. — 31. Beelzebub, der oberste der unreinen Geister. — 49. Japetos, der Titane, Sohn des Uranos und Vater des Prometheus.

Zu seiner Qual die Marmornymphe liegen,
Wird nie den Kuß, den er mit heißen Zügen
Aus ihren toten Lippen schlürft,
Erwidern, nie, an seine Brust gesunken,
Zerschmelzen in Gefühl, wenn Amor einen Funken
Aus seiner Fackel nicht in ihren Busen wirft.
O sagt mir denn, ihr Meister jener Werke,
Aus welchen, ewig schön und jung,
In frischer, unerschlaffter Stärke
Der Genius der Begeisterung
Uns noch entgegenweht, o sagt mir an, wo fandet
Ihr seinen Sitz? Durch welchen Talisman,
Durch welche Zauberworte bandet
Ihr seine Flüchtigkeit? — Wer kann
Im Ocean der Luft des Windes Pfade spähen?
Wir hören wohl sein brausend Wehen;
Allein wer ist, der ihn in Fesseln schloß?
Wer leitet ihn wie ein gebändigt Roß?
Er kommt! man fühlt in Mark und Adern
Des Gottes Gegenwart, allein er kommt und geht,
Sobald er will, und wer darf mit ihm hadern?
Vergebens ruft ihr ihm; kein stürmendes Gebet
Hat jemals seine Gunst erfleht,
Kein Starker hat ihn je gebunden;
Wie die Gelegenheit, ist er auf einmal da,
Und wer sich sein am wenigsten versah,
Hat ihn sogar im Schlafe schon gefunden.
Wohlan, so sei es denn gewagt!
Der Dichter mache nur (wie den Pygmalionen
Geziemt) sich frisch ans Werk und unverzagt
Und sei der Kunst zu hold, um seiner selbst zu schonen;
Vielleicht setzt unvermerkt ein freundlicher Genie
(Mich däucht, ich spüre schon von fern sein leises Schweben!)
Sich bei der Arbeit ihm aufs Knie
Und macht sich selbst die Lust, die Gruppe zu beleben.

Schon hatten morgens früh, beim festlichen Gelärm
Der Glocken, scharenweis die Bürger von Palerm

An Sankt Kathrinens Tag zur Mette sich versammelt;
Die Glocken hatten ausgebammelt,
Vorüber war der Zug mit Kreuz und Fahn',
Und Priester stimmten schon, der Heiligen zu Ehren
Mit reichen Stolen angethan,
An wohlberäucherten Altären
Ihr Dominus vobiscum schnarrend an:
Als Sinibald, ein junger Pflastertreter
Aus Tankreds edlem Blut (sonst nicht der größte Beter),
An Guidos Arm in seinem Sonntagsstaat,
Von Neugier angelockt mit in die Kirche trat.
Man merkte wenigstens an seiner Weltkindsmiene,
Ihn ziehe nicht die heilige Kathrine,
Wie schön sie auch von eines Taffi Hand,
In einem Kranz von goldnen Engelsköpfen,
Am Hochaltar in Lebensgröße stand.
Wiewohl die Kunst in ihm sonst einen Gönner fand,
Jetzt schien er wenig Lust aus Taffis Werk zu schöpfen;
So sehr beschäftigte die schönere Natur
Den Kennerblick, der hier sich gern verwirrte
Und, gleich dem Schmetterling auf einer Blumenflur,
Um hundert fromme Schönen irrte,
Die, sitzend oder auf den Knien,
Ihn wechselsweis, unwissend an sich ziehn;
Denn jede schien allein die Sorge zu beseelen,
An ihrem Rosenkranz sich nicht zu überzählen.
Noch hatte, dem Narciß an Selbstgefallen gleich
Und unbekannt mit Amors süßen Wunden,
Der junge Sinibald in Rogers schönem Reich
Nichts Schönres als sich selbst gefunden
Und, knabenhaft auf seinen Kaltsinn stolz,
Sich immer für so fest gehalten,

91. Kathrinens Tag 25. November. Derjenige der Katharina von Siena ist der 30. April. Da die Erzählung im 12. Jahrhundert spielt, so ist die ältere Katharina (von Alexandria) gemeint. — 97. Dominus vobiscum, der Herr sei mit euch. — 99. Tankred, geb. 1078, nahm das Kreuz 1095, erhielt das Fürstentum Galiläa und starb 1112 zu Antiochia. — 108. Taffi, „ein Maler aus dem zwölften Jahrhundert, in welchem sich die gegenwärtige Geschichte zugetragen. Er beschäftigte sich mehr mit mosaischer Arbeit als Staffeleigemälden; und der Legendenschreiber könnte sich wohl in der Person des Meisters geirrt haben". W. — 119. Rogers Reich, Sicilien. „Roger II. aus dem Stamme des Normanns Tankred von Hauteville nahm zuerst i. J. 1130 den Titel eines Königs von Sicilien an und erwählte Palermo zu seinem Sitze." W.

Als schlüg' in seiner Brust ein Herz von Eisenholz.
Er sah die reizendsten Gestalten
Am Hofe zu Palerm so kalt und unverletzt
Wie Tulpen an, an deren Wuchs und Farben
Und buntem Glanz das Auge sich ergötzt,
Und ihre Blicke ließen nicht mehr Narben
In seinem Aug', als eine Rose läßt,
Die man mit Lust an Nas' und Lippen preßt,
Doch bald, indem der Busch mit zwanzig frischern pranget,
Sie fallen läßt und nach der nächsten langet.
So schwärmt sein Leichtsinn kühn und wild
Von Bank zu Bank an dieser heil'gen Stätte,
Und Köpfe, die für ein Madonnenbild
Ein Giotto zum Modell genommen hätte,
Erhielten hier und da das Glück,
Von ihm bemerkt zu sein, kaum einen Augenblick,
Und dies sogar nur im Vorübergehen.
Von ungefähr — doch ist von ungefähr
In Narrenschädeln selbst wohl jemals was geschehen?
Sogar wenn wir am irrsten gehen,
Führt eine Wolkenhand uns ungesehn einher —
Indem er also — nicht von ungefähr —
Im Kreuzgang irrt, fällt eine starke Helle
Aus einer schimmernden Kapelle
Ihm ins Gesicht, wohin der Zulauf größer war
Als anderswo, weil hier, dem Christenvolk zur Freude,
Die Heilige des Tags in ihrem reichsten Kleide,
Mit goldner Kron' auf ihrem flächsnen Haar,
Von Perlen schwer und funkelnd von Geschmeide,
Im Galastaat zu sehn und heute gnädig war.
Der Jüngling geht hinein, tritt nahe zum Altar
Und wird, indem er sich nach neuer Augenweide
Herumsieht, im Gedräng der andachtsvollen Schar,
In einem offnen Betstuhl knieend,
Bei eines Wachsstocks Schein ein schönes Kind gewahr.
Den Engeln Guidos gleich von lauter Himmel glühend,

136. Giotto. „Auch ein florentinischer Maler dieser Zeiten (doch später als diese Geschichte), ein Freund des Grafen Dante (dessen Bildnis er malte) und noch itzt allen Künstlern und Dilettanten bekannt durch das bewundernswürdige Mosaik über der Peterskirche in Rom, welches nach ihm la nave del Giotto genannt wird." W.

Lag sie auf ihren Knien, der schönen Hände Paar
Empor gefaltet, da; die großen blauen Augen
Zu ihrer Heiligen entzückt und angelweit
Eröffnet — um in frommer Kindlichkeit
Die Gnaden dieses Tags auf einmal einzusaugen.
Wiewohl ein dünner Flor ihr liebliches Gesicht,
Den Lilienhals und selbst die schönen Hände deckte,
So schien doch alles, was er nicht
Verhüllte oder doch verrätrisch nur versteckte,
Von einer Schönheit, die so wenig als das Licht
Sich selbst verbergen kann und durch bescheidnes Schweigen
Am würdigsten gepriesen wird, zu zeugen.
Aus jedem Zuge sprach das zarteste Gefühl,
Von künft'gen Küssen schien ihr kleiner Mund zu schwellen,
Und stets verriet der Gaze leichtes Spiel
Des jungen Busens sanfte Wellen!
Ein Amor schien, ihr selber unbewußt,
In süße Träume sich auf ihnen einzuwiegen
Und, unbekannt mit seinen Siegen,
Ihr Auge, wo im reinsten Blau die Lust
Gleich einem Wölkchen schwimmt, wenn's euch nur angesehen
Zu haben glaubt, euch Liebe zu gestehen.
Von allem dem sah unser Jüngling — nichts!
Und wenn, im Glanz der reinsten Feuersphäre,
Von tausend Engelchen des Lichts
Umschwommen, wie in einem Flammenmeere,
Den Mond zu ihrem Fuß, ums Haupt den Sternenkranz,
Die Mutter Gottes selbst vor ihm erschienen wäre:
Ihn hätte kaum, mit allem ihrem Glanz,
Die himmlische Erscheinung mehr geblendet,
Als, bloß von eines Wachsstocks mattem Licht
Beleuchtet, ihm dies irdische Gesicht
Besonnenheit und Selbstgefühl entwendet.
Er stand wie einer, der nicht hörte und nicht sah,
Bezaubert und vergeistert da;
Und ob er gleich aus tausend Augen schaute,
Mit jedem Blick sie ganz in sich hineinzuziehn,
Dann wieder ganz in sie sich einzusenken schien
Und kaum zu atmen sich getraute,

So hätt' er doch, wenn's auch sein Leben galt,
Von ihrer Bildung und Gestalt
In seinem Taumel nichts Genaues sagen können.
Genug, ihm war, sobald er sie
Erblickt, nicht möglicher, sich von sich selbst zu trennen,
Als von dem zweiten Ich, der lebenden Kopie,
Die sich von ihr in seine Seele drückte,
Indem er Sie, indem sie Ihn erblickte.
Denn, o des Wunderwerks der schönen Sympathie!
Kaum glitschte, ohne daß sie wußte
Warum, ihr warmer Blick von Sankt Kathrinen ab
Und tauchte (weil er doch auf etwas tauchen mußte)
Auf Sinibald, — der, wie von Merlins Stab
Versteinert, nur durchs Feuer seiner Blicke
Ein Zeichen, daß er lebe, gab —
So zog sie diesen Blick so hastig schnell zurücke,
So schnell und so beschämungsvoll,
Als hätte sie gesehn, was man nicht sehen soll;
So wie ein Kind zurück das Händchen ziehet,
Wenn es im Gras nach einem Blümchen greift
Und unverhofft an eine Nessel streift.
Ihr reizendes Gesicht, von Andacht sanft durchglühet,
Wird plötzlich lilienweiß und lodert gleich geschwind
Noch röter auf. Ein Stich scheint ihr durchs Herz zu fahren,
Doch ein so süßer Stich! Das gute, fromme Kind,
Dem nie in ganzen sechzehn Jahren
Dergleichen widerfuhr, ist für die Ursach blind
Und denkt: Was kann mir das bedeuten?
Ein heimlicher Instinkt scheint gleichwohl sie zu leiten,
Und ungewarnt von ihrer Schützerin,
Blickt sie errötend wieder hin
Und heilt den ersten Stich — sogleich mit einem zweiten;
Mit jedem neuen Blick versüßet sich der Schmerz,
Und was sie schrecken sollte, macht ihr Herz.
Bei allem Taumel seiner Sinnen
Läßt Sinibald — der sie so brünstiglich,
Als wär' an ihr ein Ablaß zu gewinnen,

210. Merlin, der Zauberer der altbrittischen Sage.

Betrachtet — keinen Blick entrinnen,
Der sich von ihr zu ihm hinüber schlich;
Und da zu Lindrung seines Schmerzens
Die Augensprache hier das einz'ge Mittel war,
So stellt er ihr die Triebe seines Herzens
So nachdrucksvoll in dieser Sprache dar,
Daß sie, wiewohl darin noch gänzlich unerfahren,
Doch schnell (kraft einer wunderbaren
Geheimen Deutungskunst) so viel davon verstand,
Zu fühlen, daß sie ihn nicht merken lassen dürfe,
Wie angenehm sie seine Sprache fand.
Ein strenger Blick (ihr schien's zum wenigsten, sie werfe
Den strengsten, der ihr möglich war, ihm zu)
Setzt nun ihr kleines Herz in eine kurze Ruh;
Und aller ferneren Zerstreuung zu entgehen,
Fängt sie mit Eifer an, den Rosenkranz zu drehen.
Welch eine Heldin sich das sanfte Wesen dünkt,
Da, seit sie nicht mehr hingesehen,
Bereits das dritte Ave sinkt!
Die große Thräne, die in seinem Auge blinkt,
Mag unbemerkt um Mitleid flehen!
Getreu dem warnenden jungfräulichen Instinkt,
Schaut sie noch immer unbeweglich
Auf ihren Rosenkranz und hält's in einem Stück
Bis an den Glauben aus; doch länger war's nicht möglich!
Nur einen kleinen Seitenblick
Beim Atemziehn, bevor sie ihren Glauben
Beginnt, den kann ihr doch die Andacht noch erlauben?
Nur, ob der Mann noch da ist? noch so scharf
Sie anzuschaun sich unterstehen darf?
Solch einer Absicht sich zu schämen,
War Kinderei; allein wer kann für sein Gefühl?
Der scheue Blick, anstatt gerad' ans Ziel
Zu gehn, mußt' einen Umweg nehmen,
Erst auf dem goldbelaubten Fries
Des Pfeilers ruhn, wo Sinibald gestanden,

269. Fries, „in der Säulenordnung ein mit Laubwerk und andern krausen Zieraten versehener Teil des Hauptgesimses, welcher den Kopf des auf dem Hauptbalken ruhenden Balkens bildet". W.

Eh er allmählich sich auf ihn herunterließ.
Zum Glück war unterwegs ein Sankt Baptist vorhanden,
Der ihm, bevor er noch an Ort und Stelle kam,
Die Hälfte seines Feuers nahm.
Und dennoch, ob sie gleich damit nichts eingestanden
Zu haben glaubt', und im Momente, da
Ihr Aug' auf seines stieß, stracks wieder vor sich nieder
Gar züchtiglich auf ihre Schürze sah,
So schlug doch unter ihrem Mieder
Ihr kleines Herz so sichtbarlich empor,
Und eine solche Glut bedeckte bis ans Ohr
Ihr liebliches Gesicht, als ob sie einer Sünde,
Die nur der Papst vergiebt, sich selber schuldig finde.
„Gewiß, es ist mit mir nicht, wie es soll,"
Spricht sie zu sich, bestürzt und unruhvoll,
„Ich werde doch nicht etwa gar erkranken?
So laulich, so zerstreut, von weltlichen Gedanken
So angefochten und gepreßt,
So — daß ich's selbst nicht weiß — war ich in meinem Leben
An keinem Sankt Kathrinenfest;
Die Heil'ge mög' es mir vergeben!"
Zu ihrem großen Trost entläßt
In diesem Augenblick das Ite, missa est
Für diesesmal die sämtlichen Verwandten
Der Brüderschaft, die Sankt Kathrinens Fest
Zu Ehren hier ihr Wachs verbrannten.
Unruhig lief nach ihrem Unbekannten
Rosimens Auge hin und her
Und fand ihn nicht; er war auf einmal weggeschwunden.
Ihn hatte kurz zuvor ein alter Zeidelbär
Von einem Oheim aufgefunden
Und, eh er noch mit einem Abschiedsblick
Der Schönen sich empfehlen konnte,
Ihn mit sich fortgeschleppt. Sein widriges Geschick
Begnügt sich nicht, so hastig sie zu trennen;
Es muß ihm auch sogar das Glück,
Zu wissen, wen er liebt, mißgönnen!

293. Ite, missa est, geht, die Versammlung ist entlassen (daher Messe). — 300. Zeidelbär ist eine besondere kleine Bärenart.

Rosine, die (vielleicht der Möglichkeit zu lieb,
Den Flüchtling irgend aufzuspähen)
Von allem Volk beinah die letzte blieb
(Wiewohl aus bloßem Rachetrieb,
Wenn sie ihn fände, stracks sich von ihm wegzudrehen),
Muß, da der Küster schon mit seinen Schlüsseln klirrt,
Doch endlich, ernst und stumm und in sich selbst verirrt,
Mit ihrer Magd nach Hause gehen,
Wo König Salomon, wie er das Jungfernkind
Zu teilen winkt, mit einer roten Nase,
Auf Holz gemalt, und — eine alte Base,
Gichtbrüchig, taub, an einem Auge blind,
Ihr Zeitvertreib in langen Nächten sind.
Doch, ich besinne mich — die Ahnen ungezählet,
Die, um und um gewappnet und gestählet,
In langer Reih' im Vorsaal Wache stehn,
War noch ein altes Stück von Hausrat hier zu sehn.
Es war die Magd, die sich Frau Clara nannte,
Die Amme erst, hernach die Gouvernante,
Nun, da das Fräulein einem Mann
Entgegenreift und selbst ihr Halstuch stecken kann,
Geheimer Herzensrat der reizenden Infante;
Ein gutes, flinkes, rundes Weib,
Von Kopfe leicht, doch etwas schwer von Leib,
Den Rosenkranz zwar immer in den Händen
Zu drehn gewohnt, allein noch von der Jugend her
Für junger Herzen Not an Mitleid selten leer,
Und willig, sie zu enden und zu wenden,
So viel in Ehren möglich ist;
Der Tugend hold (die geht doch über alles!),
Doch so, daß immer nöt'gen Falles
Ihr eine kleine Weiberlist,
Um einem guten Zweck zu dienen,
Das Herz nicht schwerer macht; im übrigen Rosinen,
Bei der sie von der Wiegen an
Der Mutter Platz vertrat, die ihre Milch gesogen,
Und die sie, Gott sei Dank! so schön und groß gezogen,
Mit Leib und Seele zugethan.
So lieb nun auch der guten Frau ihr Bette

Um diese Jahrszeit war, so ist gewiß, sie hätte
Um vieles Gold ihr Fräulein nicht allein
Zur Kirche lassen gehn, zumal in eine Mette.
„Sie ist ein frommes Kind; doch selbst in heil'ge Stätte
Schleicht der Versucher oft sich unvermutet ein;
Man kann nicht zu behutsam sein!"
Kurz, wo Roszine ging, da watschelte Frau Clare
Mit ihrem Rosenkranz am Gürtel hinterdrein.
Der junge Herr im langen gelben Haare
Und goldnen Wams, der heute linker Hand
Am zweiten Pfeiler vom Altare
Die ganze Messe durch ihr gegenüber stand,
War ihrem Scharfblick nicht entgangen
Sie hatte, wie ihr däucht, sogar
Verschiedne Blicke aufgefangen,
Wobei ihr Herz nicht ohne Argwohn war.
Herr Sinibald und Guido, sein Begleiter
(Der neben ihm, wiewohl ein wenig weiter
Zurückgelehnt, ihr in die Augen stach),
Ein paar Figuren, wie gedrechselt,
Bei deren Anschaun oft der Andachtsfaden brach,
Sind beide ihr dem Namen nach
Bekannt; nur daß sich stets, wenn sie von einem sprach,
Der Nam' in ihrem Kopf verwechselt,
Und, ohne daß sie sich von Irrtum träumen ließ,
Ihr Guido Sinibald, und dieser Guido hieß.
Die Ursach können wir nicht sagen;
Genug, daß selbst zu London und Paris
Wohl eher sich dergleichen zugetragen.
Roszinens vorgebogner Hals
Und unruhvoller Blick, als nach gesungner Messe
Der junge Herr auf einmal in der Presse
Verloren ging, war Claren ebenfalls
Nicht unbemerkt und unglossiert geblieben;
Doch that sie nicht, als ob sie was gesehn;
Und während dem Nachhausegehn
Sprach keine nicht ein Wort (wiewohl sie vor Verlangen

378. in der Presse, im Gedränge.

Zu fragen dürsteten), weil jede anzufangen
Und ihren Vorwitz zu gestehn
Sich schämte. — „Sahst du ihn an meinen Augen hangen?
Wer war's? Wie nennt er sich? Begreifst du einen Grund,
Warum er ohne Gruß so schnell davongegangen?"
Dies schien Rosamens Blick, dies schien der Rosenmund
(Der immer halb zum Fragen offen stund
Und immer schwieg) die Amme stets zu fragen;
Und o, was hätte diese nicht zu sagen,
Verböt' es nicht der Tante Gegenwart!
Der Tante, die, aus Mangel guter Säfte
Lebendig tot für alle Weltgeschäfte,
Indessen sie der Mittagstafel harrt,
Im Sorgestuhl, zu Schonung ihrer Kräfte,
Begraben liegt und Litaneien schnarrt,
Wobei, das Spinnrad vor den Füßen,
Das Fräulein und Frau Clar' den Chorus machen müssen.
  Kathrinentag, der sonst im ganzen Jahr
Von Alters her der kürz'sten einer war,
Wird für ein schönes Kind, das mit dem nächsten Lenzen
Erst Sechzehn zählt, durch einen solchen Zwang,
Bei solchem Zeitvertreib nun freilich mächtig lang.
Zusehends wird auch ihr Gesichtchen länger,
Und von erstickter Seufzer Drang
Das knappe Mieder immer enger.
Es war ich weiß nicht was, das einem seltsam bang'
Und schwer macht, in der Luft. Bei Tische
War auch nichts, wie es soll, die Maccaroni kalt,
Das Frikassee ein ekelhaft Gemische,
Das Rebhuhn zäh, und die Oliven alt.
Des Abends, wie dem trägen Stundenglase
Der Sand entschlüpfte, nahm das Übel sichtbar zu.
Mißmutiger als Jo, da Zeus in eine Kuh
Sie eingesperrt, und auf die rote Nase
Des Königs Salomon hinstarrend, saß sie da
Und wußte nicht, was neben ihr geschah.
„Was ist dem Mädchen?" fragt die alte taube Base;
„Was fehlt dir, Kind?" — „Ein greulich Kopfweh," spricht
Das Fräulein. — „Armes Ding! So nimm das kleine Licht

Und geh und lege dich zu Bette!
Frau Clare soll so lange bei dir sein,
Bis du entschläfst. Das sind die Früchte von der Mette!
Du weißt, ich gab nicht gern den Willen drein.
Frau Clare, führe sie das liebe Kind zu Bette
Und geb' ihr siebenzig von meinen Tropfen ein;
Und schwitzt sie drauf und schläft, ich wette,
Bis morgen wird ihr besser sein!"
Dies war es just (die Tropfen ausgenommen),
Was beiden fehlt; der Rat kann nicht erwünschter kommen.
Das Fräulein ist mit Claren kaum allein,
So fühlt sie sich schon weniger beklommen.
Man zieht sich aus; die Amme präludiert;
Der Zwang wird mit dem Mieder aufgeschnürt,
Das Herz kriegt Luft, die Schüchternheit verschwindet,
Und wie man erst den rechten Faden findet,
Wird, ohne Schlaf, beinah die halbe Nacht
Mit süßem Plaudern hingebracht.
Von wem, als von dem Herrn im langen gelben Haare
Und goldnen Wams, der heute linker Hand
Am zweiten Pfeiler vom Altare
Die Messe durch ihr gegenüberstand?
Frau Clare kennt ihn gut: er ist ein Herr von Stand
Und reich dabei, und Guido ist sein Name;
Und daß der Mann für ihre junge Dame
Bis an den Hals in Liebe steckt,
Hat sie beim ersten Blick entdeckt.
Der Oheim nur, der nach dem Amt sich seiner
Bemächtigte und ihn im ersten Strom
Des Volkes mit sich zog, ist zwar ein alter, feiner,
Verschmitzter Kauz und geizig wie ein Gnom,
Und Guido, der ihn einst zu erben
Gedenkt, muß allerdings pian' piano mit ihm gehn;
Allein davon läßt sich das Ende sehn;
Der Oheim wird zuletzt wie andre Menschen sterben,
Und dann — wer weiß — dann könnte was geschehn!
„Kurz, gnäd'ges Fräulein, ich, ich hoffe mit zu erben.

450. nach dem Amt. „Dem Hochamt, wie die lautgesungenen Messen genannt werden." W.

Den Brautkranz flecht' ich selbst! Er soll mir wunderschön
Auf diesem art'gen Köpfchen stehn;
Ich hoffe rechten Dank beim Bräut'gam zu erwerben.
Da soll's zum letztenmal noch an ein Tanzen gehn!
Bei meiner Treu'! so alt ich bin, ich springe,
Bis mir kein Faden trocken bleibt."
„Fi!" lispelt ganz in Glut das Fräulein, „solche Dinge
Zu sagen! Dein Geplauder treibt
Mir alles Blut wie Feuer in die Wangen!"
„Ei, ei, mein Schatz, was Arges sagt' ich dann?
Wer wird von einem Wort auch gleich so Feuer fangen?
Der Mädchen innerstes Verlangen,
Wie fromm sie sind, ist doch zuletzt — ein Mann;
Was hat sich's da zu schämen und zu prangen?
Die Ehen werden ja im Himmel selbst gemacht;
Und ist der Tag erst aufgegangen,
So folgt dem Tag natürlich eine Nacht.
Doch — eine Nacht, worin wir nichts versäumen,
Wird billiger verschlafen als verwacht;
Drum, trautes Kind, für heute gute Nacht,
Und laß sie sich was Angenehmes träumen!"
Ob diesen Wunsch Rosine wahr gemacht,
Ist unbekannt. Von Sinibald hingegen
Sagt die Legend', er habe ihrentwegen,
Sobald er seinen Öhm vom Halse sich geschafft,
Den ganzen Tag verwandt, bei Nebelduft und Regen
Die Straßen auf und ab zu fegen,
Und wo ein Haus Vermutung zu erregen
Und halbweg würdig schien, solch einen Schatz zu hegen,
Hab' er beinah sich blind und steif gegafft,
Ob seiner hungernden Begierde
Ein günstig Fenster nicht sich endlich öffnen würde;
Und da zuletzt bei später Tageszeit
Der Angelus ihm laut ins Ohr geschlagen,
Hab' er, erschöpft von Müdigkeit,
Mit schwerem Haupt und leerem Magen
Sich heim geschleppt, auf einen sammtnen Schragen

493. Angelus. „Das Zeichen zum Gebet." W.

Sich hingestürzt, wie Dido beim Virgil,
Und ach! (wie sie) der Liebesgötter Spiel,
Nach Ruh für seine Herzenswunden
Zum Himmel aufgeschaut und, leider! nichts gefunden.
Doch sparet immer noch, ihr Mädchen von Gefühl,
Die Thräne, die bereits in euerm Auge zittert,
Für jemand auf, der Mitleids mehr bedarf!
Der Schlange Biß ist wahrlich nicht so scharf,
Die man mit Lust im Busen hegt und füttert!
Der Sinibald, der dort verzweiflungsvoll
Vom Schragen in den Stuhl, vom Lehnstuhl auf den Schragen
Sich wirft, nicht schlafen kann, sein Schicksal anzuklagen
Nicht müde wird, ist zwar — ein wenig toll;
Allein sein Übel macht ihm allzu viel Behagen,
Als daß er euch im mind'sten dauern soll.
Ihr denket, eine Nacht von vierzehn langen Stunden,
Worin kein Schlaf in seine Augen kam,
Sei eine schlimme Nacht; er hab' in seinem Gram
Sie ganz gewiß unendlich lang gefunden?
Nichts weniger! Sie flog mit ihren vierzehn Stunden
Ihm wie in einem Traum vorbei.
Ein Mensch, der in der Schwärmerei
Des Liebeswahnsinns einen Stollen
An seinem Bett umarmt und heilig glaubt, er sei
An seiner Göttin liebevollen
Milchweißen Busen, wie die schöne Galathee
An Acis' Hals, in Wonne hingequollen,
Begehrt wohl nicht, daß wir mit seinem Weh
Noch großes Mitleid tragen sollen!
Preiswerte Schwärmerei! wohlthätige Magie!
Sein Glück ist zwar nur Phantasie,
Allein es füllt den Platz der Wahrheit, die ihm mangelt,
Und seine Schöne steht so lebend vor ihm da,
Wie er sie heut im Betstuhl knieen sah,
Da sie mit Einem Blick sein Herz ihm weggeangelt.
Er spricht mit ihr von seiner Glut so frei

507. Schragen, ein schlechtes Lager. Wieland erklärt: „Ein altes Wort für das französische Grabat". — 523. Akis, ein Schäfer, der durch den von Galathea verschmähten Kyklopen Polyphem getötet, durch die Thränen der Galathea aber in einen Bach verwandelt wurde.

Als mit sich selbst; er glaubt sogar zu sehen,
Daß sie nicht ungerührt bei seinem Leiden sei.
Ihr redend Auge scheint ihm etwas zu gestehen,
Und, wenn sie es errötend wegzudrehen
Versuchen will, mit unsichtbarer Hand
Ein Amor es auf ihn zurückzudrehen.
So nährt die Phantasie den süßen Liebesbrand;
Und wenn dann auch, sobald ihr Zauberband
Von seiner Stirne fällt, das holde Luftbild wieder
In nichts zerfließt, so läßt im stillen Mondenschein
Die Panacee für alle Seelenpein,
Die Hoffnung, sich auf seinen Busen nieder
Und webt ihn unvermerkt in neue Träume ein.

Zweites Buch.

Der Dämon, der in tausend Truggestalten
Mutwillen treibt mit Jungen und mit Alten,
Bald wie ein lächelnd Kind um Hebes Busen spielt,
Bald fröhlich-wild, gleich einem rohen Knaben,
Den Bogen spannt und gar nach Göttern zielt,
Bald zahm und schmeichelhaft durch tausend art'ge Gaben
Den Nymphen sich zum Zeitvertreib empfiehlt,
Doch eh sie sich's zu ihm versehen haben,
Hier einen Kuß und dort ein Herzchen stiehlt:
Mit Einem Wort, der Schalk, den die Poeten
(Ein leichtes Volk!) so reizend, schön und hold,
Mit Rosen um die Stirn und Flügelchen von Gold
Uns vorzumalen nicht erröten;
Wiewohl ein Ehrenmann, der ihn bei Lampenlicht
In puris putis einst gesehen,
Aus seinem eignen Mund ein andres von ihm spricht;
Kurz — mit dem Wort einmal herauszugehen, —
Asmodi, der nicht leichtlich unterläßt,
Zur Mettenzeit in Kirchen und Kapellen

543. Panacee, Universalmittel. — 560. in puris putis, wie er von Natur ist, wie er leibt und lebt. — 561. von ihm spricht. „S. das erste Kapitel von Le Sages hinkendem Boten." W. — 563. Asmodi, vgl. Bd. II, S. 201.

Auf gutes Glück sich heimlich einzustellen,
War seinem Brauch auch am Kathrinenfest
Nicht ohne Vorsatz treu geblieben,
Ein Stückchen seiner Kunst im Dunkeln auszuüben.
Ob unsre Heilige (mit ihrem Ehrentag
Sonst schon bemüht genug) ihn hinterm goldnen Schilde
Von einem Sankt-Georgenbilde
(Wo er auf Unheil lauernd lag)
Nicht wahrnahm oder ihn mit Wissen
Geduldet, weil die Bösen doch zuletzt
Durch jene Mittel selbst das Gute fördern müssen,
Wodurch sie sich's zu hindern vorgesetzt,
Dies sei dahingestellt! Genug, der Dämon lau'rte
In seinem Hinterhalt, so lang' die Mette dau'rte;
Und daß er dort nicht ungeschäftig war,
Macht, was nun folgen wird, uns deutlich offenbar.
    Nah an Rosinens Stuhl und schier in gleicher Weite
Von Sankt Kathrinens Hochaltar
Stellt' an der Wand sich noch ein Betstuhl dar,
Wo (einem alten Molch, der sie bewacht, zur Seite)
Ein andres schönes Kind, nach Art der Geister zwar
Von Menschen ungesehn, doch gegenwärtig war.
Der Betstuhl, vorn mit goldnem Laub vergittert,
War ganz aus festem Holz gezimmert und geschnitzt,
So daß der matte Schein, der durch das Laubwerk zittert,
Die Schöne, die dahinter sitzt,
Um ihren Rosenkranz mit schwerem Mut zu käuen,
Vor aller Möglichkeit beschützt,
Durch ihre Augen — sich und andre zu zerstreuen.
Weil dieses Fräulein (zwar ganz ohne ihre Schuld)
Zum Knoten unsers Stücks nicht wenig beigetragen,
So bitten wir den Leser um Geduld,
Ihm, eh wir weiter gehn, ein Wort von ihr zu sagen.
    Sie wurde Clelia von Montapert genannt,
War reich, von gutem Haus, in ihren schönsten Tagen,
Und mit Rosinen nah verwandt;
Und weil nur eine Wand die beiden Häuser trennte
(Die ehmals zu des Ahnherrn Zeit
Ein einzigs ausgemacht), und dies Gelegenheit

Den beiden jungen Fräulein gönnte,
Durch einen Kammerladen sich
Im Haushabit vertraut und nachbarlich
Zu sehn und oft, bis sie vor Kälte schaudern,
Die halbe Nacht im Mondschein zu verplaudern,
So waren sie, beinah von Kindheit an,
Mit aller Sympathie von leiblichen Geschwistern
(Nach junger Mädchen Art) einander zugethan
Und hatten, ob sie gleich sich alle Tage sahn,
Viel Angelegnes stets einander zuzuflüstern.
Was sonst bei Mädchen pflegt die Freundschaft zu verdüstern,
Erobrungssucht und Nebenbuhlerei,
Ließ ihre Seelen noch von Neid und Argwohn frei;
In zweien Busen schien ein einzig Herz zu wallen,
Und jede, unbelehrt, wie schön sie selber sei,
In ihrer Freundin nur sich selber zu gefallen.
  Zu dieser Sympathie kam noch die Ähnlichkeit
In ihrer äußerlichen Lage;
Denn beide drückt der Jugend größte Plage,
Gezwungne Abgeschiedenheit.
Die Kirche ist (Dank sei der Wachsamkeit
Und strengen Zucht, worunter beide stehen!)
Der einz'ge Ort,
Wo sie Gesellschaft sehen;
Und wenn ihr guter Engel dort
Nichts zu vermitteln weiß, bleibt für die armen Dinger
Kein andrer Trost in ihrem Waisenstand,
Als Clelien die überkalchte Hand
Von einem Vormund, der die langen, dürren Finger
Sechs Jahre schon nach ihrem Golde krümmt,
Und, wenn die Tante Abschied nimmt,
Rosinen der Prospekt — in einen Jungfernzwinger.
  Das sanfte Mädchen schien in stiller Zuversicht
Ihr Los dem Himmel heimzustellen;
Allein so leidsam war die feur'ge Freundin nicht;
Und ihren Leib, den Reiz und Jugend schwellen,
Zu einem Leichnam zu gesellen,
Der nur noch als Gespenst um seine Kisten klirrt,

635. Jungfernzwinger für Frauenkloster wie im Oberon.

Ist eine Möglichkeit, wovon ihr übel wird.
Was wollte sie nicht lieber untergehen,
Als lebenslang zu Podagra und Gicht
Und Eifersucht sich eingescharrt zu sehen! —
Doch, leider! zeigt sich ihr bisher kein Ausweg nicht;
So wachsam weiß die anvertraute Pflicht
Pantaleon, ihr Vormund, zu verwalten,
Die Rose, die bereits durch ihre Knospe bricht,
Zu hüten, daß sie im Entfalten
Kein böser Hauch versengt, kein Kanker sticht,
Um — für sich selbst sie zu behalten.
Daß ganz Palerm von ihr als einem Rätsel spricht,
Ist für den schadenfrohen Alten
Ein täglicher Triumph. Sogar, wenn sie bei Licht
Zur Kirche geht, verhüllt die schönste der Gestalten
Ein weites Regentuch in Dürerische Falten,
Und eine Maske deckt ihr reizendes Gesicht.
Allein auch dieser traut der alte Sünder nicht.
„Kein Schleier,“ pflegt er oft zu sagen, „ist so dicht,
Durch den nicht, trotz der giftigsten Tarantel,
Der freche Blick der Pflastertreter sticht.“
Drum schleicht er selbst in seinem roten Mantel
Ihr auf der Ferse nach, macht selbst des Betstuhls Thür
Ihr auf, guckt rings herum und riegelt hinter ihr
Sie wieder zu, dreht dann mit knot'gen Händen
Sein Paternoster um und murmelt, ohne doch
Von Clelien ein Auge zu verwenden.
Natürlich ist's, wenn unter solchem Joch
Ein Mädchen müde wird, mit Kügelchen zu spielen,
Und ihren Hals verlängt, um irgend durch ein Loch
Des Gitterwerks hinauszuschielen,
Und wär' es nur — am heiligen Sankt Roch,
Der gegenüber steht, sich etwas abzukühlen.
Der Alte (wie es öfters geht,
Wenn uns zwei Leidenschaften teilen),

661. Tarantel, eine Raubspinne in Südeuropa. Ihr Biß sollte Tanzwut hervorrufen und wurde durch Vorspielen der „La pastorale“ und „La tarantola“ genannten Melodieen geheilt. Auch hieß Tarantella ein Tanz in Unteritalien. — 673. Sankt Rochus, der Heilige, dessen Fest Goethe beschrieb. Vgl. Rhein. Antiquarius (Mittelrhein Abteilung 2. 15, S. 486 u. f.), sowie Pröhles Rheinsagen.

Just im Begriff, auf einem Rechenbrett
In seinem Kopf ein Plänchen auszufeilen,
Womit ein ehrliches Prozent zu haschen steht,
Giebt, während er es noch um anderthalb erhöht,
Dem Fräulein Zeit, am Gitter zu verweilen.
Doch da ihr Hals sich gar zu merklich dreht,
Wird er's zuletzt gewahr, zieht sie beim Arm zurücke
Und winkt ihr, daß sich das nicht schicke,
Mit ernsten Runzeln zu; allein er kam zu spät.
Ihr Herz war weg, weg mit dem ersten Blicke.
Der Teufel-Amor mit der Krücke,
Der hinter Sankt Georgens Schild
Vor böser Lust wie eine Kröte schwillt,
Hat zwischen ihr und Guidos braunen Wangen
Und schwarzem Aug', wo Lieb' und Trotz sich mischt,
Ein unsichtbares Netz, gleich jenem, aufgehangen,
Worin Vulkan einst seine Frau gefischt,
Und auf den ersten Zug ihr zappelnd Herz gefangen.
Denn Guido (der ganz schuldlos linker Hand
Vom Hochaltar bei Sinibalden stand),
Den schönen Guido sehn und plötzlich sich entzünden
Und alles das für ihn noch feuriger empfinden,
Was ihre Nachbarin für Sinibald empfand,
War nur das Werk von einem Augenblicke;
Wiewohl sein freier Blick, der hin und wieder irrt,
Durchs bloße Ungefähr zu ihr geleitet wird
Und, weil der ihrige sein Auge nicht erreichet,
Nichts weiß von seinem Sieg und arglos weiter schleichet.
  Der Liebe ist vor manchem andern Gift
Die sonderbare Tugend eigen,
Daß, je nachdem sie einen Körper trifft,
Sich ihre Wirkungen ganz widersprechend zeigen.
Sie gleicht hierin der Tonkunst und dem Wein:
Dem Frohen gießt sie Lust, dem Traur'gen Schwermut ein,
Stärkt dem Beherzten Mark und Bein,
Schlägt den Verzagten vollends nieder;
Für jenen lauter Sonnenschein
Und Feuerluft, die ihm durch alle Glieder
Die leichten Geister tanzen macht;

Für diesen eine Mitternacht,
Durch deren dicken Flor kein freundlich Sternchen glimmert,
Wo ihm sogar das zweifelhafte Licht
Des bleichen Monds ein trostlos Grau verkümmert,
Und, wenn noch ja ein Laut die tote Stille bricht,
Der West im Laube seufzt, die Felsenquelle wimmert.
Dem Feigen wird das kleinste Hindernis
Zum Berg; er steht bestürzt und ungewiß
Vor jedem selbstgemachten Zweifel,
Und Amor ist für ihn ein wahrer Teufel;
Da er im Gegenteil dem Tapfern allezeit
Ein guter Dämon ist, ihm Witz, Entschlossenheit
Und Stärke giebt, das Ärgste zu ertragen,
Und, weil er in den schwersten Lagen
Sich und die Hoffnung nie verliert
Und immer fertig ist, das Äußerste zu wagen,
Am Ende doch, wie weit der Sturm ihn auch verschlagen,
Ihn glücklich in den Hafen führt.
Das Wort des Rätsels, lieben Leute,
Ist — unter uns — (doch sagt es nicht zu laut,
Damit die böse Welt es nicht zum Argen deute)
Der Dämon steckt in unsrer eignen Haut.
Du selber bist dein Teufel oder Engel;
Und Oberon sogar, mit seinem Lilienstengel
Und seinem Horn (das sonst sehr wohl zu brauchen ist),
Hilft dir zu nichts, wenn du kein Hüon bist.
Die schöne Rezia war eine von den Seelen
Der phosphorischen Art, die lauter Flamme sind,
Wie Amor sie berührt; die, überhaupt im Wählen
Und im Beschließen sehr geschwind,
Mehr durch zu viel als durch zu wenig fehlen
Und zwischen einem Wunsch, worauf ihr Herz besteht,
Und dem Moment, worin er in Erfüllung geht,
Minuten gern für Tage zählen.
Indes entschuldigt sie vielleicht
Die traurige Klausur, worin bei ihrem Alten
Ihr Frühling unbenutzt verstreicht,
Und die Gefahr, als Jungfer zu veralten,
Die ihr das schrecklichste von allen Übeln däucht,

Zumal da der Susannenbruder,
Vor dessen Atem ihr nicht minder als vor Pest
Und Aussatz graut, sie täglich stärker preßt.
Was Wunder, wenn ein Schiffchen ohne Ruder
Dem ersten Winde sich auf Willkür überläßt?
Allein daß just am Sankt Kathrinenfest
Ein Unbekannter in der Mette
Ihr gegenüberstehn und auf den ersten Schuß
Ihr unbesorgtes Herz so tief verwunden muß!
„Ist's nicht, gesteh mir's frei, Laurette,"
Spricht sie zu ihrer Magd, „als ob ein Genius
Die Sache recht mit Fleiß so eingefädelt hätte?"
  Laurette, die ein gutes Mädchen war,
Fand nichts dagegen einzuwenden;
Bei ihr war Clelia in sehr gefäll'gen Händen;
Sie glich in diesem Stück Frau Claren auf ein Haar.
Die Schwierigkeit ist bloß, den Junker zu erfragen,
Den Clelia von Kopf zu Fuß ihr zwar
Zum Sprechen malt und, wie er sich getragen,
Vom Absatz bis zum ausgezackten Kragen
Genau beschreibt nur, leider! wie der Mann
Sich nennt, und wer er ist, ihr nicht berichten kann.
Doch Laure ist (zum Glück) gewandt und wohl beschlagen;
Und was geläng' auch einem Mädchen nicht,
Das Dienste dieser Art als seine Pflicht betrachtet,
Sich selbst davon viel Zeitvertreib verspricht
Und lange schon nach einem Handel schmachtet,
Der ihre Gaben weckt und ihre Tugend übt,
Wobei es immer was zu haspeln und zu spinnen,
Ins Ohr zu flüstern, auszusinnen,
Zu teidigen und abzureden giebt?
  Erwünschter konnte nichts dem guten Mädchen kommen;
Und kurz, vermittelst Ort und Zeit, Gestalt
Und Kleidung wird, nach vieler Müh, entnommen,
Der Mann sei Guido von Ripalt,
Ein Ritter von der fröhlichen Gestalt,
Der — statt in blanken Stahl von Fuß auf sich zu kleiden

785. teidigen, verhandeln.

Und ohne Not mit Mohren und mit Heiden
Sich zu entzwein, auf Abenteu'r zu gehn
Und Riesen zu bestehn
Und blöde Jungfraun zu beschirmen —
Sich in der Kunst, die letztern zu bestürmen,
Den schönen Galaor zum Muster auserseh.
Laurette hört gefährlich von ihm sprechen.
Ihm, heißt es, ist's ein Spiel, ein zartes Herz zu brechen,
Sein unplatonscher Sinn sucht nichts als Zeitvertreib
Und liebt an schönen Seelen bloß den Leib.
„Und keine wagt es, an dem Frechen
Die Lieb und ihr Geschlecht und beider Ruhm zu rächen?"
Die tapfre Clelia, in unbesorgter Ruh
Für eigne Sicherheit, traut diesen Sieg sich zu;
Sie brennt vor Ungeduld, sein Herz bald aufzumahnen,
Und Laura schickt sich an, den Weg dazu zu bahnen.
Die beiden Freunde, Sinibald
Von Villador und Guido von Ripalt,
Seit jener Zeit, da sie den stillen Musen
Als Knaben zu Salern und Padua
Den Hof gemacht, Ein Herz in zweien Busen,
Gerade wie Rosin' und Clelia,
Sie hatten, als sie müde waren,
Auf Glück und ohne Zweck im Land herumzufahren,
Palerm (wo Sinibald auf eine Erbschaft zählt)
Vor kurzer Zeit zum Aufenthalt erwählt.
Nun war, durch eine feine Kette
Von Fragen zwar der forschenden Laurette
Das Haus, wo Guido wohnt, allein
Nicht auch zugleich der Umstand kund geworden,
Daß noch ein Herr von seinem Schlag und Orden
Darin zu finden sei. — Man hatt' es aus der Acht
Gelassen — kurz, es mußte sich so schicken.
Nun bitt' ich, seht, was Amor mit den Krücken
Aus dieser Kleinigkeit für ein Stück Arbeit macht!
Laurette kommt, dem Guido nachzufragen.
Das Haus ist offen; niemand zeigt

797. Galaor. „Der Bruder des Amadis von Gallien." W.

Sich bei der Thür, um ihr Bescheid zu sagen;
Und da sie eine Weil' umsonst gewartet, steigt
Sie allgemach die lange Wendelstiege,
Als ob sie centnerschwer an ihrer Sendung trüge,
Hinauf, und stets der kleinen Nase nach,
Gerät sie in ein Vorgemach.
Da öffnet sich ein Zimmer, und ein netter,
Bildschöner junger Herr tritt, wie bei heiterm Wetter
Der Gott des Tags aus seinem goldnen Thor,
In vollem Glanz aus dem Gemach hervor
Und fragt sie freundlich, was sie wolle.
Das Mädchen, das die Hälfte seiner Rolle
In diesem Augenblick verlor,
Setzt in der Angst voraus, der schöne Ritter könne
Kein andrer sein als just der Herr vom Haus,
Zu dem sie will, und der sich Guido nenne,
Und bittet ein geneigtes Ohr sich aus,
Um in geheim ihm etwas vorzutragen.
Die Jungfer sah so gut und ehrlich aus,
Daß ihr die Bitte abzuschlagen,
Nicht möglich war. Der Herr faßt ihre Hand,
Führt sie hinein und heißt sie niedersitzen.
Sie, die den Rücken anzustützen
So nötig, als nach Luft zu schnappen, fand,
Schwieg immer noch, indes der Junker wartend stand
Und, ahnungsvoll, bei Frost und schnellen Hitzen
Am ganzen Leib zu schaudern und zu schwitzen
Begann. Der Zustand beiderseits
War sonderbar genug und hatte nun bereits,
Seitdem der Herr auf ihren Vortrag lauert,
Zwei oder drei Minuten fortgedauert,
Als endlich mit errötendem Gesicht,
Den Blick auf ihre Schürze, sich Laurette
Zusammenrafft und ihm (nach einem Vorbericht,
Der durch Method' und Klarheit eben nicht
Sich sehr empfahl) von Sankt Kathrinens Mette
Und einem jungen Herrn und einem Fräulein spricht,
Die er in ihrer Andachtspflicht
Durch seiner Blicke Glut beinah gestöret hätte.

Der Herr — der (wie der schlaue Leser bald
Vermutet hat) der schöne Sinibald
Leibhaftig war, und dem seit jener Mette
Rosinens holdes Bild in einem steten Traum
Vor Augen schwebt — hält sich beim ersten Worte kaum,
Die Rednerin zn unterbrechen.
Natürlich kann das Mädchen ja
Von niemand als von ihm und seinem Engel sprechen!
In diesem Wahn zerdrückt er ihr beinah
Die runde Hand vor fröhlichem Entzücken,
Hat Atems kaum genug, das Feuer auszudrücken,
Worein der erste Blick des Fräuleins ihn gesetzt,
Und überfließt von Dank, daß sie ihn würdig schätzt,
Ihn der Verzweiflung zu entrücken,
Womit er sich drei Tage schon gequält,
Da alle seine Müh den Weg zu ihr verfehlt.
So geht es in der Welt! Wenn man's aufs allerbeste
Gemacht zu haben meint, so hat man sich verzählt!
Laurette glaubt ihr Credo nicht so feste,
Als daß der Herr, der so entzückt
Von seiner Liebe spricht und ihr die Hand zerdrückt
(Vermutlich, weil er, vor Entzücken
Ein wenig toll, des Fräuleins Hand zu drücken
Vermeint), der Guido ist, zu dem man sie geschickt,
Hingegen Sinibald hegt nicht den kleinsten Zweifel,
Daß die, für die sein Herz in lichter Lohe brennt,
Ihm diese Botschaft schickt und Clelia sich nennt.
So hatte denn der kleine Hinketeufel
Sein Ziel erreicht und sieht in schadenfroher Ruh,
Die Hand im Schoße, nun dem weitern Fortgang zu.
Der Ritter schwört, zu Handen ihrer Dame,
Lauretten ew'ge Lieb' und Treu',
Schwört, daß von nun an Cleliens schöner Name
Das Losungswort von seinen Trieben sei,
Und bittet sie (indem ein Regen von Zechinen
Auf ihren Schoß ihm durch die Finger fällt)
So schön um ihren Schutz, daß sie für Pflicht es hält,
So einem feinen Herrn nach Möglichkeit zu dienen.
Das weitere soll morgen zwischen ihnen

Aus einem Hinterhaus, wohin sie ihn bestellt,
Durchs Fenster abgehandelt werden.
„Der Schatz wird ohne viel Beschwerden
Zwar nicht zu heben sein, da ihn bei Tag und Nacht
Ein alter Greif, der selten schläft, bewacht;
Doch, gnäd'ger Herr, kommt Zeit und Stunde,
So kommt auch Rat; es bleibt bei unserm Bunde!
Sie finden, wie gesagt, nach zehn, bei Sternenschein
(Wenn auf den Gassen alles schweiget)
Sich morgen nachts vor unserm Garten ein,
Und wenn was Weibliches sich dann am Fenster zeiget,
So nah'n Sie sich getrost, ich werd' es selber sein."
So spricht Laurett' und eilt so guter Dingen,
Als eine Hand voll Gold und ein gelungner Streich
Nur immer machen kann, um Clelien sogleich
Den glücklichen Erfolg zu hinterbringen.
Das Fräulein glaubt kaum ihrem eignen Ohr,
So wunderlich kommt ihr die Sache vor.
„Er liebt mich, sagst du?" — „O, das hat sich noch zu fragen!
Er schwärmt vor Lieb', er ist verrückt,
Ist außer sich, ist — kurz, was kann ich Stärkers sagen?
Da sehn Sie, wie er mir die Hände blau gedrückt,
Bloß, weil ich Ihre Magd zu sein die Ehre habe!"
„Unmöglich konnt' er doch mich durch ein Gitter sehn!"
„Wer weiß? Er hat vielleicht so eine eigne Gabe,
Wie Christnachtskinder Geister sehn.
Es konnt' auch nach der Mess', auch unterwegs geschehn.
Genug, er spricht, er habe Sie gesehn;
Er wird es doch am besten wissen können
Und nicht für langer Weil', wie Mongibello, brennen;
Er nahm, noch eh' er recht verstund,
Wovon ich sprach, das Wort mir aus dem Mund
Und malte Sie, als ob Sie vor ihm ständen,
Sprach so entzückt von Ihren Lilienhänden,
Von Ihrem blauen Aug'" — „Sind meine Augen blau?
Du faselst!" — „Nun, das konnt' er so genau,

932. Christnachtskinder. Auch schon diejenigen, die an einem Sonntage in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr geboren sind, können Geister sehen. Man vergleiche in Pröhles Harzsagen I, S. 77: „Der Geisterseher".

Zumal bei Licht, von ferne nicht erkennen;
Genug, er hörte mich kaum Ihren Namen nennen,
So that er wie verrückt, schwor Ihnen ew'ge Treu',
Und sage, sprach er, deiner Dame,
Daß nun auf ewig Cleliens schöner Name
Das Losungswort von meinen Trieben sei.
Und Guido ist gewiß ein Mann von Stand und Ehre;
Ich sehe nicht, was hier noch zu bedenken wäre."
Man glaubt so gern, was unsre Wünsche kirrt,
Daß man, in Cleliens Fall, leicht aberglaubig wird.
Zufrieden mit der seichtesten Erklärung
Giebt das bestochne Herz dem ersten besten Schein
Von einem Grund die selbstbeliebte Währung
Und geht so gern in alle Fallen ein,
Die ihm die Neigung stellt! — Was Wunder,
Wenn Clelia den dünnen Liebeszunder
Begierig hascht, den ihr Lauretta reicht,
Sich mit der Möglichkeit der Sache bald vergleicht
Und dem Betrug, von Guido, den sie liebet,
Verehrt zu sein, mit Freuden sich ergiebet.
Wir haben schon von ihrer raschen Art
Vorhin ein Wörtchen fallen lassen.
Sie pflegte nichts so sehr wie Langsamkeit zu hassen,
Und Rat und That war stets bei ihr gepaart.
Kein Pulverfaß kann schneller Feuer fangen;
Und hätt' ein Zauberer noch in derselben Nacht
In einem Luftschiff ihr den Guido hergebracht,
Sie wäre, glaub' ich, stracks mit ihm davongegangen.
Zum Glücke war die Not so dringend nicht.
Ihr ruhiges, gleichgültiges Gesicht
Läßt ihren Alten nichts von Hochverrat besorgen;
Und ob er gleich sehr viel von Hochzeit spricht
Und Anstalt macht, als wär's auf nächsten Morgen,
Herzstärkungen und Kräuterbäder braucht,
Den Kopf, der wie ein Espenwipfel zittert,
Dreimal des Tags in kaltes Wasser taucht
Und weitre Hosen trägt und seine Waden füttert,
So ist er doch, hält nur ihr Guido Stich,
Mit allem dem ihr wenig fürchterlich.

Allein wie ging's indes der guten kleinen Muhme
Roſinen? fragt ihr mich. — Nicht eben allzu gut!
Sie hatte ſchon drei Nächte ſchlecht geruht
Und hing ihr ſchönes Haupt, wie eine Maienblume
Nach einem Froſt. Ihr After-Guido lag
Seit Sankt-Kathrinens Namenstag
Ihr ſtets im Sinn. Er hatte, ſeinen Mienen
Und Blicken nach, von ihr entzückt geſchienen
Und ließ doch, ohne ſich um ſie
Zu kümmern, einen, zwei, drei Tage ſchon verſtreichen.
Drei Tag', und nicht das kleinſte Lebenszeichen!
„Nun (denkt ſie) ſeh' ich wohl, ich hatte mir zu früh
Geſchmeichelt, ihn gerührt zu haben!
(Und der Gedanke weckt auf einmal ihren Stolz.)
Es zeigt ſich nun, er iſt aus keinem beſſern Holz
Geſchnitzt als andre leichte Knaben;
Ein ſchöner Kopf und keine Seele darin!
Wohl hat die Tante recht! So ſind die Ungeheuer,
Die Männer, insgeſamt! Ein Blick ſetzt ſie in Feuer,
Doch, aus den Augen, aus dem Sinn!
Was hält mich, daß ich nicht mich ſeiner auch entſchlage
Und das verhaßte Bild wie ein Geſpenſt verjage?"
Verhaßt? — Sie irrte ſich im Wort;
Solch ein Geſpenſt jagt ſich ſo ſchnell nicht fort!
Es hatte ſich an ein zu ſchönes Ort
Bei ihr verſteckt. Da half kein Ave-ſagen,
Und würde ſie dazu auf harten Erbſen knien;
Es will vor keinem Kreuz, vor keinem Weihbrunn fliehn;
Gern oder nicht, ſie muß es tragen!
Auch trägt ſie es in ſchweigender Geduld
Und nimmt's als Büßung auf für ihre Sündenſchuld.
Frau Clare ſelbſt, und ſollt' ihr Herz zerſpringen,
Darf nicht ein Wörtchen mehr vom ſchönen Guido ſingen.
Genug, daß ſie in Ruh des Schlafes Nektar ſchlürft,
Indes Roſine grambeladen
Sich hin und her auf ihrem Lager wirft,
Und ihre Augen ſich in ſtillen Thränen baden.
Sonſt, wenn nur eine Kleinigkeit
Ihr zuſtieß, eilte ſie an ihren Kammerladen;

Da fand sie stets ein Schwesterherz, bereit,
Den kleinen Schmerz mit ihr zu teilen
Und oft durch Mitgefühl zu heilen.
Jetzt, ob sie schon sich zur gewohnten Zeit
Noch täglich sehn, ist doch die Offenheit
Der vor'gen Unschuld weg; man hat sich viel zu sagen
Und sagt sich nichts; man möchte manches fragen,
Und immer hält die Furcht, wiewohl kein Grund
Zu fürchten ist, den unentschloßnen Mund.
Man hatte sich gesucht, und scheut sich zu verweilen,
Und immer findet sich ein Vorwand, wegzueilen;
Kurz, seit der Schelm Asmodi sie beschlich,
Hat jede Freundin nun ihr eigen Herz für sich,
Und beide sind (wiewohl die Ursach ihren Sinnen
Ein Rätsel ist) schon Nebenbuhlerinnen.
  Inzwischen sank auf die Palermer Welt
Die Nacht herab, worin, zur Stunde der Gespenster,
Den schönen Sinibald, den sie für Guido hält,
Laurette tags zuvor ans Fenster
Im Hinterhaus zur Konferenz bestellt.
Die Liebe, wie ihr wißt, verzählt sich leicht in Stunden
Und rechnet gern Minuten für Sekunden.
So ging's auch jetzt dem Herrn von Villador.
Er stellte sich beim angewiesnen Garten
Zwar richtig ein, allein er kam der Zeit zuvor.
Voll Ungeduld, so lang' umsonst zu warten,
Trabt er, indes die Milz ihm mächtig schwillt,
Bis an die Augen eingehüllt,
Mit großem Schritt in einer kleinen Ferne
Vom Haus im Dunkel auf und ab
Und hält, weil weder Mond noch Stern ihm Helle gab,
Von Zeit zu Zeit die kleine Blendlaterne
Aus seinem Mantel durch die nebelvolle Nacht
Am Haus empor. Auf einmal wird ganz leise
Ein kleines Fenster aufgemacht,
Und eine Weibsgestalt steckt wie verstohlner Weise
Den Kopf heraus. „Das muß Laurette sein,"
Denkt Sinibald und nähert sich; allein,
Wiewohl er fest darauf geschworen hätte,

Sie sei's, so irrt er sich, es war doch nicht Laurette.
Frau Clare war's, die, vom Laternenschein
Geblendet, was es sei, aus Neugier sehen wollte.
Ich weiß nicht, was die Frau in ihrem Hinterhaus,
Das hart an Cleliens stieß, zur Wirtschaft holen sollte;
Genug, der böse Feind, in eine Fledermaus
Versteckt, der seinen Spaß mit beiden treiben wollte,
Zog auf der Stelle Vorteil draus.
  Frau Clare hatte kaum verstohlen
(Nachdem sie sich dem ganzen Himmelsheer
Und seiner Königin empfohlen)
Das Fenster aufgemacht, hinauszusehn, woher
Der Schimmer käm', als ihr — o Wunder über Wunder!
Beim ersten Blick der Mann ins Auge fällt,
Den ihre Dame liebt und für verloren hält.
Vor Freud' und Schrecken sinkt die Lampe samt dem Plunder,
Den sie zu holen kam, ihr aus der schlaffen Hand.
„Ist's möglich, oder hab' ich Sand
Im Auge? Seh' ich recht? Sind Sie es?" — „Welche Fragen!"
Spricht jener; „ist die Jungfer nebelblind?
Die Glocke wenigstens scheint nicht für sie zu schlagen.
Doch das ist nun vorbei, mein Kind!
Wir haben uns doch wohl was Wichtigers zu sagen!
Wie ist dein Fräulein gegen uns gesinnt?
Was darf ich hoffen?" — „Hoffen? — Ist von Hoffen
Die Rede schon?" erwidert ihm betroffen
Frau Clar', für die er lauter Rätsel spricht;
„Mein schöner Herr, so weit sind wir noch nicht!
Bewährte Treu' kann freilich alles hoffen;
Allein" — „Was hör' ich?" ruft der junge Herr betrübt,
„Dein Fräulein kann ein Herz verkennen,
Das sich beim ersten Blick auf ewig ihr ergiebt?
O, wie ich liebe, ward kein Mädchen je geliebt,
Und Engel können nicht von reinern Flammen brennen!"
„Sie sprechen alle so; doch kommt's zur Probe" — „Gut!"
Ruft Sinibald, „wiewohl dein Zweifelmut
Mich kränkt, so ist die Treue doch zu loben,
Die aus dir spricht. Gut! setze mich auf Proben!
Ich selbst verlang' es — Sag, was ich ihr opfern soll;

Ich bin bereit! und hätt' ich Kaiserkronen,
Ich legte sie" — Nun ja! wir sehn, sein Herz war voll;
Man schenkt an seinem Platz nichts leichter weg als Kronen.
Doch, uns gebührt des Lesers zu verschonen;
Man kennt ja die Imaginationen,
Die Ätnas Nachbarschaft durchglüht!
Der junge Mann gerät in solches Feuer,
Daß er Frau Claren bald in seinen Wirbel zieht.
Sie war ein gutes Herz; und dann geht so ein Freier
Wie er nicht alle Tag' ins Netz!
Gelind regieren, ist das erste Grundgesetz
Des Regiments erbloser Schönen.
Und selten frommt's, sein Recht, so weit man kann, zu dehnen.
Die schlaue Amme macht zwar viele Schwierigkeit,
Doch bloß, den Wert des Kleinods zu erheben,
Und weiß, recht auf den Punkt der Zeit,
Wenn's noch verdienstlich ist, gutartig nachzugeben;
Kurz, Sinibald, in den sie selbst beinah
Verliebt ist, bat so schön, daß ihr das Herz zu brechen
Begann; und da er sie gleichwohl noch wanken sah,
Zieht er den Dolch und droht sie zu erstechen,
Wenn sie sich länger sträubt, ihm eidlich zu versprechen,
Daß ihn ein heilig Band (geheim, doch ehrenvoll)
In künft'ger Nacht — er kann nicht länger warten —
Im Saal von eben diesem Garten
Zum glücklichen Gemahl des Engels machen soll.
Frau Clare (die hier immer für Lauretten
Gehalten wird) vermag sich nicht zu retten,
Und, zwischen Freud' und Angst sich selber kaum bewußt,
Legt sie, wie er's verlangt, drei Finger auf die Brust
Und schwört ihm zu, nach äußerstem Vermögen
Zu diesem Schritt ihr Fräulein zu bewegen.
Ein Beutel, schwer von Genuesergold
(Des künft'gen Diensts voraus bezahlter Sold),
Kommt, ihrem äußersten Vermögen
Zum Überfluß noch etwas zuzulegen.
„Der liebenswürd'ge Herr! er hat so eine Art,

1103 f. Imaginationen, die Ätnas Nachbarschaft durchglüht, die rege Sinnlichkeit des Italieners.

Daß man mit ihm das Herz im Leibe teilen möchte.
Gewiß, ist nur Rosinchen erst gepaart,
Ist sie die Glücklichste vom weiblichen Geschlechte!"
So denkt Frau Clar', und eh sie Abschied nimmt,
Wird Ort und Zeit und alles wohl bestimmt,
Und beide gehen dann so fröhlich auseinander,
Und fröhlicher als Hero und Leander.
Gut! aber eh wir weiter gehn,
Muß unsrerseits zuvor noch was geschehn.
Wir sehen rings herum sich manche Stirne falten,
Daß Sinibald, der doch zwei helle Augen hat,
Mit Claren an Laurettens Statt
So lange sich am Fenster unterhalten
Und seinen Irrtum nicht gemerkt,
Da doch Figur und Ton und andre Nebensachen
Vermutlich ihn nicht sehr darin bestärkt.
Ein Nasenrümpfer wird vielleicht mit schiefem Lachen
Die Wahrheit der Legende gar
Aus diesem Grund verdächtig machen.
Allein fürs erste ist aus dem Berichte klar,
Daß damals just die Nacht entsetzlich dunkel war;
Dazu kam noch ein Nebel, dick zum Greifen,
Der (wie ein Blinder weiß) die Formen zu ersäufen
Und zu verschwemmen pflegt. Das gleiche gilt
Vom Tone, der im Nebel schwillt
Und dumpfer wird. Auch war besagten Nebels wegen
Frau Clarens Kopf (der freilich den Verstoß
Bei vollerm Lichte hätt' entdecken mögen)
So eingepackt, daß kaum noch einer Linse groß
Davon zu sehen war; und weil sie klüglich bloß
Mit halber Stimme sprach, den Horchern zu entgehen
(Denn immer ließen hin und her
Sich Leute, die des Weges gingen, sehen),
So half auch dies zur Täuschung so viel mehr.
Nicht minder ist vor allen Dingen
Der Umstand noch in Anschlag mit zu bringen,
Daß Sinibalden nicht der leiseste Verdacht

1142. Hero und Leander, vgl. Schillers Gedicht.

An eine Irrung kam, und daß Laurettens Züge
Viel Eindruck eben nicht auf seinen Sinn gemacht.
Thut alles dies dem Leser kein Genüge,
So sehn wir nicht, was uns zu glauben hindern mag,
Daß Satanas, der in der Nähe lag,
Mit blauem Dunst des Junkers Aug' umzogen;
Und weil sich (alles wohl erwogen)
Nicht leugnen läßt, daß diese Art,
Von Schwierigkeiten loszukommen,
Die leicht'ste ist und viel Philosophie erspart,
So bleib' es denn dabei; — doch jedem Frommen
Sein Recht, kein Wort davon zu glauben, unbenommen!
Kaum hatte Sinibald, berauscht von seinem Glück,
Sich selbst und sein Entzücken heimgetragen,
So hörte man vom Turm die elfte Stunde schlagen.
Nicht lange drauf, so fügt es das Geschick,
Daß Guido, der von einem Hochzeitschmause
Mit einem kleinen Hieb sich leise heimwärts schlich,
Von ungefähr bei Cleliens Gartenhause
Vorüberging. Auf einmal, da er sich
Der Mauer naht, bedünkt ihn, eine Stimme
Zu hören, die gar sanft und zephyrlich
An seinem Ohr vorüberschwimme
Und ihn beim Namen ruf'. Er blieb verwundert stehn
Und sah sich um und glaubte nichts zu sehn.
„Sind Sie's?" ruft's abermal aus einem niedern Fenster.
Mein Guido (der kein Mann war, der Gespenster
In seinem Credo führt) spricht Ja und schaut empor
Und glaubt, so viel als durch den Flor
Des Nebels möglich ist, ein Mädchen zu erblicken.
„Ei, ei!" so fährt sie fort vertraut sich auszudrücken,
„Nach Ihrem gestrigen Entzücken
Wer hätte das zu Ihnen sich versehn?
Ein andrer würde hier seit zehn Uhr Wache stehn,
Und Ihnen muß man einen Boten schicken.
Es ist Ihr Glück, daß mir's an Muße fehlt,
Sonst hätt' ich Sie nach Würden ausgeschmält.
Jetzt hab' ich kaum das Nötigste zu sagen.
Mein Fräulein will's auf Ihre Ehre wagen.

Sie finden (flüstert sie geheimnisvoll ihm zu)
Sich morgen Mitternachts, wenn alle Welt zur Ruh
Gegangen, hier vor unserm Garten
(Nur etwas pünktlicher, als Sie gewohnt sind) ein;
Die Thür wird unverschlossen sein,
Und Clelia im Saale Sie erwarten.
Die Not entschuldigt uns. — Man ruft mir — ich muß fort.
Genug, mein Herr, Sie wissen Zeit und Ort,
Und werden, schmeichl' ich mir, Laurettens Eifer loben."
Mit diesem Worte wird das Fenster zugeschoben,
Und Guido hört und sieht nichts weiter mehr.
Er denkt: „Mir ist der Kopf doch nicht von Weindunst schwer?
Bei meiner Ehr', ein drollig Abenteuer!
Ein Guido, seh' ich wohl, ist einmal zum Befreier
Der Dame ausersehn; und was kann ich dafür,
Wenn jener Langsame die goldne Zeit versäumte?
Ein andrer übernimmt mit Freuden seine Pflicht!
Und kurz — wofern ich anders nicht
Das aus dem Stegreif wachend träumte —
So wag' ich's auf mein unverschämt Gesicht!
Es ist der erste Handel nicht,
Aus dem es mich herausgezogen.
Dem Tapfern bleibt die Braut! — Was meine Pünktlichkeit
Betrifft, die hat noch nie ein schönes Kind betrogen.
Ich weiß — Dank sei der großen Eiligkeit
Des Kammermädchens! — Ort und Zeit,
Und komm' um Mitternacht unfehlbar angeflogen!"
Indem er so sich mit sich selbst bespricht,
Faßt er, so gut beim matten Licht,
Das hier und da von fern durch Fensterscheiben bricht,
Ihm möglich ist, von Gasse, Haus und Garten
Figur und Lage ins Gesicht,
Und wandert dann nach Haus, in ruhigem Erwarten
Des Ausgangs, der ihm stets, er glücke oder nicht,
Für eine Winternacht Kurzweile gnug verspricht.

Drittes Buch.

Wir zählen seit Kathrinentage
Den fünften Abend erst, und gleichwohl sind bereits
Die Sachen unsrer vier Verliebten allerseits
Für solche kurze Zeit in einer feinen Lage!
Zwei Clelien, (dem Schwindelgeist sei Dank,
Der in die Zofen und die Ammen
Gefahren!) beide liebeskrank
Für Einen Guido; und zwei Guidos, voller Flammen
Für Eine Clelia; und alle auf einmal,
Der Himmel weiß in welchen Gartensaal
Von zwei Lauretten, deren keine
Der andern sich versieht, auf eine
Verdächt'ge Zeit bestellt! — Wie endlich dies
Sich ohne Wunderwerk und ohne Ärgernis
Entwickeln soll, ist schwer zu fassen.
Das Ärgernis insonderheit
(Wiewohl die schwarze Zunft der Baunys und Garassen
Die Feigenblätter uns zu ganzen Körben beut),
Das Ärgernis der werten Christenheit
Macht meinen Dichtermut erblassen.
Indessen, da die Sachen schon so weit
Gekommen sind, ist keine Möglichkeit,
Als ihnen ihren Gang zu lassen.
Die Heilige (ihr sei dafür der Kiel geweiht,
Womit wir dieses Werk verfassen!)
Wird in der Not, womit uns Teufels-Amor dräut,
Uns hoffentlich nicht stecken lassen.
Bekanntermaßen war in jener Ritterzeit,
Die, seit wir mit Cervantes lachen,
Zu nichts mehr taugt, als Märchen draus zum machen,
Die Heimlichkeit in Liebessachen
Ein Punkt, woran der Männer Ehre lag.
Man wurde gleich beim Ritterschlag
Dazu in Eid und Pflicht genommen;

1263. Baunys und Garassen. „Die Ehrwürdigsten Väter, Bauny und Garasse, ein paar zu ihrer Zeit berüchtigte Mitbrüder der Caramuel und Busenbaum, die durch ihre Gewandtheit in der Kunst die Gewissen zu erleichtern und durch Pascal's Provinzialbriefe unsterblich geworden sind." W.

Es war der schönste Zug, der einen wackern, frommen,
Großherz'gen Mann von adligem Gemüt
Von einem Mameluck und Heiden unterschied;
Und selbst die Bastardart vom echten Ritterbunde,
Die Höflinge im langen Ringelhaar,
Bei denen Sinibald und Guido zünftig war,
Behielten vom Gesetz der alten Tafelrunde
Dies, wenigstens als Aberglauben, bei:
Daß, Damengunst sorgfältig zu verbergen,
Die erste Pflicht verliebter Ritter sei.
Die Not allein gab den getreuen Zwergen
Und trauten Brangiens ein Privilegium.
Man frag' uns also nicht, warum
Zwei Freunde, die sich sonst wohl größre Opfer brachten,
Aus ihrem Liebesglück sich ein Geheimnis machten!
Auf diesen Punkt war selbst ein Galaor so stumm
Als der verschwiegenste von Lanzelots Gefährten.
So platt auch dies in unsern aufgeklärten,
Von keinem Vorurteil des Altertums beschwerten
Und rein vom Staub der Vorwelt abgekehrten
Rauschgoldnen Zeiten scheinen wird,
In jener rohen Welt, in die wir uns verirrt,
War die Kultur noch nicht so hoch gestiegen:
Wer Amors Farbe trug, war ein getreuer Hirt,
Und jeder Glückliche — verschwiegen.
  Doch, ohne länger um den Brei
Herum zu gehn, zu unserm Doppelpaare!
Was also zwischen Dame Clare
Und ihrem Fräulein seit der kleinen Meuterei,
Die jene mit dem Herrn im langen blonden Haare
Im Dunkeln angelegt, verhandelt worden sei
(Wiewohl der Autor sich darüber
Nicht ausgebreitet hat), ermißt
Ein jeder leicht von selbst, dem diese Art von Fieber,
Woran Rosinchen litt, schon vorgekommen ist.

1292. **Brangiens.** „Der Zwerg Ardan im Amadis aus Gallien, und Fräulein Brangien, die Vertraute der schönen Yselde (Yseult la blonde) sind nebst den übrigen hier genannten Personen aus den romantischen Werken des Hrn. Grafen von Tressan bekannt genug." W.

Sie will und will auch nicht; und dennoch — kurz, sie wollte
Wohl gerne, wenn nur nicht so ein — ich weiß nicht was,
Just hier, durch sein Gepoch ihr ohne Unterlaß
Zu sagen schien', ein armes Mädchen sollte
Nicht wollen, was es will. Doch (wie es immer geht,
Wenn mit dem Feind von außen ein Verräter
Im Herzen selbst sich in geheim versteht)
Ein wenig früher oder später
Erfolgt, wie frisch man auch zur Wehre sich gesetzt,
Die Übergabe doch zuletzt.
Frau Clare (die den Beutel voll Zechinen,
Von dem ihr wißt, gewissenhaft verdienen,
Vielleicht verdoppeln will) hielt' ihre Hand dafür
Ins Feuer, daß der junge Herr Rosenen
Wie seine Augen liebt. „Und was für Ungebühr
Ist denn am Ende drin, den lieben Mann, der ihr
So augenscheinlich von der heiligen Kathrinen
Unmittelbar zum Ehgemahl
Erkoren ward, in einem Gartensaal
Bei Nacht (weil's doch bei Tag nicht schicklich ist) zu sprechen?
Herr Guido hat ein viel zu ehrliches Gesicht,
Sich eines Unfugs zu erfrechen;
Und allenfalls bin ich mit einem Licht
Im Kabinett zur Hand und stelle mich zur Wehre
(Nur schrei' sie laut genug), sobald ich schreien höre."
So kräftig unterstützt, hielt unsrer Heldin Mut
Sich immer noch, wiewohl nicht ohne Schwanken,
Bis gegen Abend ziemlich gut.
Zwar sprach sie kaum ein Wort, schien immer in Gedanken
Und hörte nur, wie halb im Schlafe, was
Die taube Tante sprach, jedoch bald rot, bald blaß,
Wenn ihr getroffnes Herz ein Wort zum Vorwurf machte,
Wobei vielleicht die Alte gar nichts dachte;
Doch rief der Amme Wink und Blick
Den Mut von Zeit zu Zeit in ihre Brust zurück.
Allein als nun Frau Kunigunde,
Nach einem Rosenkranz, der gar kein Ende nahm,
Zu Bette kroch, und nun die zwölfte Stunde
Wie ein Gespenst herangeschritten kam,

Entfiel dem guten Kind auf einmal alle Stärke;
Sie fühlte sich an allen Nerven lahm,
Ihr schlug das Herz als wie vor einem Werke
Der Finsternis. Sie war sich selbst deswegen gram
Und hätte doch so zwischen Gehn und Bleiben
Die ganze Nacht geschwebt, wenn nicht, trotz ihrem Sträuben,
Die Amme, der davon der Kopf ein wenig warm
Geworden war, mit nervenvollem Arm
Die Widerspenstige auf ihrer Lagerstätte
Umfaßt und eines Zugs zweihundert Schritte lang
Durch manchen finstern Bogengang
Bis in den Gartensaal davongetragen hätte.
Frau Clare hatte hier auf einem Ruhebette
Die holde Last kaum abgelegt
Und, unter manchem Kuß, mit Schelten und mit Dräuen
Ihr etwas Ruh und Kühnheit eingeprägt:
Als plötzlich sich die Thüre regt
Und ziemlich rasch (wie Mars zu Aphroditen
Erwartet eilt) ein feiner junger Mann,
Den man, bei schwachem Licht durch alte Florgardinen,
Für Sinibalden halten kann,
Hereinfliegt und voll Feuers sich Rosinen
Zu Füßen wirft. Die Amme, ohne sich
Recht nach ihm umzusehn, entwich
Ins Kabinett, indes, vom Schein betrogen,
Der junge Herr, als ein willkommner Gast
(Wie er nicht zweifeln kann), doch etwas ungezogen,
Rosinens beide Knie umfaßt
Und, um so schnell als möglich sich der Last
Der Dankbarkeit und Sehnsucht zu entladen,
In Wort und Werk sich, leider! so beträgt,
Wie nur ein Faun mit taumelnden Mänaden
Im dicksten Hain sich kurz zu fassen pflegt.
Der Leser wittert schon (wir könnten sicher wetten),
Daß Guido, gestern von Lauretten
(Durch einen Irrtum zwar) auf diese Zeit bestellt,
Beim Mondschein, der nur schwach die Mitternacht erhellt,
Die rechte Thür, den rechten Garten
(Der an Rosinens grenzt) und auch den Saal verfehlt,

Wo Clelia und Amor ihn erwarten.
Zum Unglück hatt' er auch, aus einem wenig zarten
Gefühl, Cupidos Glut mit Bacchischer vermählt
Und, um das Abenteu'r recht glorreich zu bestehen,
Auf alle Fälle sich mit Cypernwein gestählt.
Das Fräulein glaubt vor Scham und Schrecken zu vergehen,
Im ersten Manne, dem ihr junger Busen schlug,
Der so viel Zärtlichkeit im schönen Auge trug,
Der sich mit ihr auf ewig zu verbinden
So heilig schwor und ihres Lebens Glück
Zu machen fähig schien — im ersten Augenblick,
Wo ihr Vertraun in ihm die reinste Glut entzünden,
Ihn ganz verengeln soll — den frechsten Faun zu finden.
Der Abfall war zu stark und schien bei einem Haar
Sie in ein Steinbild zu verwandeln.
Doch Guido, der so leicht nicht zu erschrecken war,
Vermeinte noch gar ritterlich zu handeln,
Indem er alle Schuld auf seine Rechnung nahm.
Er hielt's für einen Rest von jugendlicher Scham,
Wo nicht für einen Wink, noch mehr sich zu erlauben;
Und eh sie zu sich selber kam,
Gelang es ihm, den Arm um ihren Leib zu schrauben
Und einen Kuß dem schönsten Mund zu rauben.
Die Unthat facht auf einmal Heldenglut
Und Heldenkraft in allen Adern
Des frommen Mädchens auf; sie windet sich mit Wut
Aus seinem Arm und fängt so gräßlich an zu schreien,
Daß Dame Clara' aus ihrem Hinterhalt
Wie eine Furie mit Schimpfen und mit Dräuen
Heraus stürzt, gegen den vermeinten Sinibald
Dem Fräulein eine Faust zu leihen,
Von welcher Guido schon fünf scharfe Klauen fühlt,
Eh er die Hand entdeckt, die in Gesicht und Locken
Ihm, wie ein Maienschnee in Blüt' und Zweigen, wühlt.
  Rosine rennt davon. Herr Guido halb erschrocken,
Halb lachend, läßt ein Drittel seiner Locken
In Clarens Händen, sucht, vollkommen abgekühlt,
Die Thüre, ohne Licht in Sachen zu begehren,
Und giebt der guten Frau, die vor Erstaunen kaum

Zu Atem kommt, durch sein Entfliehen Raum,
Sich die Begebenheit (wo möglich) zu erklären.
Indes der Zufall hier dem armen Villador
(Der alles dies nun wird entgelten müssen!)
Durch seinen besten Freund (zwar ohne Schuld und Wissen)
So schlimme Dienste that, ging, leider! unterm Flor
Der Mitternacht zweihundert Schritte weiter
Mit Sinibalden selbst ein andrer Irrtum vor.
Auch diesem ward der Mond zum ungetreuen Leiter,
Indem er Cleliens Thür, die an Rosinens stieß,
Im Dunkeln ihn, statt dieser, wählen hieß.
Sein Schicksal war auch jetzt, zu spät zu kommen;
Und hätte Guido im Entfliehn
Vor lauter Eile nicht den falschen Weg genommen,
So traf er unterwegs auf ihn.
Mein Sinibald, voraus in Wonne schon zerflossen,
Kommt an den Ort eilfertig angeschossen,
Wo ihm die Himmelsthür geöffnet stehen wird,
Sieht eine Gartenthür halb offen vor sich stehen,
Und ohne viel sich umzusehen,
Dankt er's der Liebe, die ihn leitet, und — verirrt,
Indem er bei Rosinen einzugehen
Vermeint, in Cleliens Gartensaal.
Noch regt sich nichts, und Lunens matter Strahl,
Der mit der Nacht nur schwach und sterbend kämpfet,
Wird durchs bemalte Glas der Fenster so gedämpfet,
Daß Sinibald die Hand zum Auge machen muß.
„Wo bist du, Wonne meines Lebens,
Wo bist du?" ruft er leis', allein er ruft vergebens,
Und leere Luft verschlingt den warmen Kuß,
Den, ohne daß er sie erblickte,
Sein Mund auf Cleliens gehoffte Lippen drückte.
In unmutsvollem Wahn (selbst einem Tantalus
Kaum zu verzeihn), daß sie vielleicht Versteckens spiele,
Durchtastet er vom Boden bis zur Diele
Den ganzen Saal mit Fuß und Hand und Kopf;

1465. Tantalus litt in der Unterwelt die größte Qual durch stete, aber nie befriedigte Hoffnung.

Allein ein Bettgestell mit einem samtnen Pfühle,
Ein halbzerbrochner Blumentopf,
Ein kleiner Tisch und drei geflochtne Stühle
In etwas krüppelhaftem Stand
War alles, was sich hier von dichten Körpern fand.
Von Clelien keine Spur! — „Wo säumt sie?“ seufzt beklommen
Mein Sinibald. — „Geduld!“ raunt ihm der Genius
Der Hoffnung zu, „sie kommt gewiß, sie muß
Nun alle Augenblicke kommen.
Erwartung, Freund, verlängert den Genuß,
Und auch getäuscht, hat man doch etwas vorgenossen!“
Der Genius hat recht! und also — weil er muß,
Wird vor der Hand sich zur Geduld entschlossen.
Er wirft sich auf den Pfühl und wartet unverdrossen;
Doch wie er just so lang' gewartet hat,
Als ein Sekundenrad gebraucht, sich umzudrehen,
Wird ihm die Zeit schon lang, deucht ihm die Lagerstatt
Ein Nesselnbett; es treibt ihn, aufzustehen
Und durch die Thür, des ew'gen Wartens satt,
Ob sie denn noch nicht kommt, zu sehen.
Er hält den Atem an und lauschet; nicht ein Blatt
Kann im Gebüsche sich bewegen,
So flattert ihr mit zweimal schnellern Schlägen
Sein taumelnd Herz aus seiner Brust entgegen.
„Wie? abermal getäuscht! Treibt man wohl gar nur Spiel
Mit mir? Und könnten so die frömmsten Augen lügen?
Weg, Satan! — Atmet nicht aus allen ihren Zügen
Der reinste Sinn, das zärtlichste Gefühl?
Unmöglich kann der Engel mich betrügen!
Sie ist die Unschuld selbst. — Allein
Kann nicht vielleicht die Magd bestochen sein,
Mir eine Falle hier zu stellen?“ —
Was bilden nicht in solchen Fällen
Verliebte sich als möglich ein?
   Nachdem er dergestalt sich eine gute Weile
Gequält, deucht ihm, daß jemand durch den Gang,
Der um den Saal sich schneckenförmig schlang,
Mit flücht'gen Schritten herwärts eile.
Zum deutlich Sehn gebrach's an Licht,

Allein sein Ohr betrog ihn diesmal nicht.
„Sie ist's! Sie ist's! So grazienmäßig streichen
Am Boden hin nur Engel ihresgleichen!"
Denkt er und springt mit offnem Arm hervor
Und drückt an seine Brust — o Wonne sondergleichen!
Wen anders als — Lauretten hoch empor,
Die (ohne gar zu rasch dem Irrtum auszuweichen,
Der den verliebten Herrn betrog)
Die eine Hand mit halb verbiß'nem Lachen
Ihm vor die Lippen hielt, um keinen Lärm zu machen,
Und in den Saal ihn mit der andern zog.
„Halt! nicht so rasch, mein Herr! Erkennen Sie Lauretten!"
Spricht sie, indem sie sich, wiewohl ein wenig spät,
Aus seinen Armen lachend dreht.
„Wie, wenn wir Mädchen nun nicht mehr Gewissen hätten,
Als junge Herrn Behutsamkeit?
Ein feines Unglück hätt' im Schirm der Dunkelheit
Aus allem dem entstehen können!" —
„So? — schmeichelt dies Laurettens Eitelkeit?
Den Dieb macht freilich oft bloß die Gelegenheit,
Und wie das Öl ist, muß die Flamme brennen.
Mein Irrtum, schönes Kind, war deine Sicherheit!
Doch sage, wo, um aller Heil'gen willen!
Das Fräulein bleibt? mir springt das Herz vor Ungeduld!
Was hindert sie, die Hoffnung zu erfüllen,
Die du mir gabst? An wem, Laurette, liegt die Schuld?"
„O, sicher nicht an Cleliens gutem Willen!
Ihr Herzchen klopfte nicht mit minder Ungeduld
Als Ihres, gnäd'ger Herr, nach dieser Geisterstunde.
Mir ist's zu hoch, ich muß es frei gestehn,
Wenn hier nicht Zauberei im Spiel ist; denn im Grunde,
So haben Sie sich ja kaum ins Gesicht gesehn.
Unfehlbar wirkt an Ihrem Liebesbunde
Der Himmel selbst, und so wird alles herrlich gehn!
Indessen fällt auf diesem Erdenrunde
Der böse alte Greif, von dem
Ich Ihnen neulich sprach, uns äußerst unbequem.
Der machte sich, kraft seiner Vormundsstelle,
Von langem her ein kleines Haussystem,

Das nicht in unsers paßt. Nun weiß ich nicht, von wem
(Wenn nicht vom Satan in der Hölle)
Der Alte Wind bekam, es spinne in geheim
Sich etwas Widrigs an. Er ließ sich zwar nichts merken,
Und (in der Sicherheit vermutlich uns zu stärken)
War er bei Tische heut so süß wie Honigseim,
War tändelnd, schmeichelhaft und steckte seinen Rüssel
(Die Brille drauf) in jede kleine Schüssel,
Um mit dem Besten stets das Fräulein zu versehn.
Allein wie's nun um Schlafengehn
Zu thun war, denken Sie! so zog der Molch den Schlüssel
Von Fräuleins Kammer ab und schloß sie lachend ein.
„Es soll zeither bei Nacht nicht gar zu sicher sein,"
Sprach er, indem er noch ein Schlößchen vorzulegen
Beschäftigt war. — Der alte Bösewicht!
Ich hätt' ihn gleich erdrosseln mögen,
Ein solches schelmisches, zähnfletschendes Gesicht
Zog er dabei! — Das Beste war indessen,
Daß er an meiner Kammerthür
Das nämliche zu thun vergessen.
Doch trau' ich seinem Schlaf nicht viel; und sollt' er hier
Uns unversehens überraschen,
O Jemini! das gäb' ein garstig Spiel!
Eh möchte mich ein Krokodil
Im Bad, als er bei Ihnen mich erhaschen!
Drum, gnäd'ger Herr (um Sie mit Einem Wort
Von unsrer Not zu unterrichten),
Den Hochzeitplan des Unholds zu vernichten,
Bleibt uns kein andrer Rat, als — von Palermo fort!
Das Fräulein muß vor übermorgen flüchten!
Wir wissen einen sichern Ort,
Um unsern Lauf dahin zu richten.
Auf Ihren Beistand wird gezählt; doch wie und wann,
Ist, was ich selbst noch nicht bestimmen kann;
Das muß ich noch vor allen Dingen
Mit Clelien zuvor ins Reine bringen.
Und sollte morgen mich der alte Pantalon
Verhindern, Ihnen in Person
Auf Ihrem Zimmer aufzuwarten,

So kommt ein Brief von mir und unser Plan dabei;
Nur übersehen Sie die schlechte Schreiberei!“
  Laurette spricht's, begleitet ihn zum Garten
Hinaus, drückt ihm die Hand, wünscht angenehme Ruh
Und schließt die Thür ihm vor der Nase zu;
Und alles dies (aus Furcht, daß er zu lange weile)
In solchem Sturm und Drang von Eile,
Daß Sinibald, der vor Bedürfnis glüht,
Sein Herz durch Reden zu entladen,
Mit einem „Gute Nacht, Ihr Gnaden!“
Er weiß nicht wie, sich auf der Gasse sieht.
  Freund Guido hatt' indes auf seinem Pfühl so gut,
Als wäre nichts begegnet, ausgeruht.
Der leichte Ritz, den Amor seinem Herzen
Im Dunkeln beigebracht, mit Morpheus' Zaubersaft
Beträufelt, hatte (statt zu brennen und zu schmerzen)
Ihm gegenteils den schönsten Traum verschafft.
Erfrischt durch Schlaf und Traum, sprang er nun desto freier
Vom Lager auf, mit aller Jugendkraft
Und Wohlgestalt und all dem raschen Feuer
Von einem, den Urgande zum Befreier
Bezauberter Infanten auserkor.
Indessen sagt ihm doch sein Dämon nichts zuvor:
Als, eben da er auszugehen
Begriffen ist, ein kleiner Mohr
Nach Guido fragt, ihm (wie sich's findet,
Er sei es selbst) ein Briefchen überreicht
Und wieder unversehns aus seinen Augen schwindet.
  „Der Anfang wenigstens,“ denkt Guido lächelnd, „gleicht
Dem ersten Akt von einem Abenteuer,
Wenn's nicht vom gestrigen vielleicht
Der zweite ist. Laß sehn! — Mit einem Dreier
Gesiegelt und mit einem Krähenfuß
Geschrieben — das verspricht — Und dennoch wollt' ich wetten,
Die Hand, die dies gekratzt, ist eine schöne Hand!
„Mein Herr, wenn Clelien von einem Eheband,
Das ihr verhaßter als die Hölle ist, zu retten,

1606. Urgande. „Urgande la déconne, die Beschützerin der ganzen Familie des Amadis de Gaulo, und Obervorsteherin der Maschinen des Ritterbuches dieses Namens.“ W.

Nach einem Wagestück Sie so gelüstig macht,
Als ich, die dieses schreibt, die Dintenkleckse hasse,
So finden Sie sich diese Nacht
Um zwei Uhr in der engen Gasse,
Die unser Haus (das sich durch Türmchen kenntlich macht)
Vom Chor der Peterskirche scheidet,
Zu einer Wasserfahrt gerüstet und gekleidet,
Bei unserm Kammerfenster ein.
Herabzukommen, soll dann unsre Sorge sein;
Ein schönes Betttuch ist dazu bereits zerschnitten.
Indes — (verzeihn Sie, wenn die Not
Uns unbescheiden macht im Bitten)
Bestellen Sie sogleich ein wohl verseh'nes Boot,
Das ungesäumt uns nach Salerno bringe;
Denn sind wir dort, so sind wir aus der Schlinge.
Wir zweifeln nicht, mein Herr, den Auftrag recht genau
Besorgt zu sehn, und Unsre liebe Frau
Verleihe nur, daß alles wohl gelinge!"
„So muß," denkt Guido, „Unsre Frau,
Wie dies zusammenhängt, ein wenig besser wissen
Als ich! — Was ist zu thun? — Ich werde folgen müssen,
Da, wie es scheint, das Glück mich nun einmal bestimmt,
Der Mann zu sein, für den die Clelia mich nimmt.
Von mir soll keine Dame sagen:
Ich hätte mich bedacht, den Hals für sie zu wagen.
Vielleicht ist alles nur auf Mutwill' abgesehn;
Genug, ich nehm's für ernst; und ist (wie zu vermuten)
Das Fräulein hübsch genug, um mit mir durchzugehn,
So folg' ich ihr durch Feuer und durch Fluten!"
Das Glück begünstigte die Unbesonnenheit,
Und alles ging nach Wunsch. Ein Fahrzeug lag bereit,
Sie stündlich nach Salerno über
Zu führen. Zur bestimmten Zeit
Stand auch mein Guido schon dem Fenster gegenüber,
Wo eine Hand wie Schnee ihm bald ein Zeichen gab.
Das Fräulein, eingehüllt in mehr als Einen Schleier,
Läßt mit Laurettens Hilf' am Betttuch sich herab
Und wird (indes den alten Freier
Sein Vorlegschloß ganz sicher schnarchen macht)

Von ihrem Amadis beglückt an Bord gebracht!
Nun geht's, als säß' ein Liebesgott am Steuer!
Ein günst'ger Wind von Süd gen Osten bläht
Die Segel auf, und falls er sich nicht dreht,
So sehn wir zu Salern bald eine Hochzeitfeier.

Viertes Buch.

Wir überlassen nun die Flüchtlinge dem Glück
Und kehren wieder zu Rosinen
Und ihrem ohne sein Verdienen
Aus ihrer Gunst gefallnen Freund zurück.
Der Irrtum mit dem Gartensaale,
Und wie Asmodi, nun bereits zum zweitenmale,
Die Zofe Cleliens (die ihn für Guido hielt)
An Clarens Statt ihm in die Hand gespielt;
Und wie der Brief, den ihm Laurette angekündigt
Den wahren Guido fand, der jüngst so freventlich
Auf seine Rechnung an Rosinen sich versündigt:
Dies alles ist euch noch erinnerlich.
Dem guten Sinibald, der in der ganzen Sache
Ein Spiel der bösen Geister war,
War, leider! nichts bekannt; und statt der schweren Rache,
Die ihm Rosinchen und Frau Clar'
Bereiten, bringt (als er, von langer Wache
Ermüdet, kurz vor Tag entschlief)
Ein falscher Traum ihm den versprochnen Brief.
Und welchen Brief! Der Glückliche! Noch heute,
Noch diese Nacht, sobald der erste Schlaf die Leute,
Die nicht, wie er, auf Abenteuer gehn,
Gebunden hat, wird am bewußten Orte
Laurette bei der kleinen Pforte
Im Garten auf der Wache stehn,
Durch schweigende leicht angelehnte Thüren
Ins Brautgemach ihn heimlich einzuführen.
Denn Hymen soll und muß des Festes Priester sein!
Doch weil sich seiner Fackel Schein

Nicht füglich zum Geheimnis schickte,
Wird Amor ihm sein Blendlaternchen leihn.
Nun denkt, wie unsern Mann des Briefchens Stil entzückte!
Wie oft und warm er's an die Lippen drückte,
Wie oft er's las und wieder las
Und immer nach der Sonne blickte,
Die (deucht ihn) heute gar nicht von der Stelle rückte
Und, recht ihm zum Verdruß, wie angenagelt saß!
Zum Glücke lieh ihm Morpheus Schwingen,
Die Zwischenzeit zu überspringen.
Der Sonne Lauf war noch nicht halb vollbracht,
So war's in seinem Traum auf einmal Mitternacht;
Und an der Hand der schleichenden Laurette
Befand er sich, durch eine Seitenthür,
Auf einmal in Rosinens Kabinette.
Die Schöne liegt auf einem Ruhebette,
Und er, vor Lieb' und Wonne schier
Entseelt, auf seinen Knien, zerdrückt, zerküsset ihr
Die kleine Lilienhand, als wollt' er sie verschlingen.
Die Holde bücket sich auf ihn
Mit Blicken, die in Amors zartste Schlingen
Ihr unbewußt den trunknen Jüngling ziehn.
Wie reizend Lieb' und Scham auf ihren Wangen ringen!
Wie mächtig lockt die stumme Redekunst
Der Seufzer, die den keuschen Busen heben!
Ihr Auge schwimmt in zauberischem Dunst,
Indem noch matt die Hände widerstreben;
Ihr Zorn verspricht, ihm alles zu vergeben,
Und selbst ihr Widerstand ist eine Gunst.
War's Teufel-Amors Neid, war's St. Kathrinens Auge
Und unsichtbarer Schutz (der nicht
Gestatten will, daß nur im Traumgesicht
Ein Schmetterling an dieser Rose sauge),
Was unsers Träumers Glück auf einmal unterbrach?
Aus beiden bleibt die Wahl euch unbenommen.
Daß so zu rechter Zeit ihn eine Mücke stach,
Das war wohl nicht von ungefähr gekommen;
Denn um ein Ave später war's zu spat.
Asmodi oder Sankt Kathrine,

Uns gilt es gleich, wer von der That
Den Tadel oder Ruhm verdiene;
Genug, der Traum verschwand, gerettet war Rosine!
Der arme Tantalus schlang die begier'ge Hand
Um einen Leib von weichem Alabaster,
Verhoffte süßen Widerstand
Und griff — nach Luft mit ungefüllter Hand.
In seinem Leben war der Tag ihm nie verhaßter!
Doch faßt er sich den Augenblick,
Dankt es des Traumgotts Zauberspiegel,
Der diesen Vorgenuß von seinem nahen Glück
Ihm gönnt', und nimmt als Pfand und Siegel
Ihn an, daß bald, vielleicht in nächster Nacht,
Rosinens Huld den Traum zur Wahrheit macht.
Von dieser süßen Hoffnung trunken,
Schlief er von neuem ein und lag (indes der Brief
In Guzdos Hände kam) noch tief
In weichen Schwanenflaum versunken,
Als ihn der Angelus zur Mittagstafel rief.
Stracks sprang er auf, warf sich in seine Kleider,
Und wie natürlich, war der Brief
Sein erstes Wort. Allein von dem weiß, leider!
Kein Mensch im Hause was. Er schwört, es müss' ein Brief
Gekommen sein; ihm wird in beide Ohren
Das Gegenteil beherzt zurückgeschworen.
„So," denkt er, „hat ein Hindernis
Den Vormittag Lauretten weggenommen;
Allein ihr Wort ist mir gewiß,
Das Briefchen muß noch vor der Vesper kommen."
Die Vesper kam, der Brief blieb aus;
Vergebens hütet' er den ganzen Tag das Haus
Und lag erwartungsvoll bis in die Nacht im Fenster;
Die Glocke schlug acht, neun und zehn,
Schon nahte sich die Stunde der Gespenster,
Und weder Brief noch Mädchen ließ sich sehn.
„Das ist zu arg! So wär' ich gar betrogen?
Man hätte mich nun zweimal aufgezogen?

1753. Angelus, s. S. 81, Anm.

Zwar hieße das — sich selber hintergehn,
Allein wer kann für Mädchenlaunen stehn?"
  Er gürtet sich, schleicht um die elfte Stunde
Sich weg, Rosinens Wohnung zu,
Und ging wohl zwanzigmal die Runde
Ums ganze Haus; allein da herrscht die tiefste Ruh.
Der arme Mensch verdreht mit Dehnen und mit Recken
Sich Hals und Fuß, den Schein von einer Lampe noch
An einem Fenster zu entdecken,
Drückt an die Thür sich an, legt hart vors Schlüsselloch
Sein lauschend Ohr, ob irgend was sich rege,
Wagt endlich gar verschiedne leise Schläge,
Dem Mädchen (die vielleicht im Dunkeln seiner harrt)
Ein Zeichen seiner Gegenwart
Zu geben. All umsonst! Wenn er die Glocke zöge,
Es hälfe nichts. Sobald Frau CLARE schlief,
So schliefen euch die heil'gen Siebenschläfer
Von Ephesus nicht halb so tief.
Was war zu thun? Dem armen treuen Schäfer
(Zumal er schon der Scharwach' Eisentritt
Im nächsten Gäßchen glaubt zu hören)
Bleibt nichts, als halb erstarrt und mit
Gesenkten Ohren heim zu kehren
Und nun, indem er sich im Bette wechselsweis
In Flammen bald herumwälzt, bald in Eis,
Sein Seelenfieber noch durch Denken zu vermehren.
  Der nächste Tag ging ihm nicht günst'ger auf.
Kaum hatt' er aus den Federn sich gelichtet,
So wirft er seinen Mantel um und richtet
Gerade nach Sankt Peter seinen Lauf.
Er hofft ROSINEN dort zu finden,
Und diesesmal lügt ihm die Hoffnung nicht.
  Er stellt sich ihr so nahe vors Gesicht,

1788. S i e b e n s c h l ä f e r hießen sieben Jünglinge, welche sich, um der Christenverfolgung unter Kaiser Decius zu entgehen, in eine noch jetzt gezeigte Höhle im Berge Kalion bei Ephesus verbargen. Dort schliefen sie ein und wurden vermauert. Erst 446 erwachten sie und starben als Heilige. Die Geschichte von den Siebenschläfern erinnert an das Erwachen des Epimenides, hat aber auch insbesondere im deutschen Volksglauben Wurzel geschlagen, in welchem sich eine Wetterprophezeiung an den Siebenschläfer — 27. Juni — knüpft.

Als möglich war, und strengt bis zum Erblinden
Die Augen an, nur einen Seitenblick
Die Messe durch dem Engel abzulauschen.
Allein er mag den Standpunkt tauschen,
So oft er will — bald vorwärts, bald zurück,
Bald bei ihr stehn, bald ihr vorüberrauschen:
Ihr lieblicher Madonnenblick
Bleibt immer niederwärts in stiller Demut hangen;
Und wenn die Glut der sanft geblähten Wangen
(Die doch vielleicht ein bloßer Wiederschein
Der Andachtsflamme war, die ihr im Busen brannte)
Ihn hoffen ließ, nicht unbemerkt zu sein,
Was half es ihm? ihr Blick, ihr Herz bekannte
Sich nicht dazu; und eh die Messe ganz
Gesungen war, ging sie, nach jüngferlicher Sitte
Die Augen stets auf ihren Rosenkranz
Herabgesenkt, mit leichtem, kurzem Schritte
So harmlos neben ihm vorbei,
Als ob Herr SINIBALD ein Kirchenpfeiler sei.
Bestürzt und kummervoll, die Querhand vor der Stirne,
Folgt er von Ferne nach, sieht sie (doch ohne ihn
Zu würd'gen eines Blicks) durch ihre Thür entfliehn
Und bleibt mit starrem Aug' und schwindelndem Gehirne,
Als hätt' er einen Geist bei hellem Tag gesehn,
Dem Hause gegenüber stehn.
Das Wunder übersteigt den Glauben!
Es ist genug, um einem weisern Mann,
Als er ist, den Verstand zu rauben!
Was sie so ganz und gar verwandelt haben kann?
Sie, die im zärtsten Netz, das Amor je gewoben,
Zugleich mit ihm sich fing, ihm schon die stärksten Proben
Der Zärtlichkeit zu geben willig war,
Nur vor zwei Tagen noch bereit war, ihm sogar
Die Rechte des Gemahls verstohlen einzuräumen,
Sie würdigt ihn nicht eines leisen Nicks,
Nicht eines Winks, nicht eines Seitenblicks?
So arg kann's einem doch in keinem Fieber träumen!
„Und doch — sollt's etwa Scham, sollt's bloße Laune sein?
Will sie vielleicht mich auf die Probe stellen?

Ein guter Geist giebt dies vielleicht mir ein!
Nun wohl! Geduld, es muß sich bald erhellen."
In dieser Hoffnung pflanzt der treue Sinibald
Sich abermal in einen Hinterhalt
Rosinens Fenster gegenüber
Und harret in Geduld. Der Wind blies scharf und kalt;
Allein (Dank dem verliebten Fieber,
Das sein elektrisch Blut ihm durch die Adern jagt!)
In seinen Überrock bis an die Nasenspitze
Gewickelt, hätt' er über Hitze
Sich mehr als über Frost beklagt,
Hätt' ihm die Pein, vergebens aufzupassen,
Für andres Ungemach Empfindlichkeit gelassen.
Das Fensterglas (wiewohl von ihr bestrahlt)
War etwas matt, auch hier und da bemalt.
Doch deucht ihn, da er schon zwei Stunden — nichts gesehen,
Er sehe sie, ihr Strickzeug in der Hand,
Schier drei Sekunden lang am Fenster seitwärts stehen;
Ein Trostgesicht, wodurch, so schnell es wieder schwand,
Sein armes Herz sich sehr erleichtert fand.
Zuletzt, nachdem er bis zur Vesper gegenüber
Gestanden, unverwandt nach dem verbotnen Haus
Den trüben Blick gekehrt, geht endlich gar der Schieber
Des Fensters auf. Rosine schaut heraus,
Wird ihn gewahr — Unglücklicher, Elender!
So ist's denn auch für diese Nacht
Um deinen Schlaf geschehn? — und schiebt zehnmal behender
Das Fenster wieder zu, als sie es aufgemacht.
Er rennt in Wut davon, schwört, für sein ganzes Leben
Der Melusinenbrut den Scheidebrief zu geben.
„Seit Even," brummt er wie ein Bär
Den ganzen Weg nach Hause vor sich her,
„Sind sie für uns die Wurzel alles Bösen!
O! wäre nie ein Weib gewesen,
Wir lebten, frei vom Sündenjoch,
Wie Kinder allesamt in Edens Garten noch!"
Die ganze lange Nacht vergeht ihm unter Schwüren,
Dem undankbaren Ding zu lieb',

1873. Der Melusinenbrut, den Frauen.

Nicht einen Schritt mehr zu verlieren;
Und wenn er was der Zorn ihm eingab, niederschrieb,
Es wär' ein feines Werk, um an die Zungensünden
Von Juvenal und Pop' es hinten anzubinden.
  Allein kaum ruft der frühe Glockenlaut
Das Christenvolk Palerms im Sonntagsstaate
Aus allen Ecken ins Rorate,
So wird's ihm schon zu eng in seiner Haut.
Er hielt's euch länger nicht um tausend Rosenobel
Im Bette aus. In einem Nu
Ist er gekämmt, beschuht, wirft seinen Zobel
Sich um, und frisch Sankt Peters Kirche zu!
Sie war bereits von tausend Kerzen helle,
Und in noch weniger als drei
Minuten war nicht eine lichte Stelle
Im Schiff, im Chor und in der Sakristei
Von Sinibalds weit offnen Augen frei.
Um jede dämmernde Kapelle
Schleicht er herum, und wo zu einem Beialtar
Das Volk sich drängt. Doch was er suchte, war
Nicht hier. — „Sie wird bei Sankt Kathrinen
Zu finden sein!" Er kommt, er sucht — auch hier
Ist, leider, wenigstens von ihr,
Nach der so bang ihm ist, kein Ablaß zu verdienen!
  Sie hatte, wie es scheint, auf diesen Sturm gezählt
Und, unbefleckt von seinem Blick zu bleiben,
Das fernste Klösterlein zur Andacht sich erwählt;
Doch freilich war's nicht schwer, auch dort sie aufzutreiben.
Genug, er sucht so lang' vergebens, bis er sie
Da findet, wo sie ist. Auf einmal, wie
Aus freier Luft herab, fällt der vermeinte Guido
In einem Betstuhl ihr vorüber auf die Knie';
Und unverzüglich läßt der hinkende Cupido
Aus seinen Augen, Strahl auf Strahl,
Der Liebe ganzes Arsenal
Wie Elliots Feuerkugeln spielen;

1885. Juvenal und Pope waren satirische Dichter. — 1890. tausend Rosenobel sind 6500 Reichsthaler. — 1917. Elliot. Gemeint ist aus dieser schottischen Familie George August, geb. 1718, der 1733 beim Ingenieurkorps in Dienst trat, seit 1775 Gouverneur von Gibraltar war und 1782 (zwei Jahre vor Abfassung von Clelia und Sinibald) „den

Nur zünden sie wie Elliots Kugeln nicht,
Und ihr wird nichts davon zu sehen noch zu fühlen.
Ein Muttergottesbild, worauf ihr schön Gesicht
In frommer Andacht ruht, scheint selbst für sie zu streiten
Und bloß zu ihrem Schutz den Mantel auszuspreiten.
Er mag sich noch so sehr bemühn,
Durch Blicke, Seufzer und Gebärden
Von dem Madonnenbild ihr Aug' auf ihn zu ziehn,
Er scheint gar nicht von ihr bemerkt zu werden.
Erst nach dem Segen, da das Volk sich schnell verteilt,
Und jedermann mit roter Nasenspitze
Und blauen Lippen heimwärts eilt,
Zückt im Vorübergehn, gleich einem raschen Blitze,
Ein stolzer Augenstrahl auf ihn
(Ein Strahl, wie Miltons Seraphin
Auf die empörten Engel schießen)
Und wirft ihn schier zu Boden hin.

Das Wahre ist, er blieb auf seinen Füßen,
So stark der Schlag auch war, noch ziemlich aufrecht stehn:
Ihn deucht sogar der Zorn in ihren Augen schön;
Kurz, die seltsamste der Launen,
Wovon er nichts begreifen kann,
Erweckt ihm minder Schmerz als Wunder und Erstaunen,
Und reizt nur desto mehr ihn an,
Um endlich doch den Grund der Sache auszuspähen,
Ihr auf dem Fuße nachzugehen.

Sein Unstern will, daß schon beim vierten Schritt
Ein dunkler Körper, dick wie eine kleine Säule,
Ein wahres Mittelding von Kupplerin und Eule,
Auf einmal zwischen ihn und seine Sonne tritt.
Es war die Amme, die seit einer guten Weile
Die Augen nie von ihm verwandt.
Sie hatte ihn beim ersten Blick erkannt
Und alles wohl bemerkt, was vorgegangen,
Auch, als Rosine sich aus ihrem Kirchensitz
Erhob, die Hälfte von dem Blitz,
Den sie auf Sinibald geschossen, aufgefangen.

Angriff eines 30 000 Mann starken französisch-spanischen Heeres unter dem Herzog von Crillon zurückschlug, das von zehn schwimmenden Batterieen mit 400 Kanonen unterstützt war".

Doch wie sie ihn so übermütig sieht,
Dem Fräulein dennoch nachzugehen,
Da reißt ihr die Geduld, und ihre Nase glüht
Wie eines Truthahns Kamm. Er, der sie nie gesehen,
Kann, ob er's gleich bemerkt, doch nichts davon verstehen.
„Was," denkt er, „will denn die Zigeunerin,
Die ihren Schnabel so zum Ohr des Engels rücket
Und stets dabei den Hals, so viel ihr doppelt Kinn
Verstattet, rückwärts dreht und funkelnd nach mir blicket?
Das Weib hat wohl viel Gutes nicht im Sinn!"
  Sie nahten, während er dies denkt, sich einer Stelle,
Wo eine halb verfallene Kapelle
(Durch ein mit Spinneweb' umhangenes Fenster kaum
So viel erhellt, um — nichts darin zu sehen)
Frau Claren den bequemsten Raum
Zu bieten scheint, dem Herrn den Kopf zurecht zu drehen.
Sie läßt vom Fräulein ab und winkt
(Geheimnisvoll, wie Sinibalden dünkt)
Ihm mit der Hand, ihr nachzugehen.
  „Wie leicht man sich an jemand irren kann,
Zumal bei Licht!" denkt unser Biedermann;
„Dies läßt uns bessern Ausgang hoffen,
Als vor der Anschein war." — Er folgt getrost ihr nach;
Des Ortes Dunkelheit versprach
Viel Günstiges. Doch denket, wie betroffen
Mein Junker stand, da man, mit einer Pantomim',
Als wollte man ihm in die Haare fahren,
Ihn dergestalt begrüßt: „Verhaßtes Ungetüm,
Ich weiß nicht, was mich hält, die Augen dir zu sparen?
Wie? Du erfrechest dich, du falsche Kreatur,
Nach solcher That dem Fräulein noch dein Schlangen-
Gesicht zu zeigen, du? Nach einer That, die nur
Zu nennen mir vor Scham die Lippen und die Wangen
Zu Asche brennten!"
                    „Frau, mich soll der Antichrist
Verschlingen (ungekocht, wofern er hungrig ist),"
Spricht Sinibald, „wenn ich von dieser Keife
Und eurer Wut ein einz'gs Wort begreife."

1990. Keife, Schelte.

„O unverschämt! Denkst du, durch diese List
Zum zweitenmal uns in dein Garn zu locken?
Eh spännen wir beim trocknen Brot am Rocken,
Ich und mein Fräulein, uns die Finger wund und weh!
Da nimm dein Gold, den Sündenlohn, und geh
Zum Galgen, wo ich dich, will's Gott, noch hangen seh'!"
„Frau Jesabell," erwidert ihr der Ritter,
„Bei Sankt Georg, warum Ihr dies Gewitter
Mir auf den Nacken schickt, Ist zu erraten schwer.
Ich war ja stets mit herzlichem Vergnügen
Bereit und bin es noch und wünsche ja nichts mehr,
Als diesen Augenblick (holt nur den Pfarrer her!)
Dem holden Fräulein beizuliegen.
Was schmält Ihr denn? Ich hätte bessern Grund,
Mich über Euch recht bitter zu beklagen.
Mir einen Brief so heilig zuzusagen
(Wiewohl durch einen kleinern Mund,
Als Eurer ist) und bis auf diese Stund'
Ihn schuldig sein und mich wie einen armen Hund
In später Nacht auf offnen Gassen
Vor Eurer Thür vergebens wimmern lassen,
Ist, dächt' ich doch, nicht wohl an mir gethan?" —
„Wie?" schreit sie, „siehst du mich für eine Närrin an?
Was schwatzest du von Briefen und von Nächten
Und kleinem Mund? Entweder faselst du
Im Fieber oder füllst uns noch mit Spott dazu?
Das fehlte noch! — Allein was soll das Haberechten?
A dato an lass' uns der Herr in Ruh
Und trage seine böse Ware,
Sein Herz samt Zubehör und seine gelben Haare,
Wohin er will; nach dem, was jüngst geschehn,
Hat sich mein Fräulein hoch verschworen,
Nichts mehr von ihm zu hören noch zu sehn."
Mit diesem Kompliment läßt sie den Junker stehn
Und läuft davon, als brennten ihr die Ohren.
Der gute Sinibald greift an die seinen sich

1998. Frau Jesabell. Isabell, sprichwörtlich für eine widerspenstige Frau. Von der Isabell heißt es selbst in Grimms Volksmärchen: Miene Fru, dä Isebill, | Will nich sau, wie ick wol will. — 2019. A dato an, von jetzt an.

Und fragt sich ob er träume oder wache?
„Es waltet,“ denkt er, „sicherlich
Ein Mißverstand in dieser Sache.
‘Nach dem, was jüngst geschehn,’ spricht die Gevatterin
Und wirft mein Geld mir vor die Füße?
Zuletzt kommt gar heraus, daß ich bezaubert bin
Und hier für fremde Sünden büße.
Was soll denn jüngst geschehen sein?
Was kann geschehen sein, um ohne mein Verschulden
Dergleichen Unfug zu erdulden?
Je mehr ich's überleg', je minder seh' ich's ein.
Doch kann ich Clelien mich anzuhören zwingen,
So wird der Knoten wohl sich ohne Schnitt entschlingen.“
  Er läßt drei Tage lang kein Mittel unversucht;
Allein Frau CLAR' hält allzu gute Zucht,
Und Fenster, Thür und Thor ist alles so verriegelt,
Als wär's mit Salomons Petschierring zugesiegelt.
Verzweiflungsvoll, von Lieb' und Eifersucht,
Von Rache und Begier zu siegen
Gespornt (auch wohl aus Überdruß,
Mit einem leeren Bild, das weder Druck noch Kuß
Zurückgiebt, alle Nacht auf Kohlen dazuliegen),
Folgt er zuletzt dem Rat des schwarzen Genius
(Der Einfall war, wie man gestehen muß,
Asmodis wert), nun selbst der heiligen Kathrinen
Zur Mittlerin sich zu bedienen.
  Ein schlauer Kopf mit einer fert'gen Hand,
Ein Künstler (wer dafür ihn wollte gelten lassen),
Vielleicht ein Phidias, als noch, die Phidiassen
Zu schätzen, dann und wann sich ein Perikles fand,
Jetzt freilich nur der krumme Ralf genannt,
War zu Palerm vor kurzem angekommen.
Sein Handwerk war, zum Seelenheil der Frommen
Madonnen, oder was von Bildern dieser Art
Ihm etwa angefertigt ward,
Um sehr civilen Preis aus Pappe zu erschaffen.
Das beste war dabei die wenige Gefahr,

2056. Phidias, vgl. die Einleitung zu Aristipp. — 2057. Perikles: Wieland betont hier die zweite statt der ersten Silbe.

An seinen lieben Fraun sich etwa zu vergaffen,
Wie eher wohl der Fall bei neuern Meistern war;
Wofür ihm unsre Frau im Himmel lohnen wolle!
Genug, der gute krumme Ralf,
Dem (wie die Sage ging) Sankt Lukas, kraft der Rolle,
Die er als Künstler spielt, zuweilen pappen half,
Ralf übernahm's, um dreimal acht Zechinen
Ein lebensgroßes Bild der heiligen Kathrinen,
Mit einem Wachsgesicht, ein Krönchen auf dem Rand
Des Scheitelhaars, und Schwert und Palmen in der Hand,
Kurz, im Kostüm, — aus Pappe, Silberschaum
Und Knistergold gar stattlich zu staffieren.
Das Bild war hohl und hatte sattsam Raum,
Um einen Mann, der keinen Weberbaum
Zum Speere führt, bequem darin zu bergen.
Herr Sinibald, wiewohl an seinem Bau ihn kaum
Sankt Lorenz übertraf, war doch noch unter Zwergen
Ein langer Mann, und reicht der Jungfrau-Märtrerin
Auf gleichen Füßen kaum bis an ihr rundes Kinn;
Auch findet er in ihren breiten Hüften,
Von einem großen Wulst geschwellt
Und ringsum aufgeputzt ein ziemlich weites Feld
Nach Notdurft sich zu rühren und zu lüften.
Er trieb die Arbeit scharf, kam alle Tag und sah
Dem Fortgang zu und half zur Sache raten;
Und in acht Tagen stand das Kunstwerk fertig da.
  Die Kenner fanden es ganz ungemein geraten;
Man hatte zu Palerm so etwas nie gesehn;
„Nur schade," sagten sie, „es aus dem Lande gehn
Zu lassen;" denn ihm war, wie Meister Ralf berichtet,
Zu Rom im Lateran bereits ein Platz gemacht;
Ein Umstand, der den leisesten Verdacht
Von ferne schon im ersten Keim vernichtet.
  Des Bildes Ruf erfüllt die ganze Stadt,
Man singt davon auf Märkten und auf Brücken;
Man läuft hinzu, man gafft und wird's nicht satt;
Die Kinder trägt man hin, die Alten gehn an Krücken;

2071. dreimal acht Zechinen, über hundert Gulden. Die Zechinen waren ursprünglich eine venetianische Münze.

Und weil nicht jedes Zeit, zu ihm zu kommen, hat,
Ist Meister Ralf von freien Stücken
Erbötig, es dem Adel in der Stadt
Sogar umsonst ins Haus zu schicken.
Die Sache kommt, nachdem der erste Lärm
Vorüber war, zuletzt in ganz Palerm
Als eine Neuigkeit Rosinen auch zu Ohren.
Ihr Eifer für Sankt Thrinen ist bekannt;
Sie war zwar nicht nach ihr genannt,
Jedoch an ihrem Tag geboren
Und hatte bei der Firmlung schon,
Nächst Unsrer lieben Frau, zu ihrem Schutzpatron
Aus eigner Wahl und Neigung sie erkoren.
Wer hatte bei so viel Devotion
Ein nähers Recht als sie, die Heilige zu sehen?
Doch unter so viel Volks, so weit
Und in ein Haus wie Ralfs zu gehen,
Verwehrt ihr Stand und ihre Sittsamkeit.
Denkt, wie sie glücklich ist, noch selben Tags von Claren
Des Meisters Dienstgefälligkeit
Aus seinem Munde zu erfahren.
Die blinde Tante zwar erinnert viel dabei:
„Es fehl' an Platz, es mache nur Beschwerden,
Es könnte leicht was dran zerbrochen werden;"
Allein das goldne Wort, daß nichts zu zahlen sei,
Weiß alle Schwierigkeit zu heben;
Zumal Rosine sich recht gern verbindlich macht,
Auf alle Fälle über Nacht
In ihrem Schlafgemach der Heil'gen Platz zu geben.
Die Sache wird nun ohne Zeitverlust
Bestellt; die Stunde kommt, und ohne fremde Zeugen
Hilft der bestochne Ralf, des Handels mitbewußt
(Nachdem er eidlich sich zu einem ew'gen Schweigen
Verlobt, und Sinibald, daß seine Absicht rein,
Ja, selbst kanonisch sei, hinwieder ihm geschworen),
Dem jungen liebeskranken Thoren
In Sankt Kathrinens Bauch hinein.

2136. kanonisch, mit den Kirchengesetzen in Übereinstimmung.

Sie stand in einer Art von Blenden,
Mit Rauschgold ausgelegt (um einen Strahlenschein
Bei Kerzenlicht umher zu spenden),
Auf einem Fußgestell von hartem Holze fest;
Und wie die Dämmerung nichts mehr erkennen läßt,
So fassen sie mit vier Herkul'schen Händen
Andächtiglich zwei Sänftenträger auf
Und steuern nun in vollem Lauf
Mit ihr nach Dame Kunigunden,
Wo Röschen und Frau Clar' schon an der Thüre stunden.
Man trägt sie frisch die Wendeltrepp' hinauf
Und setzt sie ab in Fräuleins kleiner Kammer.
Dem Junker pocht's im Busen wie ein Hammer,
Da er zum erstenmal des Engels Stimme hört,
Die wie ein Silberglöckchen klinget;
Und daß er nicht heraus ihr in die Arme springet,
Ist, was mit Mühe kaum die Klugheit ihm verwehrt.
Das Fräulein labt mit kindisch reiner Freude.
Ihr kleines Herz an dieser Augenweide.
Frau Naseweis beguckt die Heil'ge um und an,
Und wundert sich, wie Menschenwitz aus Pappe
Ein solches Werk zustande bringen kann.
Die alte Tante selbst in ihrer Nebelkappe
Kriecht allgemach aus Neugier auch heran,
Mit ihrem einz'gen Aug' das Wunder anzuschielen
Und, aus Instinkt, doch nur ganz leise, zu befühlen.
Ihr Beispiel steckt bald auch die andern alle an;
Doch keine von den drei Marien wittert,
Wie Meister Ralf den heil'gen Leib gefüttert.
Und nun, nachdem sie noch zuguterletzt am Schrein
Der Unschuldskönigin drei Ave auf den Knieen
Gebetet, winkt das alte Mütterlein,
Ans Spinnrad sich mit ihr zurückzuziehen,
Und Sankt Kathrine bleibt bis Schlafenszeit allein.

Fünftes Buch.

Schon senkte sich der Schlaf aufs halbe Rund der Erden,
Die Wächter riefen zehn, und unserm jungen Herrn
Begannen allgemach die Zähne lang zu werden.
Fünf Stunden schon, gleich einem Mandelkern
In seiner Schal', in Pappe eingescheidet
Zu stecken, hätt' ihm schier das ganze Spiel verleidet;
Zumal, von langer Weil' erzeugt,
Manch Aber ihm nunmehr zu Kopfe steigt,
Wovon er sich im Feuer der Erfindung
Nichts träumen ließ. — Es war ein närr'scher Wahn,
Allein wer ist stets Herr der dunkelen Empfindung?
Ihn kommt ein heimlich Grauen an,
Die Heil'ge könnte leicht den Einfall übel nehmen.
Er mußte vor sich selbst sich seiner Schwäche schämen
Und hätte gerne sich darüber ausgelacht.
So eine Kinderei soll ihm die Nerven lähmen?
Und doch, sobald ein Brett im alten Hause kracht,
Ein Fenster klirrt, so fährt's ihm übern Rücken
Eiskalt hinab und macht ihm Magendrücken.
Allein wie jetzt von fern aus einem stillen Gang
Rosinens Silberton ihm in die Seele klang,
Ihr leichter Fuß mit jedem Schritt im Zimmer
Hörbarer wird, und nun, so wie die Thüre knarrt,
Durchs Dunkel des Gemachs der erste Lampenschimmer
Auf Sankt Kathrinen fällt, wie da zu Mut ihm ward,
Wie hoch sein Herz ihm schlug, und wie im süßen Schwindel
Sich sein Gehirn als wie um eine Spindel
Im Kreise schwang, sein Blut zu Schnee gerann,
Dann wieder, Blitz auf Blitz, der Feuergeist der Liebe
In raschen Wirbeln ihm durch alle Nerven rann:
Das mal' euch, wer es malen kann!
Ich rühre keinen Pinsel an,
Und wenn Sankt Lucas mir dazu die Farben riebe.
Es war ein Glück, daß dieser Drang und Sturm
Die Heilige nicht aus der Fassung brachte;

2177. in Pappe eingescheidet, in einem Futteral von Pappe.

Allein die stand so feste wie ein Turm;
Und wenn auch Sinibald sie etwas schwanken machte,
So wurde doch davon, weil ein geheimer Wurm
Des Fräuleins zartes Herz benagte,
Und gleich beim Eintritt Dame Clar'
Sich über Schläfrigkeit beklagte,
Von beiden keine was gewahr.
Ob (in Parenthesi zu sagen)
Der Schwarze, der hier in der Nähe war,
Zu Clarens Schlafsucht nicht ein wenig beigetragen,
Davon sagt die Legende nichts.
Hingegen ist gewiß, Rosinens Atmosphäre
Stieß immer ihn zurück; und an der stillen Zähre,
Die von den Lilien des lieblichsten Gesichts
Verstohlen schlich, den halb geschloßnen Blicken,
Den Seufzern, die in ihrer Brust ersticken,
Kurz, an dem leisen Gram der schweigenden Geduld
Hat Teufel-Amor keine Schuld,
So angenehm ihm auch die schöne Sünde wäre.
Zwar Liebe rinnt in ihrer stillen Zähre,
Und Liebe seufzt, sich selber kaum bewußt
(Ein neugebornes Kind), aus ihrer sanften Brust;
Doch könnte zum Besuch auf unsern Erdgefilden
Ein Engel selbst sich seine Luftgestalt
Aus keinem reinern Stoff als solchen Seufzern bilden.
Seit jener Nacht, die ihr mit schmerzlicher Gewalt
Des schönen Jünglings Bild aus offner Brust gerissen,
Seit jener Unglücksnacht, wo Guido (wie wir wissen)
Unwissend die Person des armen Sinibald
So schlecht gespielt, daß ihn der Amme Faust von dannen
Zu fliehen zwang, — war das geliebte Bild
Das ihr die Pflicht zu hassen, zu verbannen
Befiehlt, noch nie so anmutsvoll und mild
Ihr vorgeschwebt als jetzt. Denn, ach! mit ihm erschienen,
Bei jedem Blick auf Sankt Kathrinen
Erschienen sie, wie holde Schatten ihr
Die lieblichen Erinnerungen
Der Zeit, des Orts, des Augenblicks, die ihr
So unvergeßlich sind! — „Das Sanktus war gesungen;

Hier kniete ich — und er, am zweiten Pfeiler, hier! —
Warum, o Heil'ge, mußten wir
Vor deinem Bild, an deinem eignen Feste,
Recht wie in deinem Schutz, zum erstenmal uns sehn?
Warum erschien er mir gleich ersten Blicks der beste
Der Jünglinge, so edel und so schön,
Wenn's bloße Larve war, um mich zu hintergehn?
So war's ein Wink von dir, was mir das Herz so preßte?
Verzeih, o Schützerin, daß der Verführer dir
Mein Aug' entzog! Ich büße nun dafür.
Ich widerstand nicht, wie ich sollte;
Mein Herz verriet mich, ach; und du warst mir so nah!
Mein war die Schuld, daß ich den Wink nicht sah,
Den Warnungswink, der mich noch retten wollte.
Allein er schien mich auch so gut,
Beinah mit Andacht anzuschauen!
Sein Auge bat so schön! Ich hatte nicht den Mut,
Hielt's fast für Sünd', ihm mißzutrauen:
Und so betrog er mich!" — Hier hielt sie ein; der Schmerz
Zerriß der traurigen Gedanken zarte Kette.
Die schönen Augen niederwärts
Gesenkt, die Arme auf ihr Herz
Gefaltet, lehnte sie, im bloßen Nachtkorsette
Und Unterrock, die Haare aufgelöst,
Drei Finger breit vom Busen schier entblößt,
In dumpfem Gram an ihrem schmalen Bette.
Frau Clare schnarchte schon aus einem Kabinette,
Wovon die Thür in Fräuleins Schlafgemach
Halb offen stand; die Lampe brannte schwach,
Und Röschen, als sie sich vor aller List des Bösen
Noch mit dem Engelsgruß nach christlichem Gebrauch
Verwahrt, fing eben an, ihr Knieband aufzulösen,
Als eine sanfte Stimm' aus Sankt Kathrinens Bauch
Zu der Erstaunten und Erschrocknen
Herübertönt: „Erschrick, o Holde, nicht!
Sei gutes Muts, laß deine Thränen trocknen!
Des Herzens süßen Hang macht dir mein Schutz zu Pflicht,
Ich komme, deinen Gram zu enden.
Empfange den, der mehr als seiner Augen Licht

Dich liebt, aus einer Freundin Händen,
Die, was sie anfing, zu vollenden
Dir durch dies Wunderwerk verspricht."
   Kaum war das letzte Wort gesprochen,
So schiebt sich schnell ein Blatt vom Silberstück,
Womit die Heilige bekleistert war, zurück,
Und sieh! ein junger Herr kommt euch hervorgekrochen,
Der einem wahren Sankt Baptist
In Röschens Augen ähnlich ist.
„Marie und Joseph!" ruft mit Schrecken,
Indem sie ihn erkennt (wiewohl vor Schrecken nur
Mit schwachem Laut), die holde Kreatur
(Der halbe Joseph bleibt ihr in der Kehle stecken)
Und blickt — wohin sich zu verstecken? —
In schöner Angst umher. Allein der Jüngling liegt
Ihr schon zu Fuß, zwar flehend, doch die kecken
Kraftvollen Arme dicht um ihre Knie' geschmiegt.
   Das nötigste (so lehrt sie trotz dem Schrecken
Der Engel Scham, der immer in Gefahr
Der Mädchen Schutzgeist ist) war, eine von den Decken
Des Bettes herzuziehn und, was ihr wallend Haar
Kaum halb verbarg, eilfertig zu bedecken.
Und nun erst trat der Zweifel ein,
Ob nicht die Amme aufzuwecken
Vonnöten sei? sogar durch lautes Schrei'n,
Wofern der junge Mensch sie länger halten wollte.
Ihr raunte was ins Ohr, sie sollte;
Allein ich weiß nicht was in ihrer Brust sprach Nein!
Der Jüngling bat so ehrerbietig,
So wehmutsvoll, nur einen Augenblick
Ihn anzuhören — „all sein Glück,
Sein Leben hange dran" — und, ach! ihr Herz war gütig!
Zwar sie erlaubte nichts, allein sie blieb zurück
Und unterließ, zu schrein. Ihr deucht' es edelmütig,
Und ihre Sicherheit verlor ja nichts dabei.
Gesetzt, es fände sich, daß er's nicht würdig sei,

2293. Baptist, baptiste (βαπτιστής), der Täufer. — 2295. Marie und Joseph. Auch Bürger läßt den Hans Bendix zum Abt sagen: „Maria und Joseph, wie hotzelt Ihr ein!" Der Ausruf lautet auch „Jesses, Maria, Josef".

So war's noch immer Zeit zum Schreien.
Jetzt sprach ihr Herz zu laut dafür,
Dem, was er sagen kann, ein ruhig Ohr zu leihen.
Sein Blick, sein Ton reizt ihre Neubegier:
„Wie? sollt' es möglich sein," denkt sie, „die Ungebühr
Im Gartensaal ihm jemals zu verzeihen?"
Asmodi, der drei Schritte weit von ihr
(Denn näher war er ihr bisher noch nie gekommen)
Als Flieg' auf einem Weihbrunnkessel saß,
Jedoch als Geist in ihren Augen las,
Hofft nach dem Schluß, den sie genommen,
Nun für gewiß, bald näher ihr zu kommen.
„Wie?" spricht er zu sich selbst und jauchzt beinah zu laut,
„Man wirft, den jungen Herrn bequemer zu verhören,
Den Pelzrock um? setzt sich, wo nicht vertraut,
Doch traulich an den Rand vom Bette?
Ihm weiset man so nah den kleinen Schemel an?
Ha, Mädchen, hab' ich dich? Ich wette,
Noch eh der Hahn kräht, ist's — um deinen Stolz gethan.
Wie sollt' auch seinem schönen Flehen,
Zumal er, wie du hörst, die Unschuld selber ist,
Ein sanftes, offnes Herz, so rein von aller List,
So ganz Natur, wie deines, widerstehen? —
Nur nicht zu hastig, Herr! Gieb ihrem Köpfchen Frist,
Die Sache klärlich einzusehen!
Schon fängt sie an, daß du der Mann nicht bist,
Auf den sie zürnt, sich selber zu gestehen —
Gut, junger Herr! es wird auf diesem Wege gehen!
Ich merke wohl, daß ihr die Schliche wißt.
Sie fühlt schon, daß sie euch noch Schmerzgeld schuldig ist.
Nur laßt das Eisen nicht verglühen!
Wie sanft ihr Auge schmilzt! — Nur keck die Hand geküßt!
Man wagt es nicht, sie wegzuziehen.
Laßt mir das Pfötchen ja nicht mehr aus eurer Hand!
Sehr ehrerbietig! gut! der Junge hat Verstand!
Wie kurz ihr Atem wird! wie ihre Wangen glühen!
Wie große Perlen ihr in beiden Augen stehn!
Nun frisch aus allen Batterien!
In fünf Minuten muß die weiße Fahne wehn!"

Indem auf seines Weihbrunnkessels Rande
In fliegenähnlichem Gewande,
Die Nase in der Luft, vielleicht zu früh entzückt,
Nach der Belagerung mit schadenfrohem Auge
Der böse Feind hinüberblickt,
Wird er, ich weiß nicht wie, dem Gleichgewicht entrückt,
Glitscht ab und stürzt in die geweihte Lauge,
Ein Element, das Vögeln seiner Art
Verhaßter ist als Sodoms Schwefelflammen.
Schnell wie vom Blitz sind Flügel, Haar und Bart
Ihm weggesengt; er krümmt erbärmlich sich zusammen
Und heult (wiewohl von Geistern nur gehört)
Vor wildem Schmerz so ungeheurer Weise,
Daß es in Dantes neuntem Kreise
Den Teufeln in die Zähne fährt.
Indes daß alles dies im Geisterreich geschiehet,
Und, in die eigne Mißgestalt
Zurückgeschnellt durch mystische Gewalt,
Der schwarze Liebesgott, so übel abgebrühet,
In großer Angst durchs Schlüsselloch entfliehet,
Geht bei den Liebenden an Bord
Des Bettes das Gespräch mit vielem Eifer fort.
Doch freilich (um uns an Rosinen
Nicht zu versünd'gen) darf Asmodis Kommentar
Uns keineswegs zum Texte dienen,
So scharf auch sonst sein Blick in solchen Sachen war;
Das heißt, in Sachen seiner Phrynen
Und Fulvien und Agrippinen
Und Messalinen und Faustinen
Und Isabeaus und Jaquelinen
Und hundert schöner Melusinen
Von diesem und modernerm Schlag,
Die euch der Reimgeist nennen mag,
Da sah er scharf. Allein von ihnen
Und ihresgleichen auf Rosinen

2387. Phrynen, Buhlerinnen. Φρύνη, eine schöne und reiche Buhlerin zu Athen, korrumpierte selbst die Richter. Römische Buhlerinnen und Kupplerinnen namens Phryne oder Phryna erwähnen Horaz und Properz. — 2388. Fulvia, Gemahlin des Triumvirn Antonius. — Agrippinen, bezieht sich auf eine Gemahlin des Kaisers Claudius. — 2389. Messalinen, bezieht sich gleichfalls auf eine Gemahlin des Kaisers Claudius.

So rasch zu schließen, wie er that,
Gab hier ein falsches Resultat.
Mit Einem Wort: wie schöne Seelen lieben,
War immer ein Geheimnis ihm geblieben,
So lang' er auch den Amor schon gespielt.
Der Thor vermengte stets Gefühle mit Grimassen.
Rosinens Stärke wächst (kann dies ein Teufel fassen?)
In gleichem Grad, je schwächer sie sich fühlt;
Nie konnte sie sich mehr auf sich verlassen,
Als da er sie für überwältigt hielt.
Der Punkt des Gartensaals war nun so weit im klaren,
Daß Sinibald und sie am Irrtum schuldlos waren,
Für den nun bloß der Zufall haften muß:
Ein junger Geck von freiem Lebenswandel,
Vermutlich dort herum in einem Liebeshandel
Befangen, fremd und noch zum Überfluß
Betrunken, hatte (wie es scheinet)
Die rechte Thür verfehlt und (weil von ungefähr
Sonst alles zutraf) da, wo er
Erwartet ward, zu sein vermeinet.
Der Zufall wurde nun vom Fräulein selbst belacht,
Und ihrem schönen Freund, was er in ihrer Meinung
Dadurch verlor, (wie billig) gut gemacht;
Allein die plötzliche Erscheinung
In ihrem Schlafgemach, und wie die heil'ge Frau
Sankt Käthe fähig war, — sie, die gewiß nicht lau
Im Punkt des Wohlstands ist — dazu sich zu bequemen,
Ihn unter ihren Rock zu nehmen,
Schien noch ein Umstand, der genau
Zu untersuchen sei. Die unverhoffte Frage
Warf den verliebten Herrn in eine schlimme Lage;
Und wirklich stand er bei sich an,
Ob nicht das Beste sei, das Wunder zu behaupten?
Ein Wunder war zu jener Zeit so plan,
Als gute Leute noch so gerne Wunder glaubten!
Die Heil'ge hatte wohl noch größere gethan!
Jedoch auf einen Blick in seines Fräuleins Auge
Fühlt er sogleich, daß dieser Kniff nichts tauge.
Das holde Kind sieht ihm so redlich ins Gesicht,

Daß er um eine Welt sie nicht
Zum zweitenmal betrügen könnte.
Kurz, er gesteht die List, wozu der Liebe Macht,
Die Not und die Verzweiflung ihn gebracht;
Doch ruft er alle Elemente
Zu Rächern auf, wofern sein Haß dabei
An etwas sonst gedacht, als sie zu unterrichten,
Wie schuldlos er an ihrem Zorne sei,
Und ihr, in Gegenwart der Heil'gen, seine Treu'
Mit Mund und Hand auf ewig zu verpflichten.
Dies alles trug der Mann so überzeugend vor,
Daß Röschen allen Mut verlor,
Die That der Strenge nach zu richten.
Was Liebe fehlt, verzeiht die Liebe gern.
Und doch vermag sie ohne Beben
Ihr Angesicht nicht mehr zur Heil'gen zu erheben,
Sie glaubt, sie seh' in ihrem Augenstern
Was Drohendes, wie Feuerflamme, schweben.
Die Lampe freilich warf nur einen düstern Schein,
Auch mischte sich ein bißchen Mond darein,
Gerade nur so viel, mit täuschenden Reflexen
Des Fräuleins Furcht noch stärker zu behexen.
Vielleicht zu ihrem Glück! Denn unser Seladon
Begann in Worten und Gebärden
Eindringlicher und nach dem Minnelohn
Zusehends lüsterner zu werden;
Zumal sie unbesorgt die Hand ihm überließ
Und durch den sanftsten Blick ihn kühner werden hieß;
So deutet's wenigstens der junge Geck zum Bösen;
Denn sie, die lebenslang, anstatt im Amadis
(Der unsre heutigen Agnesen
Gelehrter macht), im Psalter nur gelesen,
Sie wußte freilich nicht, wie viel ein junger Mann,
Der ihr zu Füßen lag, durch solchen Blick gewann.
Ihr war der Mann im Mond kein unbekannter Wesen;
Und was bei Guten oder Bösen
Ein frommes Mädchen wagen kann,

2457. Seladon, ein schmachtender Liebhaber im Roman Astrée.

Wiewohl sie oft darum die Stirne sich gerieben,
War stets ein Rätsel ihr geblieben.
Auch dachte sie, indem ihr Blick so gut
Und liebevoll auf Sinibalden ruht,
An keinen Mann; er wird in ihrem Wahn zum Engel
(Ihm fehlte nur ein hübsches Flügelpaar),
So ähnlich deucht er ihr in seinem gelben Haar
Dem Engel Gabriel mit seinem Lilienstengel,
Der auf Sankt Peters Hochaltar
In einem großen Bild schon lang' ihr Liebling war.
So schön getäuscht (zumal durch eine Fensterscheibe
Das Mondlicht ihm just auf die Stirne fiel),
Wie hätte sie gemerkt, daß Fee Mab ihr Spiel
Mit ihren frommen Augen treibe?
Der Himmel weiß, wie weit bei diesem Truggefühl
Rosinens Phantasie vielleicht gegangen wäre,
Kam ihr Asmodi nicht zur Unzeit in die Quere
Und brach aus Ungeduld den zarten Faden ab,
Den die Natur, falls er ihr Freiheit gab,
Ganz leise fortgesponnen hätte.
Er lag schon eine Weil' in Clarens Kabinette
Im Hinterhalt; und da sein junger Freund
Zu viele Zeit ihm zu verzaudern scheint,
Verwandelt er sich stracks in eine kleine Motte
Und schwebt hinzu und flüstert ihm ins Ohr:
„Wozu dies Zaudern, junger Thor?
Die Nacht entschlüpft, und du wirst einem Kind zu Spotte.
Laß zwischen Ja und Nein ihr länger keine Wahl
Und sprich und thu' als wirklicher Gemahl!
Frau Sankt Kathrine ist sechs Zeugen gleich zu schätzen
Und kann zur Not den Pfarrer selbst ersetzen.
Verlangst du sie um einen leichtern Preis?
Schwör', ihr Gemahl zu sein — und sei's!"
Herr Sinibald befolgt mit Lust und Feuer
Den wohlgemeinten Rat, doch mit so schlauer Kunst
Zugleich, daß jede kleine Gunst,
Die er allmählich raubt, vom faltenreichen Schleier

2484. Fee Mab. „Man kennt diese Fée aus Shakespeares Romeo und Juliette." W. Der Dichter will hier, daß man Fee zweisilbig liest (Feeë).

Des Wohlstands dem Gefühl der zarten Scham versteckt,
Sie eher vollends noch einschläfert als erweckt.
Allein (worin der dumme Hinketeufel
Sich selbst und ihn betrog) das ernste Wort Gemahl
Schreckt plötzlich wie ein Donnerstrahl
Sie aus der Sicherheit und stöbert alle Zweifel
In ihrem Busen auf, die kaum das Opiat
Der Liebesphantasie betäubte.
Das bloße Wort Gemahl zerstäubte
Den ganzen Zauberdunst. Ein Priester im Ornat,
Mit zwei Diakonen zur Seiten,
Erschien, wie ihr das Wort ans Trommelhäutchen schlug,
Mit Kerzen, Sang und Klang und einem langen Zug
Von schönen Trauungsfei'rlichkeiten
Vor ihrer Stirn, und ohne alles dies
War ihr das Wort ein wahres Ärgernis.
Sie ist bereit, ihr Herz ihm aufzuheben.
So lang' er will, und gleich vom Augenblick
Der Trauung soll ihr ganzes Glück
Darin bestehn, für ihn zu sterben und zu leben;
Allein nur einen Kuß ihm auf den Kauf zu geben,
Ist, was kein Flehn, kein Schmeicheln und kein Dräun
Von ihr erhalten kann. Sie bleibt auf ihrem Nein;
Nichts macht den kleinen Trotzkopf wanken.
  Gehemmte Liebesglut wird endlich Raserei.
Der Jüngling, wie er sieht, daß sonst kein Mittel sei
(Vermutlich that der Feind das Seine auch dabei),
Bricht in verliebter Wut zuletzt durch alle Schranken.
Erhitzter schießt von einer Alpenhöh
Kein Adler auf ein zitternd Reh,
Als er an ihren Hals. Allein das Unterfangen
Schlug zu Roszmens Ehre aus.
Die Heldin zog sich unverletzt heraus,
Und der Besiegte muß, nach einem stundenlangen
Reuvollen Flehn auf seinen Knie'n,
Mit wohl zerzaustem Haar und aufgekratzten Wangen,
Noch große Reverenzen ziehn,
Für seine Missethat nur Ablaß zu erlangen.
  Ein guter Teil der Nacht war unterdes vergangen;

Die Siegerin, vom ungewohnten Streit
Entgeistert, kann vor Müdigkeit
Des Schlafs sich länger nicht erwehren.
Auch kam ein neugefallner Schnee,
Die Kälte, die bisher noch leidlich war, zu mehren.
Allein wohin indes mit ihrem Cicisbe?
So viel sie Ursach hat, so kann sie doch sein Weh
Durch Grausamkeit nicht noch erschweren.
Ihm wird demnach ein alter Kanapee,
Mit dem Beding, den Rücken ihr zu kehren,
Zum Lager eingeräumt; doch muß er heilig schwören,
Stumm wie im Grab zu sein, sich nicht herumzudrehn,
Nicht laut zu seufzen, noch viel minder aufzustehn,
Kurz, ihren Schlaf auf keine Art zu stören.
Der arme Junker schwört's, bei Strafe, jede Schuld
Mit ihrem Haß auf ewig zu entgelten;
Drauf deckt das fromme Kind (aus angeborner Huld
Besorgt, er möchte sich verkälten)
Mit ihrem langen Pelz ihn eigenhändig zu,
Bleibt dann, schon im Begriff, zu gehen,
Halb abgewandt noch drei Sekunden stehen
Und nickt ihm eine sanfte Ruh.
Mit leichter Brust und fröhlichem Gewissen
Schmiegt sie im Röckchen nun sich in ihr Bett hinein,
Legt, sanft beglänzt vom schwachen Mondesschein,
Ihr Engelsköpfchen auf ihr Kissen,
Empfiehlt sich Unsrer Frau und schlummert ruhig ein.

Sechstes Buch.

Indes mit deckenden, schneeweißen Schwanenflügeln
Ein goldner Engel Platz zu Röschens Häupten nimmt,
Liegt, in ein griechisch S gekrümmt,
Herr Sinibald (bei dem mit Kantharidenflügeln

2553. Cicisbe, hier bloß Liebhaber. — 2556. ein alter Kanapee. Wieland schreibt Kanapê. Man sagt jetzt das Kanapee. — 2565. verkälten. Man sagt jetzt „erkälten“, dafür aber in Östreich und Schlesien „verkühlen“. — 2578. mit Kantharidenflügeln, in Gestalt einer Fliege. Cantharis (κανθαρίς) heißt die spanische Fliege.

Der schwarze Geist ein ander Plätzchen nimmt)
Auf seinem Sopha wie auf Igeln.
Zwar, außer daß ihm dann und wann
Ein schwerer Seufzer unwillkürlich
Entfährt, verhält er sich im Anfang so manierlich,
Daß ein gewickelt Kind nicht stiller liegen kann;
Nur Schlafen war — für einen jungen Mann
In seiner Lage — nicht natürlich;
Zur Abstinenz so wenig vorgeübt
Und, ach! so nah bei allem, was er liebt,
Daß ihre Decke, auch vom leisesten Bewegen,
Nicht eines Daumens breit sich ungehört verschiebt —
Ein Toter hätte kaum, so nahe, still gelegen!
Und gleichwohl hielt fast über sein Vermögen
Der arme Schelm wohl eine Stunde lang
Die Buße auf, die ihm das Fräulein aufzulegen
Für nötig hielt, den peinlich strengen Zwang,
In gleicher Positur, die Nasenspitze gegen
Die Rückenwand des Kanapees gekehrt,
Mit Brust und Knie zusammen sich zu schmiegen
Und, von Begierden aufgezehrt,
So still wie eine Maus zu liegen.
  Asmodi, der aus Neugier sehen will,
Wie lang er's treiben wird, hält ebenfalls sich still.
Kaum aber hat die Glocke zwei geschlagen,
So reißt dem jungen Herrn der Faden der Geduld:
Und sollt' er mehr als ihre Rache wagen,
Die Straf' ist offenbar zu grausam für die Schuld!
Er wendet (ängstlicher, als hielt' er sich von Glase)
Sich um, so daß er nun der Wand den Rücken kehrt,
Reckt sein gespitztes Ohr und hebt die luft'ge Nase;
Und wie er sie ganz ruhig atmen hört,
Schiebt er von seiner Lagerstätte
Behutsam sich herab und schleicht,
Als ob er Blei an wollnen Füßen hätte,
Allmählich sich bis an Rosinens Bette.
Zu ihrer beider Glück vielleicht

2587. Abstinenz, Enthaltsamkeit.

Knarrt eine Diel', auf die er eben,
Um desto sicherer den rechten Fuß zu heben,
Den linken aufgedrückt, noch eh er einen Blick
Auf sie gewagt. Ein plötzlich Erdenbeben
Hätt' ihn kaum mehr erschreckt. Er fährt bestürzt zurück,
Und mit zwei weit gereckten Schritten
(Eh eine Hand sich wenden mag)
Liegt er auch wieder schnarchend mitten
Auf seinem Kanapee, just wie er anfangs lag.
Nach einer Weile lauscht er wieder;
Und da sie ungefähr im Schlafe von der Wand
Sich vorwärts kehrt, sinkt ihre linke Hand
Vom Haupt, auf dem sie lag, am Seitenbrette nieder.
Sogleich fängt seine Nachtmusik
Von vornen an; doch da er nichts mehr höret,
Und, wie es scheint, nichts ihren Schlummer störet,
Zudem der Mond den letzten Abschiedsblick
Auf Röschens Lager wirft — läßt ihn die Kantharide
Asmodi eher nicht mit Friede,
Bis er, von blindem Drang gepreßt,
Den Kanapee zum zweitenmal verläßt.
Er schlich heran und sieht — (so blieb in seinem Leben
Ihm nie der Atem aus, so schlug das Herz ihm nie!)
Und sieht — ein Stück von einem schönern Knie,
Als einer Magdalen' ein Maler je gegeben,
In holder Rundung sanft sich aus der Decke heben.
Rosine schlummert fort. Der Jüngling steht entzückt
Und blickt und fühlt (schon schoß Asmodi wieder neben
Sein Ziel) und fühlt, indem er blickt und blickt,
So rein, als ob er nichts als Auge sei, wie göttlich
Das Schöne ist. Ihm wird ganz wunderbar
Dabei zu Mut; allein das Aug' ist unersättlich,
Sagt Salomon; und kurz, da sie so ruhig war,
Fühlt' er zuletzt sich ein Verlangen regen,
Auf diesen reizenden Altar
Nur einen leisen Kuß zum Opfer hinzulegen.
Schon nähert sich dem zauberischen Rund
Mit zitternder Begier sein zugespitzter Mund,
Als, plötzlich aufgeschreckt, Rosine

Mit einem Schrei erwacht und ihn (der nicht entflieht,
Weil er zu Marmor wird) vor ihrem Bette sieht.
  Hier, Freunde, eh ich euch mit weitrer Nachricht diene,
Wird nötig sein, daß Muse Cölestine
(Uraniens Kammermagd) euch aus der andern Welt
Ein Wort ins Ohr zu flüstern sich erkühne.
Wir ließen's neulich zwar, zum Schein, dahingestellt,
Wie wenig oder viel die heilige Kathrine
Sich durch den Liebesdienst, den unsers Junkers Witz
Von ihr erschlich, beleidiget gefunden;
Allein die Wahrheit ist, er wurde hoch empfunden;
Und ihre Freundinnen, die Bärbchen, Rhadegunden
Und Urseln, die um ihren goldnen Sitz
(Als diese That erscholl) mit den Elftausend stunden,
Erklärten sämtlich sie für wahres Malefiz —
Doch halt! Verwegne, halt! eh dir Sankt Ernulfs Blitz
Die Zunge schlitzt! — Von überird'schen Dingen
Geziemt sich's nicht in diesem Ton zu singen!
Laß unenthüllt, was einem Schleier gleich
Die Lüfte, die den Erdenball umweben,
Dem gröbern Sinn entziehn — das unsichtbare Reich,
Worin (wiewohl ringsum von ihm umgeben)
Mit allem Blinzeln und Verdrehn
Kein irdisch Augenpaar je einen Stich gesehn;
Und kurz, begnüge dich, historisch uns zu sagen,
Was sich im Schlafgemach mit Röschen zugetragen.
  Nach einem Schlaf, so sanft, als insgeheim
Bei leichter Brust und unbeschwertem Magen
Der Frommen Schlummer ist, weckt sie (ich kann nicht sagen,
War's Täuschung oder nicht) wie eines Blitzes Schein.
Zum weiten Saal wird ihre kleine Zelle,
Und stufenweise wächst die ungewohnte Helle,
Mit einem Wohlgeruch, so unbeschreiblich fein
Und angenehm, daß Rosenöl wie ranzig
Dagegen roch. „Was wird hiervon das Ende sein?"
Denkt sie erstaunt. — Da treten vierundzwanzig

2658. Cölestine, die Himmlische. Urania bedeutet dasselbe. — 2668. mit den Elftausend, mit den elftausend tugendhaften Jungfrauen von Köln, über die Oskar Schade die Monographie Ursula schrieb.

Jungfrauen, Paar und Paar, in hohem Ernst herein,
Gekleidet allesamt in schleppende Talare
Von feiner Wolle, weiß wie Schnee im Sonnenschein;
Das reine Gold der ausgeflochtnen Haare
Wallt längs dem Rücken dicht hinab,
Und breite goldne Gürtel halten
Das himmelblaue Kleid, das ihren Leib umgab,
Dicht an der Brust in tausend engen Falten.
So gingen sie jungfräulich, Paar und Paar,
Mit Blumen um die Schläf' und Palmen
In ihrer Hand, und sangen hohe Psalmen,
So rein, so lieblich, voll und klar,
Daß Röschen außer sich vor Lieb' und Wonne war.
Und gleich dem vollen Mond, ging mitten in der Schar
Der empyreischen Vestalen
Ein königliches Weib in purpurnem Gewand,
Um ihre Stirn ein Kreis von Strahlen,
Ein Krönchen auf dem Haupt und in der rechten Hand
Ein bloßes Schwert, woran, wie funkelnde Rubinen,
Noch Blut in Tropfen glänzt. Sie ziehen längs der Wand
Im Saale hin, und wie sie bei Rosinen
Vorbei ziehn, wird der Chor der Jungfraun plötzlich stumm;
Sie stellen sich im Kreis um ihre Frau herum,
Und diese spricht mit Huld in Ton und Mienen:
„Du, die von zarter Kindheit an
Nie lässig war, was ich für dich gethan,
Durch Frömmigkeit und Unschuld zu verdienen,
Erkenn', o Tochter, Katharinen,
Die dich beschützt, in mir; und daß ich dir erschienen,
Sei dir ein Pfand der mütterlichen Huld.
Mit Schwachheit tragen gern die Himmlischen Geduld;
Nur gieb dich nie der bösen Lust gefangen
Und halte stets dich rein vom Gifte fremder Schuld!
Ein Mann (ihn nenne dir das Lodern deiner Wangen!)
Hat freventlich sich gegen uns vergangen.
Des Frevels bittre Frucht, Verderben, harrt auf ihn!
Doch ihn verleitete die List der Höllenschlangen,

2705. empyreische Vestalen, feurige Vestalinnen.

Und für ein reuig Herz ist Gnade zu erlangen;
Drum laß als Büßer stracks ihn aus Palerm entfliehn;
Denn ungebüßt wird Sünde nicht verziehn!"
  Sie sprach's, und schnell verschwand mit seinem Lichte
Und Wohlgeruch das himmlische Gesichte.
Erwachend, schaut durchs leere Schlafgemach
Den Fliehenden Rosine schaudernd nach,
Und statt der Heil'gen steht erschrocken
Und schamvoll, daß sie ihn so nah
An ihrem Bett ertappt, in seinen Cherubslocken
Der schöne Frevler vor ihr da.
  „Unglücklicher! Was suchst du?" ruft die Schöne,
„Was willst du? Schreckten dich vielleicht die Donnertöne
Der Heil'gen auch? 'Laß,' rief sie, 'stracks ihn fliehn;
Denn ungebüßt wird Sünde nicht verziehn!'"
  „Ich hörte dich im Schlafe plötzlich schreien,"
Spricht Sinibald, „und lief (selbst noch im Schlaf) herbei,
Zu sehn, was dir begegnet sei,
Um, thät' es not, dir meinen Arm zu leihen."
  „Du selbst," versetzt das fromme Mädchen, „du,
Seit Sankt-Kathrinentag der Würger meiner Ruh,
Bist einzig schuld an meinem Schrecken!
Hier, setze dich, ich will dir alles rein entdecken."
Und als sie ihm hierauf, daß nicht ein Titel fehlt,
Was ihr begegnet war, erzählt,
So fährt sie fort: „Der Not, worin wir beide schweben,
Uns zu entziehn, ist nur ein einz'ger Rat.
Hier, schwöre mir, dem allen nachzuleben,
Was mir zu Büßung deiner That
Die Heil'ge selbst vermutlich eingegeben.
Allein dies sag' ich dir, gleich mit dem ersten Licht
Geht deine Buße an, sowie du dieses Zimmer
Verlassen hast; und nun und nimmer,
Als wenn du sie vollbracht, sollst du mein Angesicht
In Liebe wiedersehn. Schwörst und erfüllst du nicht
Von Wort zu Wort, was du mir zugeschworen,
So hast du, glaube mir, auf ewig mich verloren!"
  Rosine sprach dies Wort mit solcher Energie,
Daß er (zumal so nah an ihrem Bette)

Ihr tropfenweis sein Blut verschworen hätte.
Er fiel auf seine beiden Knie'
Und schwor ihr (was es sei, und wer ihr's eingegeben)
Dem, was sie ihm befiehlt, getreulich nachzuleben.
„Wohlan," so fährt sie drauf in sanfterm Tone fort,
„Jenseits des Meeres, weit von diesem Ort,
Steigt aus Arabiens Wüsteneien,
In Wolken eingehüllt, die ew'gen Winter schneien,
In grauser Majestät der Sankt Kathrinenberg.
Man sagt, der Ätna selbst sei gegen ihn ein Zwerg.
Denn wenn sein Gipfel dir zum erstenmal erschienen,
Steigst du fünf Tage lang, und wenn der sechste graut,
Ist erst sein Fuß erreicht, auf dem die Himmelsbraut,
Sankt Helena, der heiligen Kathrinen
Vor grauer Zeit ein Gotteshaus erbaut.
Sobald du dein Gebet an diesem Ort verrichtet
Und allem dem genug gethan,
Wozu die heil'ge Kirch' uns Gläubige verpflichtet,
Trittst du, mit Gott! den steilen Bußweg an.
Mit manchen schweren Atemzügen
Steigst du in einem fort vier saurer Stunden lang
Und hast alsdann den Horeb erst erstiegen.
Ein kleines Kloster, zum Empfang
Der Pilgrime versehn, an dieses Berges Hang,
Gewähret allenfalls dir eine Lagerstelle.
Sodann beginnt dein letzter, schwerster Gang:
Nachdem du eine Stunde lang
Gestiegen, an der Rebhuhnsquelle
Ein wenig ausgeruht, dann wieder ohne Rast
Von Fels zu Felsen dich hinauf gewunden hast
(Sankt Raphael sei dein Geselle
Und bringe dich gesund dahin!),
Dann ist dein Ziel erreicht, die heilige Kapelle
Der sel'gen Jungfrau Märtrerin,

2773. Steigt aus Arabiens Wüsteneien. Wieland zeigt sich im folgenden ziemlich gut unterrichtet. Im südlichen Teile der Halbinsel Sinai oder des peträischen Arabiens liegt der Gebel-Musa oder Mosesberg. Er ist 8000 Fuß hoch. Nördlich grenzt an ihn ein niedriger Vorberg, welchen die Geographen jetzt meist Horeb nennen. Den Horeb nennt auch Wieland in Vers 2788. Südwestlich liegt daran dann der Katharinenberg, der noch 1000 Fuß höher als der Mosesberg ist. 527 wurde das Kloster Sinai gegründet, in welchem sich auch Reliquien der heiligen Katharina befinden.

Worin, sobald dein Knie die Schwelle
Berührt, ihr heil'ger Leib, dem Boden eingedrückt,
Des matten Pilgers Herz mit Himmelstrost erquickt.
Hier wirst du, deine Schuld zu büßen
(So ungern Fleisch und Blut sich auch dazu versteht),
In Fasten, Wachen und Gebet
Neun Tage lang verharren müssen.
So oft die Sonn' erwacht, so oft sie niedergeht,
Soll unter Geißeln dort dein Blut zum Opfer fließen!
Groß war die Schuld, hart muß die Buße sein.
Doch laß dich nichts von dieser Wallfahrt schrecken!
Dich wird die Heil'ge selbst mit ihrem Mantel decken
Und deinen Dornenweg mit Rosen oft bestreun."
Hier schwieg das schöne Kind. Der Jüngling, aus den Wolken
Herabgefallen, stumm und bleich,
Als hätt' ein Vampyr ihm die Adern ausgemolken,
Steht ganz vernichtet von dem Streich,
Den ihm die heilige Kathrine
Durch Röschens fromme Einfalt spielt.
Doch was zu thun? Des Fräuleins Ton und Miene
Bewies ihm, wie gewiß sie ihres Wahns sich hielt.
Nach ihrer ganzen Denkungsweise
Schien ihr, in seinem Fall, nichts simpler als die Reise
Zum Sankt Kathrinenberg. Es war der einz'ge Rat,
Der einz'ge Weg, von seiner Missethat
Sich zu entledigen; der Schatten eines Zweifels
War offenbar ein Werk des leid'gen Teufels.
„Gut!" ruft er endlich aus, „du bist Gebieterin,
Und ich dein Sklav; ich habe keinen Willen,
Als deinen Wunsch und selbst (verzeihe!) deine Grillen
Mit schweigendem Gehorsam zu erfüllen.
Doch, holde Herzenskönigin,
Versprichst auch du, falls ich so glücklich bin,
Von dieser Wallfahrt mit dem Leben
Zurückzukommen, mir dich selbst zum Lohn zu geben?"
Mit einem süßen Blick versetzt sie: „Mein Gebet
Soll, wie dein Engel, dich auf deinem Weg begleiten,

2216. Vampyre saugen das Blut aus.

Mir sagt mein Herz, daß alles glücklich geht;
Das andre wird der liebe Himmel leiten!
Kommst du zurück und bringst vom Erzmandrit
Des Klosters Brief und Siegel mit,
Daß du gebüßt, und hat die Heil'ge dir verziehen,
So wird" — hier hält sie ein, und ihre Wangen glühen,
Wie Rosen glühn im Abendrot.
„Doch," setzt sie gleich hinzu, „jetzt ist nur Eines not!
Dich drückt Kathrinens Zorn; ihr Auge blitzt, es droht
Ihr funkelnd Schwert; sie heißt dich eilends fliehen.
So fliehe denn, gehorch dem furchtbaren Gebot;
Denn ungebüßt wird Sünde nicht verziehen!"
War jemals wohl ein Glied der werten Christenheit
Mehr um Geduld als Sinibald verlegen?
Er hätte rasend werden mögen!
Allein was half's? Und welche Möglichkeit,
Dem holden Engel zu Gefallen
Nicht, wenn sie will, noch siebenmal so weit
Als zum Kathrinenberg zu wallen?
Zwar sträubt er sich wie ein gefangner Aal,
Häuft Wenn und Aber ohne Zahl
Und hat (so kann der Böse uns verblenden!)
Selbst gegen ihren Traum verschiednes einzuwenden:
„Es sei ein Traum, kein wirkliches Gesicht,
Und daß sie alles das re vera so gesehen,
Werd' ihr so leicht kein Doktor eingestehen."
Allein Rosine, treu der echten Glaubenspflicht,
Steckt, nicht zu hören, was er spricht,
Sich beide Daumen in die Ohren,
Und immer ist ihr Schlußwort: „Hältst du nicht
Buchstäblich, was du mir geschworen,
Versöhnst die Heil'ge nicht, so hast du mich verloren."
Gehorsam und Geduld war hier der einz'ge Rat.
„Es ist doch hart, für eine Übelthat
Zu leiden," murmelt er, „wovon man nichts genossen!"
Indessen war die Nacht beinahe ganz verflossen.
Der Augenblick des bangen Abschieds naht.

2838. Mir sagt mein Herz, vgl. die Stelle im Oberon, die ebenso anfängt. — 2862. re vera, in Wirklichkeit.

Ein einz'ger Kuß, um den er sehnlich bat,
Wird ihm, zum Labsal auf die lange
Dornvolle Pilgrimschaft, wiewohl nur auf die Wange,
Mit vieler Schwierigkeit erlaubt.
Wer hätte sich nicht auch von allem fernern Zwange
Durch solche Strenge quitt geglaubt
Und, was die Geizige nicht geben will — geraubt?
Und grinsten gleich mit klappernden Gerippen
Ihn zwanzig Tode an, er schraubt
Mit beiden Armen sich, trotz ihren blanken Hippen,
Um Röschens Leib, drückt sie mit festem Schluß
An seine Brust und saugt den längsten Kuß,
Den Sehnsucht je geküßt, aus ihren warmen Lippen.
Das überraschte Kind erduldet, was sie muß,
Und wird (wiewohl ihr jüngferlich Gewissen
Sie nicht verdammen kann) den unvergeßbarn Kuß
Auf ihrem Pfühl noch lange büßen müssen!
  Natürlich kann, bei allem Widerstand
Des Fräuleins, SINIBALD, der hier sich wohl befand,
Zum Abschied weniger als jemals sich entschließen.
Es schien sogar ihr halb versöhnter Blick
Für einen zweiten Kuß, ja selbst für ein Verbrechen
Von größrer Tax', ihm Ablaß zu versprechen.
Allein, Gott Lob! — zu gutem Glück
Kräht diesen Augenblick Frau CLAR' im Kabinette
Den Tag durch Husten an. Mein Junker, gleich als hätte
Sie ihn bereits beim Schopf, flieht von ROSINENS Bette,
Kriecht eilends in Sankt Thrinens Wulst zurück
Und wird, sobald die frühe Mette
Geläutet ist, noch zwischen Tag und Nacht,
Zu unaussprechlichem Behagen
Des Fräuleins, ebenso, wie man ihn hergebracht
Und ohne mindesten Verdacht,
Zu Meister RALF zurückgetragen.

2882. Und grinsten gleich. Später änderte Wieland an dieser Stelle: Und grinste ihn mit klappernden Gerippen | Der ganze Totentanz Hans Holbeins an — er schraubt u. s. w.

Siebentes Buch.

Der launenvolle Gott (wenn anders nicht der Titel
Für ihn zu vornehm ist), der ohne Zweck und Mittel,
Von Vorbedacht und Regeln ungezwängt,
Sich unterm Mond so gern in alles mengt;
Der den Montgolfiers erfinden,
Dem Zeuxis malen half und Cäsarn überwinden;
Ein Kobold, der zu eurer Weisheit lacht
Und, eh ihr seine Hand im Spiel erblicket,
Euch bald den feinsten Plan verrücket,
Bald einen dummen Streich zum Wurf der Venus macht:
Mit Einem Wort, der Zufall, liebe Leser,
(Uns Reimern oft Apollos Amtsverweser)
Hat unverhofft euch einen Dienst gethan,
Wofür ihr euch bei ihm bedanken werdet;
Denn daß ihr gähnt und übel euch gebärdet,
Ist billig, ich gesteh's. Es fing so artig an,
Da habt ihr recht; allein es nimmt kein Ende!
„Von einer albernen Legende
Sechs Bücher, ohne daß der knotenvolle Plan
Um einen Daumen rückt!" — Gott gnad's dem Sakristan
Zu Sankt Kathrinen in Palermo, dessen Hände
Ein spannendickes Buch in rotem Korduan
Damit gefüllt! Wofern er's nicht als Buße
Und im Gehorsam that, so war er wohl bei Muße
Und rechnete auf Leser von Geduld;
Denn kurz, wenn dieses Werk sich nicht in eine Länge
Von vier Centurien Bojardischer Gesänge
Vor euern Augen dehnt, so ist's nicht seine Schuld.
Zu euerm Troste, lieben Leute,
Ward unser Manuskript in einem magern Jahr,
Wo andre Nahrung selten war,
Bedrängter Klosterratten Beute.
Zwei volle Drittel sind davon
Verzehrt, und selbst der Rest (den wir mit anderm alten
Verschimmelten Papier aus einer Auktion

2913. Montgolfiers, zwei Brüder, erfanden die Montgolfière, eine Art von Luftschiff, mit welchem 1783 der erste Versuch gemacht wurde. Vgl. die Anm. über Elliot.

Um wenig Paolis erhalten)
Ist größtenteils von Motten so benagt,
Daß nur ein Ödipus sich an die Rätsel wagt,
Die ihre Zähne übrig ließen.
Ein Glück, daß nebst dem Teil, womit das Werk beginnt,
Vier ganze Blätter, die es schließen,
Von seinem Genius uns noch erhalten sind;
So daß, mit einem Sprung von sechs bis sieben Jahren
(Dem Leser zweifelsfrei ein sehr willkommner Sprung!),
Wir gleichwohl die Entknotigung
Des frommen Mönchsromans erfahren.
Wir alle sind vermutlich im Besitz
Von so viel Dichtungskraft und Witz,
Als nötig ist, die Lücke auszufüllen.
Indes, um unsern guten Willen
Dem Leser (der sich gern die Müh erleichtern läßt)
Zu zeigen, wollen wir, was aus dem Überrest
Des Mottengastmahls noch sich wird enträtseln lassen,
Zu seinem Dienst hier kurz zusammenfassen.
Wie Clelia in einer düstern Nacht
Aus ihres Vormunds Haus mit Guido, ihrem Helden,
Sich nach Salern zu Schiffe fortgemacht,
Ließ unser Autor euch im vierten Buche melden.
Erst da der Tag in die Kajüte fiel,
Entdeckte sich sein Glück (des Zufalls Spiel)
Dem jungen Herrn in seiner ganzen Schöne!
Und da er sich in seinem Leben nie
Für Tisch und Bett in seiner Phantasie
Was Reizenders geträumt als diese Dulcimene,
Die Amor unverhofft ihm in die Arme spielt,
Wer zweifelt noch, ob er sich glücklich hielt?
Er war's; und sie, wofern ich richtig wähne,
Sie war es wenigstens so sehr,
Vielleicht auch noch weit mehr als er.
Zwar sie muß wohl an dem, was andre Herzensdiebe
Ihr übrig ließen, sich begnügen, wenn sie kann;
Hingegen er war ihre erste Liebe:

2972. Dulcimene für Dulcinea.

Wer nun dabei im Grunde mehr gewann,
Das mag ein Liebeshof entscheiden!
Genug, es fehlt zum letzten Wunsche beiden
Nichts als ein heil'ger Mann, der bei geweihtem Licht
Die treuen Hände fügt und benedicat spricht;
Und dieser wird, bei stets gewognen Winden,
Noch bald genug sich zu Salerno finden.
Doch eitel ist der Menschen bestes Glück!
Ein Nordwind kam auf schnell empörten Wogen
Dem Wind von Süd zum Gegner angeflogen;
Sie faßten grimmig sich einander beim Genick;
Und hätte man nicht stracks die Segel eingezogen,
So war's mit einem Paar von unsern Helden aus,
So sank das Schiff mit Mann und Maus.
Drei Tage, die sechs langen Nächten glichen,
Trieb, trotz der angestrengten Müh
Des Rudervolks, der Sturm in ungewissen Strichen
Sie hin und her und warf am vierten früh,
Von Nässe, Frost und Angst schon halb verblichen,
Sie an den Strand von Tripoli.
Sie scheiterten; allein man fischte sie
Noch glücklich auf und brachte sie zum Leben.
Was weiter drauf mit ihnen sich begeben,
Ist aus der Handschrift, weil sie hier
Fast ganz zerfressen ist, nicht möglich zu erheben;
Und unsers Thuns ist nicht, euch Lügenwerk dafür,
Nach andrer Dichter Art, zu geben.
Doch soviel lässet sich aus manchem einzeln Wort,
Dergleichen hier und da wie Inseln einsam stehen,
Erraten: daß, getrennt an vorbesagtem Ort,
Die armen Liebenden hinfort
Mit keinem Auge sich sechs Jahre lang gesehen.
Sie mußten, scheint's, bald da, bald dort
In dieser Zwischenzeit, mit schweren Herzenswehen,
Manch Abenteuer untergehen
Und gaben endlich ganz die süße Hoffnung auf,
Das schönste noch dereinst zusammen zu bestehen.

3000. Tripoli, rings um die Küste der großen Syrte oder des Golfes von Sydra im nördlichen Afrika.

Inzwischen trug ein ungehemmter Lauf
Den schönen Sinibald, die Buße zu vollenden,
Die seines Liebchens Traum und frommer Eigensinn
Ihm auferlegt, nach Horebs Gipfeln hin.
Die Heilige, die ihn mit unsichtbaren Händen
Zu leiten würdigt, ließ nach einer langen Fahrt
Frisch und gesund ihn zu Kairo länden.
Hier ruht er aus, kauft sich nach Landesart
Ein höckrig Tier und gürtet nun die Lenden,
Um nach der Wüste Sin von Suez sich zu wenden.
Er zog mit großem Ungemach
Wohl neunzehn Tage lang, gelangt' erschöpft und schwach
Am zwanzigsten an Ort und Stelle,
Ruht bei den Mönchen aus, ersteigt die Rebhuhnsquelle,
Klimmt immer höher auf, von scharfer Luft gezwickt,
Und rutscht auf seinen Knie'n noch vollends zur Kapelle,
Umarmt mit einem Strom von Thränen an der Schwelle
Des heil'gen Leibes Bild, in harten Stein gedrückt,
Verharret, wie ihm von Rosinen
Geboten war, neun Tag' und Nächte hier
In Fasten und Gebet und geißelt, Sankt Kathrinen
Zu Ehren, ordentlich sich alle Tage zwier;
Je mehr er peitscht, je heißer vor Begier,
Den vollen Ablaß bald — an Röschen zu verdienen.
Vollendet war das strenge Bußwerk nun;
Doch Sinibald hat Lust, ein Übriges zu thun,
Und macht sich auf, Rosinen zu Gefallen
Noch nach Jerusalem zum heil'gen Grab zu wallen.
Das Ungemach der strengen Seelenkur,
Gehäuft mit aller Not der neuen Pilgrimsreise,
Wird seiner zärtlichen Natur
Zuletzt zu stark; und, kaum zu Salem angekommen,
Wirft ihn ein Fieber hin. Er wird ins Hospital
Von Sankt Johann als Pilger aufgenommen
Und bringt daselbst, bei schlechter Pfleg' und Ruh,
Ein halbes Jahr bis zur Genesung zu.
Nachdem er wieder aufgestanden,

3024. Kairo in Mittelägypten. — 3027. Suez in Unterägypten.

Treibt ihn ins Kreuz und in die Quer
Sein Schicksal in den Morgenlanden
Gleich einem Luftball hin und her.
Drei Jahre schmachtet er in Banden
Als eines Emirs Sklav', der ihn gefangen nahm.
Ein Tempelherr ward sein Befreier.
Mit diesem ritt er nun, zum Dank, auf Abenteuer,
Bis im Gefecht sein Freund ums Leben kam.
Es war im fünften Jahr, seit Sankt Kathrinens Rache
Ihn von Palermo weggebannt;
Und, daß ich's kurz mit seinen Thaten mache,
Das übrige — ist unbekannt.
  Wie aber ging's indes Rosinen, unsrer Lieben?
Der frommen Unschuld kann's nie gar zu übel gehn:
Sie pflegt im Glück sich nie zu sehr zu blähn,
Sich über nichts unmäßig zu betrüben.
Doch blieb des Jünglings Bild ihr tief ins Herz geschrieben,
Und kaum — sie konnt's aus ihrem Fenster sehn —
Sah sie von seinem Schiff die bunten Wimpel wehn,
So pocht ihr kleines Herz: „Ach, wär' er dageblieben!"
In Einfalt fromm, verdoppelt sie nunmehr
Die Andacht zu Kathrin' und Unsrer lieben Frauen
Und lebt in gänzlichem Vertrauen,
Für des Geliebten Wiederkehr
In Jahresfrist der Heiligen zu danken.
Sie bringt indes die lange Zwischenzeit
In stiller Abgeschiedenheit
Mit ihrer Nadel zu, pflegt liebreich ihrer kranken
Betagten Base Tag und Nacht,
Hilft Claren für die Wirtschaft sorgen,
Und, außer daß sie alle Morgen
Zur Messe geht, lebt kaum im tiefsten Schacht
Ein Bergmann mehr der Welt verborgen.
Ihr süßestes Geschäft ist eine Stickerei,
Ein reicher, buntgeblümter Schleier,
Der Heil'gen angelobt, wofern sie ihren Freier
Gesund, entsündigt und getreu
Ihr wiederbringt. Die schönsten Morgenstunden
Sind diesem guten Werk geweiht.

Kein Vogel wird des Schlafs so früh entbunden
Und wacht mit größrer Munterkeit
Zu Liebesspielen auf, als sie zu ihrem Rahmen;
Sie schonet ihrer besten Perlen nicht,
Und selbst ein goldnes Herz mit ihrer Mutter Namen
In Schmelz (so lieb ihr's war), muß, weil's an Gold gebricht,
Zum Juden gehn mit andern Siebensachen,
Um das Versprochne nur recht schön und reich zu machen.
Ein langes Jahr war nun vorbei,
Der schöne goldne Schleier fertig,
Rosinchen jeden Tag in stiller Träumerei
Des Wiederkommenden gewärtig,
Und, ach! kein Guido kam! — (Denn daß es Guido sei,
Dem sich ihr Herz verlobt, war ihr noch unbenommen.)
Jetzt wankt ihr Mut, und ihrer Nächte Ruh
Stört mancher bange Traum; doch spricht sie Trost sich zu.
„Er muß nun ganz gewiß im nächsten Monat kommen!
Ihn hielt ein Gegenwind vielleicht im Hafen auf;
Er fand nicht gleich ein Schiff, das in geradem Lauf
Palermo sucht'; auf einer solchen Reise
Hemmt einen dies und das im vorgesetzten Gleise."
So hält sie sich mit ziemlich festem Sinn,
Sich selber ihrer Zagheit wegen
Bescheltend, immer noch mit leisem Hoffen hin;
Und jedem Segel klopft ihr Herzchen laut entgegen.
Zum drittenmal, seit sie ihn fliehen sah,
Ist nun Kathrinens Festtag nah,
Ist schon vorbei, und noch kein Guido da!
Dies ist zu lang'! Noch länger Mut zu hegen,
Wird ihr zu schwer, geht über ihr Vermögen.
Bei Tage drückt sie zwar, sofern ihr trüber Blick
Sie nicht verrät, den Gram in ihre Brust zurück,
Die nur durch Seufzer sich der schweren Last entladet;
Allein bei Nacht, — wenn alles um sie ruht,
Nur sie allein, wie zwischen Schnee und Glut,
Sich schlaflos wälzt, — auf ihrem Lager, badet
Ein unverhaltner Thränenguß
Die kummervolle Brust, die abgebleichten Wangen.
Zwar ohne Murren beugt das fromme Lamm dem Schluß

Des Himmels seinen Hals, doch gräbt der Schmerz im bangen,
Gepreßten Busen nur sich desto tiefer ein;
Und scheint dem harrenden Verlangen
Auf einen Augenblick der Schlummer hold zu sein,
So wird der Schlummer selbst die Quelle größrer Pein.
In grauenvollen Wüstenei'n
Sieht sie den Jüngling, bald gejagt von feur'gen Schlangen,
Bald in den heißen Sand verschmachtend hingestreckt,
Bald eines Tigers Raub, von Räubern bald gefangen,
Bald im empörten Meer an Wogenspitzen hangen.
Mit kaltem Angstschweiß überdeckt,
Fährt sie empor aus ihrem Traum und weckt
Durch ängstlichs Schrei'n die Amm' im Kabinette.
„Was ist's? was fehlt dir, liebes Kind?"
Ruft Clar' und springt erschrocken aus dem Bette;
Doch jene (wie die jungen Mädchen sind),
Beschämt, ihr zu gestehn, was sie ihr (aus Besorgen
Vor ihrem Tadel) nun drei Jahre schon verborgen,
Glitscht, wie ein Aal aus nasser Hand entschlüpft,
Den Fragen aus, womit die schlaue Amme
Ihr Herz wie mit der Fingerspitze tüpft.
Indessen leckt die eingeschlossne Flamme
Ihr zartes Mark; der Jugend Rosenglanz
Erlischt; mit Wolken ist ihr Auge stets umhangen,
Und ihre Lippen, ihre Wangen
Sind wie ein abgewelkter Kranz.
Der Tante Tod, der jetzt erfolgt, befeuert
Den ältern Schmerz, indem er ihn umschleiert;
Wiewohl es Claren nicht so ganz natürlich scheint,
Daß man um eine alte, blinde,
Gichtbrüch'ge Frau so lang' untröstbar weint.
Die Wunden dieser Art verheilen sonst geschwinde.
Indes arbeitet (wie sie meint)
In ihres Fräuleins Brust ein mächtiges Geheimnis
Und drückt und preßt sie sichtbarlich.
„Es zu verheimlichen, ist bloße Zeitversäumnis,"
Denkt Clare bei sich selbst; „denn mich
Wird sie dabei doch nicht entbehren können.
Wir wollen uns die Lippen nicht verbrennen.

Sie kommt, es sei nun, was es sei,
Noch wohl von selbst und öffnet mir die Pforte
Und giebt um Rat und That mir noch die besten Worte."
  Die Amme war ganz nah dabei;
Denn wirklich brütete die fromme Schwärmerei,
Von Liebesglut erhitzt, das wunderbarste Ei
In Röschens Busen aus, das Schwärmerei und Liebe
Je ausgeheckt; wiewohl ums erste Jubeljahr
Ein Mondkalb dieser Art nicht unnatürlich war.
Kurz, sie erlag nach langem Kampf dem Triebe,
Sich in Person nach dem geliebten Mann
Auf Sinai bei Sankt Kathrinen zu erfragen.
Was ihr Frau Clar' dagegen sagen kann,
Ist just so viel, als es dem Winde vorzusagen.
Sobald ihr Herz, aufs äußerste gebracht,
Vom Kopfe Meister sich gemacht,
Stand ihr Entschluß unwankbar wie ein Pfeiler.
Und wär' es siebenmal so weit
Bis zum Kathrinenberg, und stieg er zehnmal steiler
Bis in die Wolken auf, sie fühlet Tapferkeit
In ihrer Brust, das Ärgste zu bestehen;
Ja, müßte sie auf Erbsen barfuß gehen,
Beschlossen ist's, sie muß den Jüngling, dessen Bild
Ihr ganzes Herz, ihr ganzes Wesen füllt,
Noch einmal, eh sie stirbt, tot oder lebend sehen.
  Von Stund' an kehrt mit diesem Schluß
Der Augen schöner Glanz, der Lippen Purpur wieder.
Frau Clare, die sich endlich geben muß,
Schwört ihr, so lang' als etwas auf und nieder
In ihrem Mieder geht, ihr hold und treu zu sein
Und überall durch alle Fährlichkeiten
Bis an den Rand der Welt sie herzhaft zu begleiten.
Sie packen nun eilfertig alles ein,
Was man auf einer solchen weiten
Jahrlangen Fahrt zu Wasser und zu Land
Vonnöten haben kann, an Kleidung, Bettgewand
Und tausend andern kleinen Waren,
Wovon wir euch die Note hier ersparen.
Die Erbschaft geht beinahe ganz darauf.

Für jeden Tag, so lang' ihr Reiselauf
Berechnet ist, sind ebenso viel Messen
Vorausbezahlt; auch wird (wie viel man sonst vergißt)
Der Schleier für die Heil'ge nicht vergessen.
Ein Schiff, das nach Alepp' verdungen ist,
Nimmt unsre beiden Pilgerinnen
An Bord; ein Wind vom Lande her
Schwellt ihre Segel auf und sie gewinnen
In kurzer Zeit beglückt das hohe Meer.
Allein den Sankt Kathrinenberg zu sehen,
Der Trost, du holdes Kind, war dir nicht zugedacht!
Umsonst ließ eine günst'ge Macht
Auf deiner langen Fahrt erwünschte Winde wehen:
In einer schwarzen Unglücksnacht
Bemächtigt sich ein Raubschiff ihrer Pinke,
Nach einem Widerstand, wie wenn ein armer Finke
Mit Klau' und Schnabel angstbetäubt
Sich in des Habichts Griffen sträubt.
Vergebens schreien um Erbarmen
Und Beistand mit gerungnen Armen
Die Pilgerinnen himmelwärts
Und bieten in der Angst den rauhen Wasserschlangen
Mehr, als sie haben, an, um Freiheit zu erlangen:
Die Räuber sind von Stein, der Himmel ist von Erz.
Im ganzen Schiffe wird, was christlich heißt, gefangen,
Und Röschen nebst Frau Clar' (die lieber jeden Tod
Sich anzuthun, als sie zu lassen, droht)
Vertauschen zu Damask im Saracenenlande
Die Freiheit mit dem Sklavenstande.

Achtes Buch.

ROSINEN also nebst der Amme hätten wir
In Sicherheit gebracht, indes die andern Vier
Auf einem Ocean von Widerwärtigkeiten
Sechs Jahre lang mit ihrem Schicksal streiten,
Bis sie, nach Ormus von Kair',

3215. Aleppo (Haleb) in Soristan oder Syrien im engeren Sinne. — 3233. Damaskus, „das Auge des Ostens", ebenda, jenseits des Antilibanon.

Von Ormus bis ins Land der Bramen,
Von da zurück nach Mosambik
Herum gejagt, zuletzt, vom leitenden Geschick
In seinem unsichtbaren Hamen
Gefangen, zu Damask erstaunt zusammenkamen.
 Die Handschrift fängt (wie schon gesagt)
Nach einer ziemlich großen Lücke
Hier wieder an und eilt nunmehr in Einem Stücke,
So ziemlich leserlich und wenig angenagt,
Zum Ausgang fort, auf den wir alle warten.
Die Scene liegt in einem Rosengarten
Der Mutter Saladins, die (wie die Handschrift sagt),
Nachdem sie den Gemahl in einer Schlacht verloren,
Dies Paradies der Welt zum Witwensitz erkoren.
Es ist um Mitternacht, der Mond hat seinen Lauf
Beinah vollbracht, und — Sinibald tritt auf.
 Doch eh wir weitergehn, ist nötig zu berichten,
Daß, wie die Handschrift sagt (denn freilich, zu erdichten,
Was man kaum einem Mönch auf sein Gelübde glaubt,
Ist nach Horaz de Arte unerlaubt),
Daß nicht Rosine nur, mit einer Sklavenkette,
Die ihr der Fürstin Gunst aus seidnen Blumen wand,
Daß auch seit kurzem nebst Laurette
Sich Clelia als Sklavin hier befand.
Ein Zufall, wir gestehn's, auf den man keine Wette
Zu bieten pflegt! Genug, es war nun in der Kette
Der Dinge so gefügt und machte der Natur
Nicht einen Dreier mehr Faktur,
Als wenn sich's nicht gefüget hätte;
Und nahm sich, wie man glaubt, Kathrine dessen an,
So war nun vollends gar nichts Wunderbares dran.
Denn daß die Heil'ge sie nie gänzlich aus den Augen
Verloren, scheint gewiß. Sie legte ihren Plan
Vermutlich in geheim drauf an,
Sie, bis sie recht zu ihrer Absicht taugen,
Durch Trübsal aller Art erst tüchtig auszulaugen.

3245. Ormus, Insel zwischen dem arabischen Meer und persischen Meerbusen. — Land der Bramen, Vorderindien. — 3246. Mosambik, Mozambique, portugiesisch, an der südlichen Hälfte der Ostküste von Afrika. — 3264. Horaz de Arte, nämlich poëtica (über die Dichtkunst). Vgl. S. 174.

Unfehlbar nimmt die werte Leserschar,
Auch ohne uns, viel Anteil an der Freude
Von einem schwesterlichen Paar,
Das immer sich so lieb, so nah gewesen war
Und nach so viel erlittnem Leide,
So langer Trennung nun, vom väterlichen Land
Entfremdet und in Sklavenbanden,
An Libans Fuße sich auf einmal wiederfand.
Sie hatten nun von dem, was jede ausgestanden,
Seitdem sie sich zum letztenmal gesehn,
Einander vieles zu erzählen.
Rosinen Clelia: wie sie, dem ew'gen Quälen
Des alten Vormunds zu entgehn,
Und da der Geck bereits die Hochzeit zugerichtet,
In größter Eil' und Angst sich nach Salern geflüchtet,
Wie, nahe beim erwünschten Port,
Ein Sturmwind sie nach Tripoli geschmissen,
Wie sie in Sklaverei geraten, und so fort;
Kurz, sie erzählten sich mit untermischten Küssen
Einander alles, was wir wissen,
Und vieles noch, um das die Ratten uns gebracht.
Allein der Quelle aller ihrer Schmerzen
(So viel vermag die Scham in jungfräulichen Herzen!),
Des armen Guido, ward mit keinem Wort gedacht;
Von Guido, dem vermeinten und dem wahren,
Ließ keine, bis der Drang sie endlich reden macht,
Nicht eine Silbe sich entfahren.
Nun wieder in der Gärten grüne Nacht
Zurück, wo Sinibald, halb schwärmend vor Verlangen,
Sein holdes Liebchen zu umfangen,
Das hier von ihm erwartet wird,
Beim Silbermond in Büschen irrt,
Die voller Muskusrosen hangen.
Noch zögert sie, nach der sein Herz sich sehnt,
Und, o! mit welchen lauten Schlägen,
Die seine Ungeduld in so viel Stunden dehnt,
Klopft ihr dies Herz aus offner Brust entgegen!

3313. Muskusrosen, Moosrosen.

Jetzt hört er endlich was sich im Gebüsche regen.
Er lauscht, er bricht hervor, vermeint,
Sie ist's, und sieht — da just der Mond die Stelle
Mit ungehemmtem Licht bescheint —
Wofern kein Geist aus Himmel oder Hölle
Sein Auge täuscht — wen sonst als Guido seinen Freund?
„Wie? Guido?" — „Sinibald? von dem in sieben Jahren
Ich nichts gesehen, nichts erfahren?"
So rufen im Unisono
Zu gleicher Zeit, bestürzter schier als froh,
Die beiden Freunde aus: „Nach sieben langen Jahren
Von Trennung uns auf einmal hier
Zu finden, hier!" — „Wo du, gesteh es mir,
Mich auf der ganzen Welt am wenigsten erwartet!"
Spricht Guido. — „In der That," erwidert Sinibald,
„Das Schicksal hat dies wunderlich gekartet!
Denn was in diesem Rosenwald
Dich mir entgegen führt" — „Ist dir nicht wunderbarer
Als mir, was dich?" fällt Guido ein. — S. „Doch hier,
Just hier! um diese Zeit! Dies, ich bekenn' es dir,
Verwirrt mich." G. „Freund, ein Wort macht alles klarer:
Was führte dich hierher?" S. „Die Liebe!" G. „Dacht' ich's doch!
Die führt auch mich." S. „Allein was nennst du lieben?
Nie, Guido, trug ein Mann ein edler Joch,
Nie schlug ein Herz von reinern Trieben!
Auch freilich häufte die Natur,
Die ihre Gaben sonst mit Geize
Zu teilen pflegt, noch nie in einer Kreatur
So vielen Zauber auf. Und doch, beim wahren Kreuze!
Es ist ihr kleinster Wert! Ihr Geist, ihr Herz hat Reize,
Wobei man selbst, wie schön sie ist, vergißt."
G. „Mir ist — doch ohne Unterbrechen —
Ich höre dich von meiner Dame sprechen."
S. „Und das Sonderbarste ist,
Sechs Lenze sind bereits verblichen,
Seit unsre Zärtlichkeit sich zu Palerm entspann."
G. „Just so viel Zeit ist seit dem Tag verstrichen,
Da ich das schönste Kind Siciliens gewann."
S. „Ist's möglich?" G. „Denkst du denn, daß, seit die Welt begann,

Noch nie zwei Fälle sich geglichen?"
S. „So höre nur," fällt jener hastig ein,
„Die Ähnlichkeit wird bald am Ende sein.
Ich sah sie beim Altar am Sankt Kathrinentage
Zum erstenmal, und auf den ersten Blick
Ergab sich ihr mein Herz." G. „Von eben diesem Tage
Datiert sich auch mein Liebesglück.
Die Schöne, deren Bild ich tief im Busen trage,
Sah in der Kirche mich und (wenn ich nicht zu viel
Aus ihrem eignen Munde sage)
War mein beim ersten Blick." — „Ein seltsam Würfelspiel
Des Zufalls!" spricht ein wenig trocken
Herr Sinibald nach einem kurzen Stocken,
Wiewohl der Handel ihm noch unverdächtig scheint.
„Doch, basta! höre weiter, Freund!
Ich ließ beinahe schon mir allen Mut vergehen,
Ihr Wohnhaus, ihren Stand und Namen auszuspähen,
Als unverhofft ein günst'ger Zufall kam,
Und alles (kurz zu sein) die schönste Wendung nahm.
Die Zofe kam, den Puls mir zu befühlen,
Und da sie mich entschlossen fand,
So hoch, als möglich war, um Amors Gunst zu spielen,
Kurz, da ich schwor, nach ihres Fräuleins Hand
Auf ehrenvolle Art zu streben,
Ward mir ein Rendez-vous im Gartensaal gegeben."
„Im Gartensaal?" ruft Guido. — „Auf mein Wort,
Erstaunlich! — Doch verzeih und fahre fort,
Ich bitte dich!" S. „Nein, Guido, erst erkläre
Dich deutlicher; was ist an diesem Gartensaal
Denn so erstaunliches?" — G. „Nichts, Freund, bei meiner Ehre,
Sonst nichts, als daß der Zufall abermal,
Mit dir und mir sich gleichen Spaß zu machen,
Belieben trug." — S. „Ich sehe nichts zu lachen;
Sprich ernsthaft!" — G. „Gut! ich ward in einen Gartensaal
Um Mitternacht bestellt; ich fand das Pförtchen offen,
Ich schlich hinein, lag vor der Göttin schon
Auf meinen Knie'n — als wider alles Hoffen
Uns etwas unterbrach. Sie lief bestürzt davon,
Und mir blieb nichts, als mich zurückzuziehen."

Ein gräßlich Licht geht Sinibalden auf;
Ein Fieber schüttelt ihn, die trüben Augen glühen;
Doch hemmt er noch mit Müh den allzu raschen Lauf
Der Leidenschaft. „Nur weiter," ruft er, „weiter!"
„Ein kleiner Brief," fährt Guido fort,
„Ein alter Pantalon und eine seidne Leiter
Bracht alles zwischen uns gar bald
Ins Reine." — „Halt! ein Brief?" ruft hastig Sinibald,
Der nun die Wut der eifersücht'gen Flammen
In seiner Brust nicht länger zähmen kann;
„Ein jeder Umstand trifft zusammen;
Nur ihren Namen noch — nenn' ihren Namen, Mann!"
G. „Sprich leiser, Freund! — Mich deucht, ich höre
Ein Rauschen im Gebüsch — Ich bin von Clelien
Hierher bestellt." — S. „Bestellt? von Clelien?
Dies ist ihr Name?" G. „Ja." — „So setze dich zur Wehre,
Verräter!" — schreit der andre muterhitzt,
Indem sein Degen schon um Guidos Stirne blitzt.
Was Guido, seinen Grimm zu stillen,
Ihm sagen kann, ist in den Wind gesagt.
Der hat kein Ohr, den dieser Teufel plagt!
Er schreit so laut, daß man bis im Serai sein Brüllen
Vernehmen muß: „Stirb, Feiger, oder zieh!"
Und Guido, der sich sonst zu solchem Spiele nie
So lange bitten ließ, zieht endlich wider Willen
Sein Degen und sein kaltes Blut
Ist, während wir vom Kampfplatz wegzueilen
Genötigt sind, trotz seines Gegners Wut
Uns hoffentlich für alles Unglück gut.
Denn nun ist's höchste Zeit, dem Leser mitzuteilen,
Was unterdes im Serai sich begab.
Schon lief vor Mitternacht das letzte Viertel ab,
Als aus dem Schlafgemach der hohen Zoraide
Die Basen in ihr Kämmerlein
Zurück sich zogen, herzlich müde,
Von Ihrer Hoheit mehr begünstiget zu sein
Als zwanzig andre, die sich alle Mühe gaben,
Auch lange Weil' um diesen Preis zu haben.

3401. Pantalon, Gaukler, Narr.

Die alte Dame war vielleicht
Das beste aller Sultansherzen
Im ganzen Orient, und wenig war so leicht,
Als ihre Gunst gewinnen und — verscherzen.
Die Reihe aus der ganzen Zahl
Der Zofen traf die Basen diesesmal,
In Gunst zu sein; und weil die Fürstin viel Belieben
An Cleliens Gesang und Röschens Zither fand,
So mußten sie an ihres Sofas Rand
In beidem sich seit manchen Nächten üben.
Sie waren übrigens, zumal um Mitternacht,
Wenn alles schlafen soll, nicht eben scharf bewacht;
Denn die verhaßte Brut der Schwarzen war (wie billig)
Aus einem Schloß verbannt, wo alles weiblich war,
Hingegen die Kombabenschar
Von mildrer Farb' und Art zu allen Diensten willig.
Kurz, unserm schwesterlichen Paar
War aus besondrer Gunst, im Garten
Bei Nacht sich zu ergehn, erlaubt.
Sie hatten dieser Lust zwar selten sich beraubt,
Doch diesmal konnten sie die Stunde kaum erwarten.
Kaum war der Dienst im Schlafgemach vollbracht,
Und beide kaum ins ihrige getreten,
So spricht zu Clelien Rosine: „Gute Nacht,
Mein Schwesterchen, ich seh', du hast des Schlafs vonnöten."
„Nicht sonderlich, mein Engel; aber du,"
Spricht jene, „sehnest dich vermutlich sehr nach Ruh.
So schläfrig sah ich dich nie bei der Fürstin spielen;
Du dau'rtest mich, mein Schatz; die Augendeckel fielen
Dir ja bei jedem Griffe zu."
R. „Nun wirklich, wenn du dies gesehen,
So gabst du besser als ich selber auf mich acht;
Vielleicht hat's auch die Hitze nur gemacht;
Denn, wirklich, Clelie, zum Schlafengehen
Ist's heute mächtig warm." — „Im Park wird's kühler sein;
Willst du?" — versetzt mit einer Miene,
Als wünschte sie ein rundes Nein,

3448. Kombaben, Verschnittene.

Die schlaue Clelia. — „Du zauderst? — Gut, Rosine,
Geniere ja dich nicht, ich gehe gern allein.“
Sie geht, und Röschen, halb verdrossen, halb mit Lächeln,
Hängt sich an ihren Arm. Sie irren dichtend, stumm
Und schneckenhaft im Garten lang' herum.
Rosine, die kaum Luft genug sich zuzufächeln
Vermag, denkt bei sich selbst: „In aller Welt, warum
Seufzt Clelie so oft?“ Und diese denkt von jener
Das Nämliche. — „Ich hielt die Nacht für schöner,“
Fängt endlich Clelie an. „Ich auch,“ tönt Röschen nach;
Und mit dem Tone, wie sie's sprach,
Schien jede mehr, als was sie sagte, sagen
Zu wollen, aber selbst dies Wollen kaum zu wagen.
Sie blicken sich verstohlen an,
Und gleich, aus Furcht, ertappt zu werden,
Sinkt der verschämte Blick zur Erden,
Und immer wird der Mund zum — Schweigen aufgethan.
Auf einmal bleiben sie im Gehen
An einer Stelle, wo des Mondes blasses Licht
Ein hoher Baum verschlingt, wie unfreiwillig stehen,
Und wie sie beide ins Gesicht
Sich schauen, öffnen sich die Arme, beide fallen
Einander um den Hals; ein Strom von Thränen bricht,
Indem mit vollem Überwallen
Ihr Busen sich an Cleliens Busen drängt,
Aus Röschens Aug' hervor, und Herz und Lippen sprengt
Die Allmacht des Gefühls. Sie läßt die Arme fallen,
Blickt Clelien ins Aug' und — „Kannst du mir verzeihn?
Zu lange hat die Furcht vor deinen Spötterei'n
Der Freundschaft Recht in meiner Brust bestritten;
Vergieb mir, Clelie!“ — „Ich, Engel, dir verzeihn?“
Ruft jene; „hab' ich nicht das Nämliche zu bitten?
Vergieb du mir! Mein Kind, ich seh', uns beide preßt,
Was länger sich nicht mehr verbergen läßt.“
R. „Ja, Freundin! Schwester! schilt mich, nur verachte
Dein Röschen nicht! — Warum verbarg ich's dir?
Der teure Mann, für den ich schmachte,
Der auch um mich nun sieben Jahre schier
Im Elend irrend, fern von mir,

Geschmachtet hat, der — (lispelt sie ihr sachte
Und feuerrot ins Ohr) o Clelie! er ist hier
Und wartet mein nicht weit von dieser Stätte!"
Cl. „Ein ähnliches Geständnis hätt' ich schier
In letzter Nacht auf unserm Ruhebette,
(Wenn falsche Scham mir nicht den Mund verschlossen hätte)
Mein bestes Röschen, dir gethan.
Es schwebte mir beständig auf den Lippen.
Nun, da ich's los bin, ist's, als wög' es keinen Gran,
Was kaum zuvor mir zentnerschwer die Rippen
Zusammenbog. Komm, setz' dich und hör' an:
Sechs Jahre waren's jüngst am Sankt Kathrinentage,
Seit deine Clelie ihr Herz, ich weiß nicht wie,
An einen Mann verlor — von dem ich dir nichts sage;
Du wirst ihn sehn! — Gewiß war's Sympathie,
Was ihn und mich frühmorgens in die Mette
Zu Sankt Kathrinen zog; und nach so manchem Jahr
Ist mir's, als ob ich ihn, so wie er beim Altar,
Schön wie ein Gabriel, im langgelockten Haar
Am zweiten Pfeiler stand, ganz in den Augen hätte."
Bei diesem Anfang fährt's Rosinen kalt wie Schnee
Durchs Rückenmark; doch rafft sie sich zusammen,
Und Clelia, die nichts von ihrem Weh
Bemerkte, fähret fort: „Der Anfang unsrer Flammen
Versprach uns reines Wechselglück;
Allein auf kurzen Sonnenblick
Erfolgte langer Sturm. Er ward von meiner Seite
Gerissen; ich, sechs Jahre lang die Beute
Des feindlichsten Gestirns, blieb ohne Schutz und Stab,
Und jede Hoffnung starb allmählich in mir ab.
Nun denke dir, was ich empfunden,
Als Laura gestern mir die erste Botschaft gab,
Er lebe noch, er sei gefunden,
Sei in Damask, sei wieder frei,
Sei meinem Angedenken treu.
Du weißt, ich bin im Wünschen und im Lieben
Ein wenig warm, und eine ganze Welt
Hätt' ich dafür getauscht, das Glück nicht aufzuschieben,
Das mich erwartet. Komm! Mein Guido ist bestellt.

Auch dein Geliebter, sagst du, harret
An diesem Ort auf dich — Komm, laß uns nicht verziehn!"
„Dein Guido?" ruft erstaunt und halb erstarret
Rosina aus — „und du erblicktest ihn
Zum erstenmal in Sankt Kathrinens Mette? —
Sahst ihn am Pfeiler stehn?
Und Guido nennt er sich, er, dessen Wiedersehn
Dich wonnetrunken macht? — O, laß mich, laß mich gehn!
O, daß ich nicht bis jetzt geatmet hätte!
Was brauch' ich mehr zu hören und zu sehn?
Wir sind getäuscht, betrogen alle beide!"
„Was ist dir, Kind?" ruft Clelia bestürzt,
„Was that in aller Welt sein Name dir zu Leide?"
R. „Wir sind betrogen alle beide!
Er hat sich bloß die Zeit mit uns gekürzt,
Hat bloß sein Spiel mit dir und mir getrieben;
Mit Einem Wort — es ist — o, würd' ich gleich zum Stein!
O, sänk' ich in den Grund hinein!
Es ist — Ein Guido, den wir lieben!"
Cl. „Weg mit dem Zweifel, Kind! trifft gleich der Name ein,
Wie könnten's drum nicht zwei verschiedne Guidos sein?
Ist je was Alberners, sich selber zu betrügen,
In eines Mädchens Kopf gestiegen?
Komm — fasse dich — sei klug!" R. „Ach! könnt' ich mich betrügen!
Wär's nur der Name bloß! Doch Zeit und Ort, sogar
Der Pfeiler, wo er stand, macht alles nur zu klar!"
„Der Augenschein soll uns Gewißheit geben,"
Spricht jene — „Komm!" — Und aus dem Park hervor
Trifft mit dem letzten Wort des Zweikampfs Lärm, der eben
Im Ausbruch war, auf ihr erschrocknes Ohr
Und heißt sie schnell die Fersen heben.
Sie unterscheiden bald zwei Stimmen im Geschrei
Des wilden Sinibalds und glauben sie zu kennen.
„Ihr Heil'gen alle, steht uns bei!"
Schreit Röschen auf — und beide rennen
Wie sinnlos durchs Gebüsch, die Kämpfenden zu trennen.
Der Mond schien eben hell genug,
Auf dreißig Schritte schon in ihrem raschen Flug
Die holden Nymphen zu erkennen.

Erstaunt, verwirrt fährt Sinibald zurück,
Aus Guidos Hand entfällt der blanke Degen,
Noch ungefärbt zu gutem Glück!
Und alle vier, durch einen einz'gen Blick
Verständigt, fliegen sich mit offnem Arm entgegen,
Dem Guido Clelia, Rosinen Sinibald,
Ihr Jubel füllt den ganzen Rosenwald
Und wird bis im Serai vernommen;
Und da nun auch Laurette und Frau Clar',
Zu sehn, was schuld an diesem Lärmen war,
Schier atemlos herbeigesprungen kommen,
So löset sich der völlige Verlauf
Der Sachen ganz natürlich auf
Ihr wißt, es pflegt gewöhnlich so zu gehen,
Wenn wir den Wundern nur recht in die Augen sehen.

Neuntes Buch.

In dieser allgemeinen Lust
Des Wiedersehns, zerschmelzend in Entzücken
Und unermüdlich, Brust an Brust
Und Arm in Arme, sich zu herzen und zu drücken,
Wird von dem guten Doppelpaar
Der einz'ge Umstand nicht ermessen,
Daß von dem Wonnefest, worin sie sich vergessen,
Die Scene zu Damask, nicht zu Palermo war.
Ein Heer von Hämmlingen mit Schwertern und mit Stangen,
Von dem sie ringsum sich umfangen
Und plötzlich überwältigt sahn,
Erinnert sie nur gar zu bald daran.
Es fiel den Rittern hart, sich wehrlos zu ergeben;
Doch, unbewehrt und übermannt,
Was giebt der Mensch nicht um sein Leben?
Das gute Herz der Fürstin war bekannt:
„Sie wird des Mitgefühls sich nicht enthalten können

3611. Hämmlingen, Verschnittenen.

Und, wenn sie alles ihr gestehn,
Gerührt von ihrer Not, erweicht von ihrem Flehn,
Sie nicht zum zweitenmale trennen!"
  Es läge nur an uns, wie jeder Leser sieht,
So möchten sie sich sehr betrogen haben können;
Allein wir haben selbst ein zärtliches Gemüt
Und mögen gern (wer will, kann unsrer Schwachheit lachen!)
Die Leute, wenigstens in Versen, glücklich machen.
In Prosa freilich geht's nicht immer an!
  Die Fürstin also that, was die verliebten Seelen
Zu ihrer Güte sich versahn,
Und that noch mehr. Sie ließ, was jedes zum Roman
Von Anfang beigesteu'rt, gelitten und gethan,
Sich alles haarklein vorerzählen
Und hatte große Freude dran.
Sie will sogar, es soll bis auf die Nachwelt bleiben,
Und ließ es in ein Buch mit goldnen Lettern schreiben,
Das man auf diesen Tag im Schatz zu Ispahan
(Setzt unser Mönch dazu) vielleicht noch sehen kann.
„Das Schicksal," spricht die Frau, „indem es Zoraiden
Zu euerm Richter macht, hat euer Glück entschieden;
Das Wie? soll meine Sorge sein.
Von Stund an bis zum Abschiedsfeste
Betrachtet euch als meine Gäste!"
  Ein jeder bildet leicht sich ein,
Welch eine freudentrunkne Scene
Auf dieses Wort erfolgt, wie alles glücklich ist,
Sich ihr zu Füßen wirft, ihr Rock und Hand zerküßt
Und statt des Danks nur abgebrochne Töne
Ihr stammeln kann. Es war recht schön zu sehn,
Und selbst der Königin trat eine Freudenthräne
Dabei ins Aug' und macht es doppelt schön.
  Nun (um euch nicht mit warmen oder kalten
Abschildrungen von Dingen aufzuhalten,
Die immer sich von selbst verstehn)
Nehmt, wenn ihr wollt, das alles sei geschehn.
Denkt euch die Glücklichen, zur Reise wohl versehn
Und mehr als königlich beschenkt von Zoraiden,
Wie im Triumph zu Schiffe gehn.

Schon fliegen sie im Reich der Nereiden
Lepanto zu, wohin vorerst ihr Lauf
Gerichtet ist. Ihr setzt die Stängen auf,
Und (ungeduldiger, als sie es selber waren,
Sie angelangt zu sehn) laßt ihr mit gutem Wind
Bei Negropont sie schon vorüberfahren.
Doch wenn ihr glaubt, daß wir am Ende sind,
So habt ihr falsch gerechnet, lieben Leute.
Ihr seht die schwarze Wolke nicht,
Die, leider! dort sich an der Nordwestseite
Des Horizontes zeigt und wenig Trost verspricht!
Der wackre Sakristan, dem wir bekannter Dingen
Verpflichtet sind, dies alles nachzusingen,
Ist überzeugt, der Sturm, der uns bedräut,
Sei (ohne Widerspruch) Asmodis Werk gewesen.
Er hatte, spricht er, schon so manche Fährlichkeit
Auf unsre Liebenden gehäuft und sie zum Bösen
So vielmal schon versucht, daß beides (wie er nun
Besorgen muß) umsonst gethan zu haben
Ihn wütend macht. Er will nicht eher ruhn
(Und schwört's beim großen feur'gen Raben,
Auf dem Beelzebub zu Sankt Walpurgis Nacht
Zum Blocksberg fliegt), bis er's dahin gebracht,
Sie alle samt dem Schiff im Abgrund zu begraben!
Der Sturm, der jetzt auf einmal sich erhob,
War seines Meisters wert, sagt unser Mönch. Der Teufel
(Gott schirm' uns!) konnt' allein so grob
Zu Werke gehn, daran ist gar kein Zweifel.
Die Heiden selbst entsetzten sich darob,
Die doch so manchen Sturm gesehen;
Er wütete, als sei die ganze Hölle los,
Und alles glaubt, die Welt wird untergehen.
Zersplittert waren schon die Masten klein und groß,
Die Anker alle abgerissen,
Der Boden leck, der Bug vom Blitz geschlissen.
Die Heiden schrieen laut zu ihrem Baffomet,
Das Christenvolk zu Gott und seiner lieben Mutter;

3659. im Reich der Nereiden, zur See. — 3664. Negropont, die größte griechische Insel (Euböa). — 3681. Blocksberg, Brocken.

Doch alle sahn bereits ihr Bett
Im Ocean, und sich der Stachelrochen Futter.
Rosine nur, in einem Winkel, liegt
Auf ihren Knie'n, von Kleinmut unbesiegt,
Und betet still zu Sankt Kathrinen.
Und Sankt Kathrine hört Rosinen,
Schaut aus der Himmelsburg mit mildem Blick herab
Und schickt, um ihr Vertrauen zu verdienen,
Zu ihrer Rettung stracks den großen Christoph ab.
Zu Trümmern geht das Schiff, zu Grunde gehn die Heiden,
Und selbst die Unsrigen bereiten sich zum Scheiden;
Doch sie, zu deren Schutz Sankt Christoph sich geschürzt,
Zu töten, wird Asmodis Arm verkürzt;
Schnell wie der feurigste Gedanke
Wird er gefaßt und in den Pfuhl gestürzt.
Die Unsrigen, auf seiner eignen Planke
Ein jedes, lebend zwar, doch kalt und ohne Sinn,
Treibt sanft die schnell bezähmte Welle
An eine niedre Uferstelle
Von einem nahen Eiland hin.
Das Eiland war ein Fels, ringsum, doch ziemlich dünn,
Mit lockerm Grund verbrämt, im Felsen eine Zelle,
Wo Bruder Paus, ein guter Eremit,
Wohl in der winzigsten Kapelle
Der ganzen Christenheit, der heil'gen Petronelle
Gewidmet, wie er kann, den Gottesdienst versieht.
Zu seinem eignen Dienst springt eine frische Quelle
Nicht weit davon, und um die Zelle blüht
Ein kleiner, selbst gebauter Garten,
Der, wenn des Tages Fleiß die Eßlust aufgeweckt,
Mit Schoten, Kohl und Wurzeln aller Arten
Der Gnügsamkeit wollüst'ge Tafel deckt.
Zuweilen schießt auch wohl, im stillen Busch versteckt,
Sein Neffe, der die Wirtschaft hilft beraten,
Mit seinem Blaserohr ihm einen Sonntagsbraten.
Wie alles dies mit Sankt Kathrinens Plan
Zusammenhing, und wie die beiden Eremiten
Für unsrer Liebenden Erhaltung sich bemühten,
Das reihet nun von selbst sich eins ans andre an.

Wir hätten wenig in der Seherkunst gethan,
Wenn wir es nicht auf einen Blick errieten.
Natürlich mußte hier (wie überall) das Beste
Der Himmel thun, sagt unser Sakristan.
Die Klausner, die in ihrem Felsenneste
So eines Funds sich wahrlich nicht versahn,
Sind über ihre schönen Gäste
Vor Freuden außer sich. Die Gäste haben zwar
Ihr reich beladnes Schiff verloren;
Allein was giebt der Mensch nicht gern für Haut und Haar?
Aus solcher Not so wunderbar
Erhalten, sehen sie sich nun wie neu geboren
Und, gleich dem ersten Menschenpaar,
In diesem Paradies (für ihr Palerm verloren)
Zu Pflanzern einer neuen Schar
Von Dienern Gottes auserkoren.
„Von ungefähr ist's nicht geschehn,"
Spricht Paul der Eremit, „ihr Lieben,
Daß auf dies Eiland euch der Sturm uns zugetrieben!
Und daß wir an der Zahl uns just vier Paare sehn,
Steht ganz gewiß im Lebensbuch geschrieben!
Von ungefähr ist's nicht geschehn!
Mein wackrer Neffe und Laurette
Erkennen, wie ihr seht, gehorsam den Beruf,
Wozu der liebe Gott die Menschen zweifach schuf.
Was kann man bessers thun in ihren grünen Jahren?
Ich selbst erkläre mich, wofern zu einem Mann
Mit langem Bart und halb bereiften Haaren
Frau Clare sich entschließen kann,
Daß ich ins siebente der heil'gen Sakramente
Ganz willig mit ihr treten könnte.
Ich bin ein Priester zwar, doch hindert das die Kron'
Auf meiner Scheitel nicht; und statt nach Rom zu laufen
Und die Erlaubnis dort Sankt Petern abzukaufen,
Giebt mir Gott Vater selbst die Dispensation.
Non bonum est, spricht er mit dürren Worten,
Es ist dem Mann nicht gut, allein zu sein

3766 f. doch hindert ... nicht, die Tonsur soll mich an der Heirat nicht hindern.

Und sein Geschlecht im Keime zu ermorden;
Um nicht zu brennen, sollt ihr frein!
Und sagten gleich die Patres alle nein:
Der liebe Gott, der uns (trotz ihren Schlüssen)
So, wie wir sind, gemacht, muß das am besten wissen!"
So sprach der alte Pans, und, schweigend oder laut,
Erkläret sich die winzigste Gemeine
Der Christenheit, daß sie es auch so meine.
Das ganze Volk, das nun dies neue Eden baut,
Wird, vierfach, noch in dieser Nacht getraut,
Damit der nächste Tag, wenn er herunter schaut,
Auf lauter Glückliche in dieser Insel scheine.
Die große Meisterin der Tugend und der Kunst,
Die Not, ergießet nun die Früchte ihrer Gunst
Auf unsre edlen Müßiggänger.
Dem ältesten Naturgebot
Gehorsam, essen sie mit Schweiß errungnes Brot;
Dafür macht auch ein reicher Fliegenfänger
Bei seiner Sultanskost nicht halb so frisches Blut.
Die Lieb' entflammt im Manne Heldenglut,
Das Möglichste zu thun, das Äußerste zu wagen;
Die Liebe giebt dem sanften Weibe Mut,
Was Männer schauern macht, mit Lächeln zu ertragen.
Vollkommnes Glück ist nicht der Menschheit Los.
Du gäbst es uns, Natur, wenn wir's zu tragen wüßten!
Dein weisestes Gesetz ist: „Laß dich nicht gelüsten!"
Zufrieden liegt in deinem Mutterschoß
Der gute Mensch, vergnügt mit seinem Los,
Stets glücklicher durch mitgeteilte Freude,
Getroster stets bei mitgefühltem Leide.
Nach diesem Maße war vielleicht von einem Pol
Zum andern keinem Volk in seiner Haut so wohl
Als unserm — (Nenne doch, o Muse,
Den Sitz der kleinen Kolonie,
Die hier so glücklich war und selbst nicht wußte wie?)
Als unserm Volk — auf Lampeduse.
Rosinen, der die Schuld an ihre Schützerin
Stets schwerer auf dem Herzen lieget,
Seit sie auf ihrem Schoß ein klein Kathrinchen wieget,

Der frommen Seele fällt's auf einmal in den Sinn,
Zur guten heil'gen Petronellen,
Die, ziemlich schlecht aus weichem Holz gedreht,
Auf dem Altar des kleinen Kirchleins steht,
Die heilige Kathrine zu gesellen.
Was wird ein Mann nicht seiner Frau zu Lieb'?
Herr Sinibald, der schon den Tischler und den Schlosser
Zu machen lernte, greift, von angebornem Trieb
Gelehrt, sogleich mit Axt und Messer
Das Kunstwerk an; er zimmert, schnitzt und bohnt
Treufleißig Tag und Nacht, mit manchem Kuß belohnt.
In kurzem steht es da, vollendet und — Rosinen
Wie aus dem Aug' heraus geschnitzt;
Doch mit dem Krönchen, das ihr auf der Scheitel sitzt,
Und mit dem Schwerte, Sankt Kathrinen,
Wie sie mit ihrer Jungfraun-Schar
Dem Fräulein einst im Traum erschienen war,
So gleich, als hätte sie ihm in Person gesessen.
Ihr Namensfest erschien indessen,
Und während ohne Rast die kleine Glocke schellt,
Wird sie der heil'gen Petronelle
(Die ohne Neid die Oberstelle
Der Fremden überläßt) zur Rechten aufgestellt;
Rosine legt den angelobten Schleier
(Von einem Engel, wie man glaubt,
Gerettet aus dem Sturm) um ihrer Heil'gen Haupt,
Kniet betend dann vor ihr in stiller Feier,
Bis die Versicherung, die Schuld sei nun bezahlt,
Ein Gnadenblick ihr in die Seele strahlt.
Mit seiner besten Festtagskrause
Der Heiligen zu Ehren angethan,
Stimmt Vater Paul ein laut Te Deum an;
Das gläub'ge Völkchen eilt nach Hause,
Und alles endet sich mit einem frohen Schmause.
Ein Gleiches (ruft zum Schluß der gute Sakristan)
Woll' uns der liebe Gott mit allen Frommen geben,
Hier in der Zeit und dort im ew'gen Leben!

2. Der Mönch und die Nonne.

Ein Gedicht in zwei Gesängen.

Wielands Vorbericht.

Neben der berühmten Wartburg bei Eisenach stand vor Zeiten eine Burg, die (nach einigen Chroniken) schon in der Mitte des fünften Jahrhunderts von einem von Frankenstein erbaut, siebenhundert Jahre darauf von der Herzogin Sophia von Brabant, während ihrer Händel mit dem Markgrafen von Meißen, Heinrich dem Erlauchten, wieder aus den Ruinen gezogen worden, nun aber nur noch wenige Spuren ihres ehmaligen Daseins aufzuweisen hat. Diese Burg hieß der Mittelstein, woraus der Name Mädelstein entstanden, den der Berg noch heutiges Tages in der Gegend führt. Auf diesem Mädelstein ragen zwei Felsenspitzen hervor, die von ferne, und wenn die Einbildungskraft das ihrige beiträgt, wie zwei sich umarmende menschliche Figuren aussehen. Das gemeine Volk glaubte vor Zeiten (und glaubt vielleicht noch), diese zwei Steine seien ein Mönch und eine Nonne gewesen, die aus wechselseitiger Liebe dem Kloster entsprungen und sich auf diesen Berg geflüchtet, daselbst aber, zur Strafe ihres Verbrechens und andern ihresgleichen zum abscheulichen Exempel, in dem Augenblicke, da sie sich umarmen wollen, in Stein verwandelt worden seien. Diese alte Sage konnte vielleicht zu nichts Besserm dienen, als daß sie die Entstehung des gegenwärtigen Gedichts veranlaßte. Die damit vorgenommenen Veränderungen bedürfen keiner Rechtfertigung. Von der Fabel selbst aber kann, wer Lust hat, in Limperts lebendem und schwebendem Eisenach das Mehrere lesen.

Erster Gesang.

Der Klosterstand, wovon Pythagoras
Den blinden Heiden schon ein Müsterlein gegeben,
Hat seinen Wert, so gut (zum mindsten) als — ein Leben
In Diogens berühmtem Lagerfaß.
Wenn gleich nicht alle propagieren,
Seid unbesorgt, das menschliche Geschlecht
Stirbt drum nicht aus. — Doch fordert man mit Recht,
Des inneren Berufs sich erst zu überführen,
Bevor ein Menschensohn das kühne Wagstück wagt
Und allem, was in Kopf und Herz und Nieren
Uns zweigebeinten federlosen Tieren
Diesseits des Monds am meisten wohl behagt,
Durch einen derben Schwur entsagt,
Um all sein Leben lang, bei wohl verschloßnen Thüren,
Zu fasten und zu psalmodieren.
Beruf, Beruf! darauf kommt alles an!
Der fehlte nun — sagt uns ein altes Märchen —
Zum Unglück just dem lieben frommen Pärchen,
Wovon ich euch, so gut ich weiß und kann,
Erzählen will, was sich in jenen Tagen
Der Einfalt und der Wunder zugetragen.
Ergötzt es euch, so hat der Dichter halb erreicht,
Was er dem Leser gerne gönnte;
Denn, glaubet mir, kein Märchen ist so seicht,
Aus dem ein Mann nicht weiser werden könnte.

Ein frommes klösterliches Pärchen,
Er, Bruder Sixt, sie, Schwester Clärchen,
Noch beide jung und schön und zart
Und fromm und gut nach deutscher Art,
Kurz, recht geschaffen für einander,
Wie ehmals Hero und Leander,
Und (was ich nicht verschweigen muß)

1. Pythagoras, der um 520 lebte, stiftete den pythagorischen Bund, dessen heidnischen Mitgliedern selbst religiöse und ascetische Übungen oblagen. — 5. propagieren, sich fortpflanzen.

Der Künste, die Ovidius
De Arte lehrt, so unerfahren
Als nie ein Paar von achtzehn Jahren:
Dies gute Paar — erschrecket nicht!
Sie glaubten nicht, daran zu fehlen,
Die armen argwohnlosen Seelen!
Sie — liebten sich und nannten's Pflicht.
Sixt sah die junge Schwester gerne,
Die Schwester sah den Bruder gern,
Und ihre schönen Augensterne
Gestanden's frei, doch nur von fern.
Sie fühlten, sich so anzusehen,
Ihr könnt nicht glauben welche Lust:
Sixt blieb wie eingewurzelt stehen,
Und Clärchens Herz hüpft' in der Brust.
Bei dieser Lust sich vorzusehen,
Fiel, bloß aus Unschuld, keinem ein.
Wie kann darin was Böses sein?
Denkt junges Volk. — So pflegt's zu gehen!
Das süße Gift der Liebe schleicht,
Wie eitel Nektar, glatt und leicht,
Ins Herz hinab; allein die Wehen,
Die Wehen, Kinder, folgen nach.
Da geht's euch wie Dionens Knaben,
Als ihn, versteckt im Honigwaben,
Ein Bienchen in den Finger stach.
Des Busens wollustreiches Dehnen,
Dies dunkle namenlose Sehnen,
Wird unvermerkt zum stumpfen Schmerz.
Euch preßt, ihr wißt nicht was, das Herz,
Im trüben Auge schwimmen Thränen;
Von eurem Lager flieht die Ruh,
Ihr ruft zur Stillung eures Kummers
Umsonst den holden Gott des Schlummers
Und schließt die Augen schlaflos zu.
Ein innerlich verzehrend Feuer
Leckt euer jugendliches Blut;

34. De Arte, de arte amandi, über die Kunst zu lieben. Vgl. S. 156.

An eurer Leber nagt der Geier
Des Tityus, der niemals ruht;
Wie Rosen in der Mittagsglut,
Welkt ihr dahin, wie auf den Matten
Gemähtes Gras; und, kurz und gut,
Wenn Amor nicht ein Wunder thut,
Bleibt nichts von euch als euer Schatten.
Dies war der jammervolle Stand,
Worin sich unser Paar befand.
Denn, ach! sich lieben und nicht sehen
Und, sieht man sich, durch Blicke nur
Einander, was man fühlt, gestehen,
Ist mehr, als menschliche Natur
Ertragen kann! — „Nur einmal, nur
Auf ihre Hand, den Mund zu drücken,“
Seufzt Bruder Sixt, „o welch Entzücken!
Nur ihre Hand an meine Brust:
Mein Leben gäb' ich drum mit Lust!“
Wie gern erhörte Schwester Clärchen,
Du lieber armer Bruder Sixt,
Den Wunsch, den du zum Himmel schickst!
Sieh, zum Beweis, das helle Zährchen,
Das aus den Augen — stets nach dir
Mit reiner herzlicher Begier
Gerichtet — auf die Leinwand bebt,
Die sich von ihren Seufzern hebt.
Wie gerne hätt' er diese Zähre
Vom weißen Kragen weggeküßt!
In meinen Augen, daß ihr's wißt,
Macht Sixten diese Schwachheit Ehre.
Ein Mensch, der doch kein Engel ist,
Kann, traun! um kleinern Sold nicht minnen.
Ach! um dies Thränchen zu gewinnen,
Wär' er auf Erbsen, barfuß, bis
Nach Rom gereist, dies ist gewiß!
Allein dem Prior mit dem langen
Eisgrauen Barte sein Verlangen,

71. Tityus, ein Riese, dessen Leber in der Unterwelt beständig von Geiern zerfleischt wurde.

So unschuldsvoll es immer war,
Zu beichten, — nein, dies war nicht möglich!
Er hätt' es noch so herzbeweglich
Vorbringen mögen, offenbar
Lief er Gefahr — o Gott! ihm stehen
Vor dem Gedanken schon die Haar'
Zu Berge — lief er nicht Gefahr,
Sein Clärchen gar nicht mehr zu sehen?
Wie wird's den armen Seelen gehn!
Verhaltne Liebe, sagt Galen
(Sagt's oder hätt' es sagen sollen),
Je mehr wir sie verbergen wollen,
Je tiefer frißt sie sich ins Herz.
Ihr Schmerz ist ein zu tiefer Schmerz,
Als daß man gleich an Heilung dächte;
Und wenn man dann geheilt sein möchte,
So ist's zu spät. Das sehen wir
An Bruder Sixt und Schwester Clare.
Schon drei äonenlange Jahre,
Unglückliche, bekämpfet ihr
Natur und Herz; Kasteien, Beten,
Die Geißel und das här'ne Kleid
Habt ihr versucht, den Feind zu töten:
Umsonst, je hitziger ihr kämpft,
Je minder wird sein Trotz gedämpft.
Zum Unglück ist, zumal bei Claren,
Der Sitz des Übels — nicht im Fleisch.
Sie ist so neu, so unerfahren
Und liebt so schön, so engelkeusch!
Für sie nur schlimmer! Denn je reiner
Des Nönnchens Seele ist, je feiner
Sie denkt und fühlt, je minder läßt
Durch Geißeln, Wachen, Fasten, Beten
Solch eine Neigung sich ertöten.
Im Tempel selbst, am höchsten Fest,
Schwebt Sixtens liebes Bild ihr immer
Vor ihrer Stirn! Im Speisezimmer,

116. Galen, berühmter Arzt aus Pergamus. — 125. äonenlange, unendlich lange.

In jedem Kreuzgang, jedem Saal,
An jeder Wand hängt's überall
Gemalt, geschnitzt, mit einem Schimmer
Von Gold ums Haupt. Ihn muß sie sehn,
Wohin sich ihre Blicke lenken,
Muß mit ihm auf und nieder gehn,
Muß von ihm träumen, an ihn denken,
Und träumte sie vom Himmelreich.
Kurz, was in Clärchen leibt und lebet,
Ist durch und durch mit ihm verwebet
Und ihm sehn alle Heil'gen gleich.
  Eh könnte sie sich selbst verlieren,
Als dem geliebten Bild entfliehn.
Vertieft sie sich im Meditieren,
Unwissend meditiert sie — ihn;
Wenn Todesbilder ihr erscheinen,
So ist's, um Sixtens Tod zu weinen;
Wenn zu des Paradieses Glanz
Sich ihre Phantasie erhöhet,
Entzückt der schöne Sternenkranz,
Der sich um ihre Scheitel drehet,
Sie nur, weil Sixt ihn pflückt' und gab;
Und selbst des Fegfeuers Flammen wehet
Sein Atem kühlend von ihr ab.
  O sagt, die ihr die Liebe kennet,
Ist euch um Clärchens Herz nicht bang?
Ein Herz, das so wie ihres brennet,
Wenn Schicksal, Mauern, Klosterzwang
Und Schwur den Liebling von ihr trennet,
Laßt seine Liebe noch so rein,
Laßt seine Seufzer Engel sein,
Zu bald wird die Natur es rächen!
Die schwärmerische Seelenglut
Entflammet bald ein junges Blut,
Und reinste Liebe wird zur Wut,
Wenn Trost und Hoffnung ihr gebrechen.
  Wie kann sie von Entbehrung leben?

157. Meditieren, Denken.

Sie will genießen, was sie liebt,
Und Küsse, die sie träumend giebt,
Will sie zuletzt auch wachend geben.
  Ihr sprecht: in stillen Liebesthränen
Ist Wollust; — wahr! doch sagt, was ist
Natürlicher, als sich zu sehnen:
„O, würden sie mir aufgeküßt!“
  Allein, wenn jeder Wunsch des Herzens
Auf ewig unbefriedigt bleibt;
Wenn jede Nacht den Grad des Schmerzens
Die Pein der Sehnsucht höher treibt;
Wenn sich in brünstigem Verlangen
Die Arme aufthun, liebevoll,
Und einen Schatten stets umfangen:
Sagt, wie ein Herz nicht brechen soll?
Wer wünschte nicht, ein Marterleben,
Das nur verlängert wird zur Pein,
Dem, der es gab, zurückzugeben?
  Bald ausgespannt, bald frei zu sein!
Ist nun auch Clärchens Trost allein!
Da sitzt bei mattem Lampenschein
Das arme Kind in seiner Zelle,
Blaß, wie bei düstrer Mondeshelle
Ein Geist auf einem Leichenstein.
Vertrocknet ist der Thränen Quelle;
Auf einen Totenkopf den Blick
Geheftet, bebt sie nicht zurück
Vor dem Gedanken, bald zu sinken
Ins kühle Grab, die Ruhestatt
Des Müden, der vollendet hat,
Der Leiden bittern Kelch zu trinken.
Sie sieht mit Palmen in der Hand
Ihr aus den Wolken Engel winken,
Sieht schon die Siegeskrone blinken
Und seufzt: „O diese Scheidewand,
O, möchte sie noch heut zerstieben!
Was ist's, das mich an diese Welt,
Mein Trauter, noch gefesselt hält?
Werd' ich dich dort nicht reiner lieben?“

So schwärmt die kranke Phantasei
In Clärchens sanfter, schöner Seele,
Stets sanft und zärtlich, — wie im Mai
Die stille Nacht durch Philomele
Um den geraubten Gatten weint.
Ganz anders wirkt die Fieberhitze
In ihrem unglücksel'gen Freund.
Wild springt er auf vom harten Sitze,
Umarmt in glüh'nder Raserei
Ein Kruzifix — (er wähnt, es sei
Der Abgott seiner Seele) — drückt
Mit tausend liebestrunknen Küssen
Es an sein schlagend Herz, — erblickt
Mit kaltem Schau'r, was er gethan,
Und stürzt betäubt dem Gott zu Füßen
Und fleht um einen Blitz ihn an!
Die ihr, von frommem Wahn geblendet,
Den Arm zu Molochsopfern hebt,
O Väter, eh ihr sie vollendet,
Betrachtet dieses Bild und bebt!

Zweiter Gesang.

Nun, da ihr die verliebten Seelen
So unaussprechlich elend seht,
Daß Satan selbst, sie mehr zu quälen,
(So gut er auch die Kunst versteht)
Nicht möglich fände; sagt, was können
Wir eilends für sie thun? — Sie brennen;
Ihr letzter Augenblick ist nah.
O, ist denn zwischen Erd' und Himmel
Kein Engel, sie zu retten, da,
Und käm' er auf Sankt Görgens Schimmel
Geritten — Ach, der Fall ist da,
Wo nur ein Gott ex machina
Uns helfen kann. Sei's um ein Wunder!
Not geht an Mann; wir sinken unter!

251. Gott ex machina, unmittelbares Eingreifen der Gottheit.

So höret also, was geschah:
Ein Schutzgeist — nicht ex machina,
(Denn jeder Mensch hat seinen eignen,
Sagt Hermas, der es wissen muß,
Und Dichter werden's ihm nicht leugnen)
Ihr guter weißer Genius
Demnach — doch, richtiger zu sagen,
Sind's ihrer zwei, die dieses Mal,
Zwei arme Seelen aus der Qual
Zu retten, sich ins Mittel schlagen.
Ein Genius kann, wie ihr wißt,
Viel thun, das uns unmöglich ist,
Kann Wetter machen, donnern, blitzen,
In einem Wink ein Weltchen baun
Und Träume, lieblich anzuschaun,
Aus bunten Morgenwolken schnitzen.
„Ein Traum" — spricht Clärchens Genius
Zu Sixtens — „denkst du nicht, dies brächte
Die Sach' am ehesten zum Schluß?
Versuchen wir's die nächsten Nächte!"
Sie senden also, mit Bedacht,
Stracks in der ersten Osternacht,
Früh, eh die Glock' aus ihren Nestern
Die Brüder aufweckt und die Schwestern,
Zwei Träume, die so gleich sich sahn
Wie neugeborne Zwillingsbrüder.
Mit schlummertriefendem Gefieder
Läßt einer sich auf Sixten nieder;
Der andre schmiegt, wie Ledas Schwan,
Sich sanft an Clärchens Busen an.
Auf einmal stellt der Traum sich ihnen
Gleich einem jungen Cherub dar,
Schön wie die Liebe, hell und klar;
Von Amaranthen und Jasminen
Durchwebt ein Kranz sein goldnes Haar;
Zwei Sterne seine Äuglein schienen,
Und seine Wängelein Rubinen;
Doch deckt ein dreifach Flügelpaar

257. Hermas, ein römischer Judenchrist im 2. Jahrhundert, Verfasser von „Der Hirt".

Mit tausend Regenbogenfarben
Sein zartes Leiblein ganz und gar.
Die beiden armen Seelen starben
Vor Freuden fast ob dem Gesicht.
Es tritt zu ihnen hin und spricht:
„Ich bin der Schutzgeist frommer Liebe,
Und euer Leiden rühret mich;
Es wäre Jammer, sicherlich,
Wofern es unvergolten bliebe.
Hört an! Dort hinter jenem Hain
Erhebt sich zwischen öden Bergen
Der kahle, schroffe Mittelstein;
Scheint recht dazu gemacht zu sein,
Zwei fromme Täubchen zu verbergen.
Ein festes Schloß war's hiebevor;
Noch ragen stattliche Ruinen
Aus wilden Büschen hoch empor,
Die sollen euch zur Zuflucht dienen!
Dort fliehet hin, dort sollt ihr ruhn!
Das weitre wird die Liebe thun."
Drei Nächte nach einander träumen
Die Liebenden den gleichen Traum.
Er heißt sie eilen und nicht säumen;
Und, ihren Zweifeln keinen Raum
Zu lassen, reicht der Cherub ihnen
Sein weißes Händchen, unersucht,
Zum Unterpfand, auf ihrer Flucht
Mit sicherem Geleit zu dienen.
„O lieber, süßer Wonnetraum!" —
Ruft Sixt und springt von seinem Schragen
Lusttaumelnd auf; — „du goldner Traum,
Du sollst es mir nicht zweimal sagen!"
Und gleichwohl, da er nach und nach
Sich kühler mit sich selbst besprach,
Erhoben sich Bedenklichkeiten;
Er wankte noch sogar beim zweiten:
Doch auch den dritten zu bestreiten —
Bewahre Gott! — und müßt' er sich
Durch zwanzig Ritter-Görgens-Drachen

Den Weg zu seinem Nönnchen machen,
Er ist entschlossen festiglich!
  Mit Clärchen, von Gewissen zärter
Und schüchterner, wie billig, als
Ein junger feur'ger Wagehals,
Mit Clärchen ging es ungleich härter;
Wiewohl den Traum, so schön er war,
Mit seinem krausen gelben Haar
Und seinen Regenbogenschwingen
Sich wieder aus dem Sinn zu bringen
Ihr schlechterdings unmöglich war.
„Allein, solch einen Schritt zu wagen!
Ich, eine Gottgeweihte, fliehn
Aus seinen Mauern! Und wohin?
Dir, heil'ge Scham, o, dir entsagen,
Um einem Jüngling nachzuziehn?
Entsetzlich! Nein! Ich kann's nicht wagen!"
  Und doch — wie könnt' es Sünde sein,
So, wie sie liebt, zu lieben? — Nein,
Es kann nicht! Lieben nicht die Engel
Im Himmel auch? Ihr Herz ist rein,
Rein, wie am unberührten Stengel
Die Lilie, zum erstenmal
Halb aufgethan dem Sonnenstrahl.
Entfernt vom eiteln Weltgetümmel
Für ihren Sixt und für den Himmel
In frommer Abgeschiedenheit
Die wenig Tage hinzuleben,
Die ihr der nahe Tod noch leiht!
„Aus seinen Armen hinzuschweben
Ins Reich der Unvergänglichkeit!
O Sixt, an deiner Brust zu sterben,
Von deinen Thränen noch erquickt,
Von dir mein Auge zugedrückt —
Wie? machte dies mich ungeschickt,
Des Paradieses Kranz zu erben?
Und doch! — o Gott, was ist denn dies,
Das mich beklemmt? Warum dies Schauern?
Was ruft mir? Welche Hand ist dies,

Die mich ergreift, in diesen Mauern
Zurück mich hält? Ach! zu gewiß,
Sie warnt mich! Unglücksel'ge, fliehe!
Die Hölle öffnet gegen dich
Den düstern Flammenschlund — Ich glühe!
O alle Engel! rettet mich!"
So ungestüm schlug Well' auf Welle
In Clärchens Brust; sie treibt umher
In einem wilden Zweifelmeer;
Entfliehn ist Tod, und Bleiben Hölle!
Sie kämpft, das gute Seelchen! ach,
Sie kämpft aus allen ihren Kräften;
Doch ihre Kräfte waren schwach;
Sixt zog mit dreimal stärkern Kräften
Ihr liebend Herz dem seinen nach.
Und hieß sie nicht ihr Engel wandern?
Ihr Engel? — Und sie glaubt so dreist,
Daß es der weiße war! Ein Geist
Vertauscht sich leicht mit einem andern,
Zumal der schwarze (wie bekannt)
Gern unsern bösen Lüsten schmeichelt
Und oft im schönsten Lichtgewand
Den reinen, heil'gen Engel heuchelt.
Doch, wie ihm sei, dies ist gewiß,
Die guten Klosterkinder zogen
(Nachdem sie, was ihr Herz sie hieß,
Mit ihrer Pflicht leicht abgewogen),
Wohin der schöne Traum sie wies;
Und wurden sie von ihm belogen,
So werfe jedes, das sich nie
In Fällen dieser Art betrogen,
Getrost den ersten Stein auf sie.
Zu großem Labsal unsrer Frommen
Ist nun die vierte Nacht gekommen.
In beide haucht ihr Genius
Zugleich den nämlichen Entschluß.
Wie sie aus ihrer Klaus' entkommen,
Darüber mag, wie's ihm gefällt,
Sich jedes mit sich selbst vertragen.

Was läßt sich nicht mit Amorn wagen,
Dem größten Zaubrer in der Welt!
Zudem war's in den Ostertagen,
Und Schwesterchen und Brüder lagen,
Nach tausend überstandnen Plagen,
Mit Gottes Gaben wohl gefüllt,
In Schlaf und Weindunst eingehüllt.
Viel Glücks! Die Vögel sind dem Bauer
Entwischt! ringsum ist alles still;
Erstiegen ist die Gartenmauer,
Der Hahn kann krähen, wenn er will.
Auf ungebahnten Pfaden keuchen
Die Pilgrime der Liebe fort;
Hoch schlägt ihr Herz, den sichern Port
Noch vor der Sonne zu erreichen.
Sie wallen führerlos daher,
Von Osten sie, von Westen er,
Nicht ohne Angst und schwere Zweifel,
Ob nicht vielleicht ihr Feind, der Teufel,
Sie durch ein falsches Traumgesicht
Belogen? — „Gott," denkt Schwester Cläre,
„Wenn ich nun hingekommen wäre
Und fänd' ihn nicht! und fänd' ihn nicht!
O alle Heilige und Seelen,
Erbarmt euch eurer armen Magd!
Mein Gott! ich glaubte nicht zu fehlen,
Thät' ich, was Engel mir gesagt.
O gute Geister, tragt Erbarmen,
Nie hätt' ich's aus mir selbst gewagt!"
Indem, noch fern von seinen Armen,
So bitterlich sein Clärchen klagt,
Hat Sixt mit herzlichem Vergnügen
Den hohen Berg bereits erstiegen,
Das Ende seiner schweren Pein.
Er steht und zieht mit vollen Zügen
Die Luft der Freiheit wieder ein.
Nachdem er lang' ein Afterwesen,
Das die Natur nicht kennt, gewesen,
Welch eine Wollust, Mensch zu sein!

„O Clärchen,“ ruft er, „diese Wonne
Mit dir geteilt!“ — und schaut umher
Nach seiner herzgeliebten Nonne,
Erblickt sie nirgends — weg ist Wonne!
Er steht allein, rings um ihn her
Ist Erd und Himmel wonneleer!
Nun färbt der erste Strahl der Sonne
Des Berges Stirne. Unruhvoll
Steigt Sixt herab, den Weg zu wallen,
Auf dem sein Nönnchen kommen soll.
Er ruft ihr laut; die Felsen hallen
Den Ruf zurück, und „Clärchen“ schallt
Vervielfacht durch den Fichtenwald.
Erwachte Nachtigallen feiern
Des Tages Sieg; doch von der teuern
Geliebten Stimme und Gestalt
Ist nichts zu hören noch zu sehen.
Schon will ihm Sinn und Mut vergehen,
Als ihm, indem er Thal und Höhen
Wie ein verrückter Mensch durchschweift,
Auf einmal hinter dichten Hecken
Mit einem Schrei von süßem Schrecken
Sein Clärchen in die Arme läuft.
Verlangt nicht, daß ich ihr Entzücken
Beschreiben soll. Natur, Natur,
Du bist mir heilig! Wer's erfuhr,
Schwatzt nicht von solchen Augenblicken.
Ich seh', ich seh' sie, Brust an Brust,
Entseelt von grenzenloser Lust
Die Augen starr gen Himmel heben;
Er hat sich aufgethan — sie schweben
In seinem Wonneglanz daher,
Nichts Sterblichs ist an ihnen mehr,
Sie schweben auf — ins ew'ge Leben!
Versteinert bleibt ihr Leib zurück
Und zeigt, noch warm vom heil'gen Triebe,
Des Wandrers sanft gerührtem Blick
Dies ew'ge Denkmal ihrer Liebe.

3. Gespräche über einige neueste Weltbegebenheiten, gehalten im Jahre 1782.

Erstes Gespräch.

Walder. Aus dem Munde des einzigen Protestanten, der heute an unsrer Tafel saß, hätte ich mir eine so eifrige Verteidigung des Mönchswesens und der Hierarchie nicht vermutet.

Diethelm. Eifrige, sagen Sie! — Das wäre mehr, als meine Meinung war. Aber beinahe besorge ich selbst, der Mutwillen, womit diese jungen Neulinge auf alles, was ihren Voreltern heilig war, losstürmten, könnte mich wärmer gemacht haben, als ich unter gelaßnern Gegnern geblieben wäre.

Walder. Dafür haben Sie auch mit aller Ihrer Beredsamkeit schwerlich mehr gewonnen, als daß jeder Ihrer Zuhörer mit der Überzeugung weggegangen ist, Sie könnten eine schlimme Sache sehr gut verteidigen.

Diethelm. Was das Gewinnen betrifft, so glauben Sie wohl, daß ich mir von dieser Seite wenig versprochen habe. Die Mönche haben nun einmal den fatalen Zeitpunkt erlebt, wo selbst die Beredsamkeit eines Basilius, Chrysostomus und Bernardus — wenn diese Heiligen auch in Person wiederkämen und ihre Verteidigung übernehmen wollten — zu Schanden darüber würde. Aber wir sind jetzt unter vier Augen, und niemand wehrt uns, einander unsre wahren Gedanken ohne Zurückhaltung mitzuteilen. Halten Sie die Sache, deren ich mich annahm, weil sich sonst niemand ihrer annehmen wollte, wirklich für so schlimm, daß sie keine gute Seite hätte?

19. Basilius, geb. 329 zu Cäsarea in Kappadokien, gest. 379. Die Mönchsgelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams werden auf ihn zurückgeführt. — Chrysostomus, geb. zu Antiochia 347, gest. 14. September 407, berühmter Kirchenvater. — Bernhardus, der heilige Bernhard von Clairvaux, lebte von 1091—1153, entflammte durch begeisterte Reden viele, sich an einem Kreuzzuge zu beteiligen.

Walder. Welche Frage! Wo ist ein Ding der Welt, das keine gute Seite hätte?

Diethelm. Ich will mich genauer ausdrücken. Ich bin überzeugt, daß eine Zeit war, wo das Mönchswesen —

Walder ironisch. Ein vernünftiges, dem ersten aller göttlichen Gesetze — dem Gesetze der Natur — gemäßes und den wesentlichsten Endzwecken der bürgerlichen Gesellschaft sehr beförderliches Institut gewesen? nicht wahr?

Diethelm gelassen. Nun, das möchte ich eben nicht zu behaupten haben! Aber dies werden Sie mir doch zugeben: daß eine Zeit war, wo das Mönchswesen der Kirche und dem Staate viele große und wesentliche Dienste geleistet hat.

Walder. Ich hätte große Lust, Ihnen dies — nicht zuzugeben; und ich würde nicht verlegen sein, zu zeigen, wie Kirche und Staat Mittel gefunden haben könnten, sich diese großen und wesentlichen Dienste durch andre Leute auf eine wohlfeilere und unschädlichere Art leisten zu lassen, als durch die Mönche. Aber dies würde uns zu weit führen, und am Ende doch zur Entscheidung der Frage, wie sie jetzt gestellt wird, wenig beitragen. Gesetzt also, ich hätte Ihnen zugegeben, was Sie verlangt haben: gesetzt, das Mönchswesen habe in jenen finstern Jahrhunderten, wo es entstand und sich so schnell und mächtig ausbreitete, der Welt wirklich Gutes gethan: was beweiset dies für seinen Nutzen, für seine Schicklichkeit im unsrigen? — Es war eine Zeit, wo die Bewohner Europens Eicheln aßen und Büffelshörner vor der Stirne trugen, und sich wohl dabei zu befinden glaubten. Es war eine Zeit, wo der Adel, von Kopf zu Fuß gepanzert, mit Schild und Speer auf Abenteuer auszog, um Räuber und Heiden zu bekämpfen, bedrängte Jungfrauen zu erlösen, Witwen und Waisen zu beschützen, kurz, überall sich des Schwächern gegen den Stärkern anzunehmen — welches wahrlich! ein sehr löbliches Unternehmen ist, und dem Institut der fahrenden Ritterschaft zu seiner Zeit großen Ruhm und Ansehen zu Wege brachte. Wollten wir aber darum diese Zeiten wieder hergestellt sehen?

Diethelm. Warum nicht? Die Menschheit gewänne vielleicht mehr dabei als sie verlöre —

29. bedrängte Jungfrauen zu erlösen. Kaum zwei Jahre früher hatte Wieland im Oberon gesagt: „Des Ritters große Pflicht war Jungfraun zu beschützen" u. s. w. Vergl. Lessing Wieland Heinse S. 10J.

Walder erstaunt. Das Institut der alten Ritterschaft in unsern Zeiten?

Diethelm. Nicht doch! die Zeiten mit dazu: das versteht sich! Zeiten, worin dies Institut an seinem rechten Platze war, und außer welchen freilich Reinhold von Montalban, und der große Roland selbst nur Don Quichotten wären.

Walder. O! das ist ein anders, mein Herr! Ich dachte, wir sprächen im Ernste. Wenn es aber aufs Wünschen ankommen soll, warum wünschen wir nicht lieber gleich mit Einem großen Zauberwunsche das ganze Geschlecht Adams nach Eldorado, oder ins Severambenland? — Bis dahin ließen wir, dächte ich, die Zeiten wie sie sind: und da möchten denn wohl in den unsrigen die Mönche gerade so nötig und nützlich sein als — die Ritter von der runden Tafel.

Diethelm. Auch glauben unsre vernünftigen Leute an ihre Skapuliere, Lorettenglöckchen, Lukas- und Agathazettel, Ignatiusbleche, C † M † B †, wunderthätige Bilder, Gespensterhistorien, Exorcismen u. s. w. gerade soviel als an die bezauberten Waffen, Talismane, unsichtbarmachende Ringe, Hippogryphen, Wassernixen, Zauberer und Feen der Ritterbücher — das gebe ich gerne zu. Aber, mein Freund, die runde Tafel, die Turnierspiele und das ganze irrende Ritterwesen ist vorbei: das Mönchswesen hingegen hat sich, trotz aller Policierung, Aufklärung und bessern Staatsorganisierung des christlichen Europa, bis Anfang dieses 1782sten Jahres im Besitz aller seiner, wohl oder übel, erworbenen Rechte, Befreiungen, Güter und Reichtümer — und (was nicht das Unbedeutendste ist) auch im Besitze seines Einflusses auf den größern Teil des geistlichen und weltlichen, hohen und niedern Popelli in der katholischen Christenheit erhalten — und dies, deucht mich, macht einen großen Unterschied.

Walder. Sie meinen also, ein so weit ausgebreitetes, so tief eingewurzeltes Institut, wie das Mönchswesen noch bis diesen Tag ist, könne leichter verbessert als gänzlich aufgehoben werden?

Diethelm. O, was das betrifft, auch das letztere möchte in unsern Tagen leichter zu bewerkstelligen sein, als man beim ersten Anblick denken sollte. Weder die Mönche noch die Laien sind in diesem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts mehr was sie

28. Popellus, das Völkchen, das gemeine Volk.

ehemals waren. Jene scheinen die Unfüglichkeit ihres Daseins in der Welt, wo der Mann im Mond kaum eine seltsamere Figur machen würde, unter Menschen, denen sie teils sehr entbehrlich, teils überlästig, teils gar verächtlich sind, selbst zu fühlen. Nichts entschädigt sie mehr für das Opfer aller ihrer Menschenrechte und Ansprüche an häusliches Glück, das sie ihrem unnatürlichen Stande bringen müssen. Die Besten unter ihnen (und wer leugnet, daß es nicht sehr vortreffliche, sehr ehrwürdige Männer unter ihnen giebt?) wissen sehr wohl, daß sie das, was sie sind, auch in einem andern Stande sein könnten, und seufzen heimlich unter der erdrückenden Last ihrer Gelübde, welche zu tragen man entweder ein Halbgott oder — ein Vieh sein muß. Überall setzt sich die Vernunft unvermerkt wieder in den Besitz ihrer unverlierbaren Rechte, und selbst von den Augen des Volks fällt eine Schuppe nach der andern ab. Wenigstens in den höhern Ständen blenden die alten Blendwerke niemand mehr. Popanze, deren bloßer Name sonst Helden zittern machte, werden jetzt sogar von Knaben verlacht. Der furchtbare Fluch des Ernulfus, der ehemals so große politische Wunder wirkte, hat die magische Kraft verloren, die ihm die unwissende Einfalt unsrer Voreltern beilegte — kurz, alles ist zu einer großen Revolution vorbereitet, die der Herrschaft des Aberglaubens den Untergang droht und die Religion in ihre ursprüngliche edle Simplizität und wohlthätige Lauterkeit wieder einzusetzen verspricht.

Walder. Dank sei dem Himmel, wenn es so ist! — Aber was für Aussichten giebt Ihnen dies für die Sache, die Sie in Ihren Schutz genommen haben? Was meinen Sie, daß die geistliche Ritterschaft des römischen Hofes sich von dem Tage, der in den Köpfen aller guten Katholiken aufzugehen anfängt, zu versprechen hat?

Diethelm. Wenn ich glaube, daß die gänzliche Einziehung und Abschaffung aller religiösen Ordensstiftungen in unsern Zeiten eine sehr mögliche Sache sei, so habe ich damit noch nicht eingestanden, daß ich sie so geradezu für billig, oder der Kirche und dem Staat für zuträglich halte.

Walder befremdet. Wie? Die Mönche, unter irgend einer Gestalt oder Modifikation, bei welcher sie Mönche bleiben, der Kirche, dem

18. Ernulfus, vgl. die Erwähnung desselben in Clelia und Sinibald.

Staat nützlich? Sie machen mich auf den Beweis eines so paradoxen Satzes sehr begierig!

Diethelm. Ich sage nicht, daß die Mönche, unter irgend einer Modifikation, bei welcher sie solche Mönche bleiben wie sie bis jetzt sind, von einigem Nutzen, der sie der Erhaltung wert machte, sein würden. Ganz gewiß ist das, was Sie und ich unter dem Mönchsgeiste verstehen, einer der unsaubersten Geister, die jemals von menschlichen Leibern Besitz genommen haben. Aber, was hat die ursprüngliche Regel des heil. Augustins oder Benedikts mit dem Mönchsgeiste zu schaffen? Und wenn nun eine Anzahl Klöster in jedem katholischen Lande auf die genaueste aber freiwillige Beobachtung dieser Regeln zurückgesetzt würde (solange es noch Menschen geben mag, die sich aus eigner Bewegung dazu entschließen), hätten wir nicht Ursache, solche Institute, zumal wenn sie noch alle Modifikationen, die der Aufklärung und Bedürfnis unsrer Zeit angemessen sind, erhalten hätten, für nützlich anzusehen?

Walder. Und diese Modifikationen? worin sollen sie bestehen?

Diethelm. Ich denke mir, zum Beispiel, eine Art von klösterlichen Stiftungen, worin eine kleine Anzahl (denn klein wird sie unter diesen Umständen immer bleiben) von Personen, die sich zu einem kontemplativen und abgeschiednen Leben berufen fühlten, mit freiwilliger Begebung aller Vorteile der Welt, aber auch ohne ihre Pflichten, Sorgen und Zerstreuungen, sich lediglich der ruhigen Betrachtung der himmlischen Wahrheiten widmeten, und in ihrem Wandel die Unschuld, Einfalt und Reinigkeit des ersten Christentums darstellten. Ich entferne von einem solchen Institute alle Formen, Gebräuche und Übungen, die an der beschränkten Vorstellungsart jener Zeiten der Unwissenheit und Einfalt hangen und mit den richtigern Begriffen der unsrigen unverträglich sind. Ich entbinde sie von dem Zwang ewiger Gelübde, lasse ihnen die Freiheit, in die Welt zurückzukehren —

Walder. Kurz, Sie heben die religiösen Orden mit ihrer

9. die ursprüngliche ... Benedikts stellt Wieland hier dem „Mönchsgeiste" gegenüber, jedoch wohl mehr dem Mönchsgeiste im allgemeinen, wie er sich z. B. bei den Franziskanern zeigte, als dem Geiste der späteren Augustiner und Benediktiner insbesondere. Aus den Augustinern gingen am Ende des Mittelalters ein Andreas Proles, Staupitz und Luther hervor, und zu den Benediktinern gehörten die Mönche von Huysburg bei Halberstadt, die mit Gleim, Herder und wahrscheinlich auch mit Wieland in Verbindung standen. In einem neueren ungarischen Drama von Gottfried Schröer (Christian Öser) werden Benediktiner und Franziskaner dadurch charakterisiert, daß der Benediktiner sagt: Sanctus Benedictus benedicat und der Franziskaner trotzig hinzufügt: Sanctus Franziscus franziscat, womit angedeutet werden soll, daß der Franziskaner nicht einmal Latein verstehe.

ganzen dermaligen Verfassung, ihre Gesetze, Gebräuche und Übungen, ihre Disziplin und Hierarchie, ihren Geist und Zweck auf, nehmen den reichen Ordensleuten ihren unnützen Reichtum, den armen ihren dem Volk überlästigen Bettelsack ab, und verwandeln, durch eine Operation, die alle Verwandlungen der Fabel übertrifft, die Klöster und ihre dermaligen Einwohner aus dem, was sie jetzt größtenteils sind,

— fruges consumere nati,
remigium vitiosum Ithacensis Ulyssei,

in apostolische Christen, wie sie sich dem guten mystischen Fenelon, in den seligen Träumen seiner sanften Seele, nach dem Ideal eines Ignatius, Polycarpus u. s. w. darstellten! — Lieber Freund! was soll ich Ihnen antworten, wenn Sie die Beibehaltung des Mönchswesens auf Ovidische Metamorphosen gründen?

Diethelm. Lassen Sie mich den Ausleger meiner Meinung sein, Walder! Ich gestehe gerne, daß die ungeheure Anzahl der Mönche, die jetzt für manchen Staat so drückend ist, durch meinen Vorschlag im ganzen vielleicht auf wenige Hundert zusammenschmelzen würde. Desto besser! Diese wenigen würden der Welt in zehn Jahren mehr gutes thun, als die ganze Möncherei, wie sie bisher gewesen ist, in ebensoviel Jahrhunderten. In ihren einsamen Wohnungen würden sich Menschen bilden, wie man in der Welt keine mehr sieht, und wie die Welt doch so sehr vonnöten hat — wahre Gottesmänner, echte Weise, über welche die Verführungen und Versuchungen, denen wir andern Weltleute fast immer unterliegen, keine Gewalt hätten; die, zu Erduldung jedes Ungemachs, zu Entbehrung jeder Gemächlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens gewöhnt, den festen Mut und die aushaltende Stärke hätten, sich dem Strome des sittlichen Verderbens entgegenzustellen und Wahrheit, Gerechtigkeit, allgemeines Bestes zu ihrem einzigen Zwecke zu machen. Sagen Sie mir, wo anders als in einer solchen Lebensordnung hätte sich ein Mann, wie der große Ximenes, bilden können? Ein Mann, dessen Charakter der Menschheit soviel

10. Fénélon, geb. 6. August 1651, gest. 7. Januar 1715. Er ist der Verfasser des Télémaque. Wieland aber denkt hier wohl daran, daß er mit Erfolg und großer Weisheit eine Missionsgesellschaft zur Bekehrung von Hugenotten leitete, sich dabei aber die Hülfe der Dragoner verbat. — 14. auf Ovidische Metamorphosen, auf eine gänzliche Umwandlung. Zu einer solchen waren zuletzt die Benediktinermönche allerdings zum Teil bereit, wie van Eß' Schrift über Kloster Huysburg beweist. — 32. Ximenes. Gemeint ist Francesko Ximenes, während der Minderjährigkeit Karls I. (1516) Regent von Spanien.

Ehre bringt, daß ich (falls die Sache von mir abhinge) versucht wäre, die ganze unzählbare Familie des guten seraphischen Vaters — so wenig ihrer auch darunter sind, die er für seine Söhne erkennen würde — beizubehalten, wenn ich gewiß wäre, daß alle fünfzig Jahre nur ein einziger Ximenes aus ihrem Schoße hervorgehen sollte.

Walder. Ich verehre den großen Mann wie Sie: aber wahrlich, das hieße einen Ximenes teuer erkauft! Und warum so teuer? Erinnern Sie sich des eben so vortrefflichen, vielleicht im Grunde noch größern und bessern Johann von Palafox! Welchem Helden der Tugend, den irgend ein Zeitalter hervorbrachte, kann man diesen Mann nicht an die Seite stellen? — Und Palafox war kein Mönch! — Männer von dieser Art sind außerordentliche Erscheinungen in der moralischen Welt. Sie werden weder in Klöstern noch Philanthropinen gebildet: sie fallen gleichsam aus den Wolken herab. Der Himmel selbst hat sie erzogen, sie zu besonderen Verrichtungen, die nur durch sie geschehen konnten, herabgeschickt und ausgerüstet; sie erscheinen, führen ihren Auftrag aus und verschwinden wieder, ohne einen Nachfolger zu hinterlassen. — Lieber Freund! So wenig an der Zahl auch die Klöster sein möchten, welche Sie beibehalten wissen wollen: so würden auch diese wenige zuviel sein, wenn Sie keine andre Absicht dabei hätten, als Männer Gottes, in der reinen Bedeutung dieses Wortes, darin gebildet zu sehen. Schulen, Seminarien, Institute, unter welchem Namen Sie wollen, können (wenn's noch gut geht) brauchbare Gelehrte, Geschäftsmänner, Kameralisten, Negozianten, Kriegsleute u. s. w. erziehen: aber die Ximenes, die Paolo Scarpi, die Palafox kommen von selbst. Ich frage noch mehr. Wenn Sie die Saiten auch nicht so hoch spannen, wenn Sie in den wenigen Klöstern, auf welche Sie das Mönchswesen zurücksetzen, auch nur eine gewöhnlichere Art von Menschen, aber reine Sitten, exemplarische Frömmigkeit, und den Geist des unverfälschten Christentums sehen wollten: so würden Sie gleichwohl ihres Zweckes verfehlen; und diese Wenigen, so gut auch ihr Anfang sein möchte, würden binnen fünfzig Jahren schon wieder so unlauter und verdorben sein, als der Orden der Mindern Brüder schon bei Lebzeiten seines unschuldigen und wohlmeinenden Stifters war.

10. Palafox aus einer vornehmen aragonischen Familie. — 37. Stifters, vgl. die nächsten Zeilen.

Diethelm. Die Ursachen, warum die Familie des H. Franziskus sobald ausartete, würden bei meinen Klöstern, unter den Modifikationen, die ich voraussetze, gänzlich wegfallen —

Walder. Nun ja — ich besinne mich! Ihre Mönche würden freilich — keine Mönche sein. —

Diethelm. Eine Art von Cönobiten, christliche Pythagoreer, wenn Sie wollen, auf eine kleine Anzahl und auf das bloße Notwendige eingeschränkt, einer zweckmäßigen Lebensordnung oder Regel freiwillig unterworfen, übrigens einander alle gleich, und von der Hiercharchie ganz abgeschnitten — wo sollte da die Verderbnis herkommen?

Walder. Wo sie herkam, als nur ein Paar Menschen in der Welt war, und unschuldigere Menschen, als Sie unter allen Mönchen und Nonnen in der Christenheit finden werden. Aber ich will über alles hinausgehen, was ich sagen könnte, um zu beweisen, daß Ihre christliche Pythagoreer sich unvermerkt entweder in bloße Philosophen, Mathematiker, Fernseher, Sprach- und Altertumsforscher — oder in eine neue Art von Jesuiten — verwandeln, oder ganz aussterben würden. Ich will Ihnen die etliche Hundert Cönobiten, die Sie auf Ihre vorgeschlagene Weise beibehalten oder vielmehr neugestiftet wissen wollen, gelten lassen. Aber, was sind diese gegen das ganze unermeßliche Mönchswesen, welches Sie entweder abschaffen oder, wie es jetzt ist, lassen müssen? Daß das letztere ungereimt sei, haben Sie selbst eingestanden: und das erstere würde, wie Sie sagen, weder billig, noch dem Staat und der Kirche zuträglich sein.

Diethelm. Sie erinnern mich, daß ich Ihnen meine Erklärung über einen heutigs Tages so parador klingenden Satz noch schuldig bin. Gut! — ich will Ihnen aufrichtig sagen, wie ich die Sache ansehe. — Sie hat viele Seiten, und kann aus mehr als einem Gesichtspunkte betrachtet werden! Allein unter diesen verschiedenen Gesichtspunkten ist doch nur einer, woraus sie angesehen werden muß, wenn die Frage ist, ob die klösterlichen Stiftungen länger bestehen sollen oder nicht? Und diesen Gesichtspunkt kann doch bloß die Gerechtigkeit und das allgemeine Beste angeben. Die religiösen Orden, sowohl diejenigen, deren

Wohlbegründete fruchtbare Kapitale
Aus fetten Gütern uns entgegenglänzen,

als diejenigen, die, wie Homers Kyklopen,

— — — sich auf die Güter verlassend
Nimmer pflanzen noch säen und nimmer die Erde beackern,

alle diese Orden sind nun einmal größtenteils seit vielen Jahrhunderten im rechtmäßigsten, auf landesfürstliche und päpstliche Vergünstigungen, und — was ihre Güter betrifft — entweder auf fromme Stiftungen und Schenkungen, oder auf bürgerliche Kontrakte bestens begründeten Besitz ihrer Rechte, Befreiungen, Güter und Einkünfte. Wenn ein so wohl begründeter Besitzstand nicht hinlänglich ist, eine Gesellschaft oder Gemeinheit bei ihrem Eigentume zu schützen: wer würde künftig bei dem Seinigen sicher sein? — Aber, wenn diese Betrachtung auch nicht im Wege stünde: wie ungewiß ist es immer, ob der Gebrauch, den man von den Reichtümern der geistlichen Orden machen wird, den Staat für das, was er durch ihre Aufhebung verlöre, entschädigen werde? Ich verstehe unter dem Staate diejenigen, um derentwillen der Staat, oder die bürgerliche Verfassung da ist — denn ein Grundsatz, über welchen wir hoffentlich einig sind, ist: daß der Staat der Menschen wegen, und nicht die Menschen des Staats wegen da sind.

Walder. Eh der Staat ist, müssen freilich Menschen sein, und alsdann wird er allerdings um der Menschen willen errichtet: sobald er aber eingerichtet ist, kann man mit der größten Richtigkeit sagen, daß die Menschen ebensowohl des Staats wegen da sind, als dieser der Menschen wegen. Aber was wollen Sie aus diesem Grundsatz erweisen?

Dietherlm. Ich denke, Sie werden mir zugeben, daß es nicht bloß Aberglauben oder dumme Ehrfurcht vor uralten Vorurteilen ist, was die Klöster bei den großen Veränderungen, die in allen übrigen Teilen der alten Verfassung Europas vorgegangen sind, bis auf diesen Tag erhalten hat. Ohne Zweifel hat der weitausgebreitete Vorteil, den die Bewohner der katholischen Staaten von diesen Instituten ziehen, vielleicht das Meiste dazu beigetragen. Man kann sie als eine Art von Fideikommissen ansehen, die eben so viele nie versiegende Quellen von Versorgung vornehmlich für den Bürger- und Bauernstand sind, welche diesen Ständen zu entziehen um so unbilliger scheint, je mehr die Bedürfnis solcher Hilfsquellen täglich zunimmt. Solange die Klöster beibehalten werden, kann doch jeder Hausvater, der sich mit einer zahlreichen Familie beladen sieht, darauf zählen, eines oder mehrere seiner Kinder auf diese Weise —

Walder ihm einfallend. Sich mit Ehren vom Halse zu schaffen? — Bei den Sinesern wirft man die Neugebornen, wenn man nicht Lust hat sich mit ihrer Erhaltung abzugeben, in die Kanäle oder auf die Straße; und dies Mittel, so grausam es ist, ist doch kaum grausamer als Ihr angerühmtes Versorgungsmittel, wenigstens in manchen Fällen. Sprechen Sie im Ernste, Diethelm? oder soll ich Ihnen die Schriften nennen, worin Sie diesen angeblichen Vorteil der Klöster auf seinen wahren Wert reduziert finden können, und die — in jedermanns Händen sind?

Diethelm. Ich will Ihnen diese Mühe ersparen. Alle Stände in der Welt haben ihr Gutes und Böses. Der Klosterstand hat Ungemächlichkeiten, welche durch die bloße Freiheit, ihn wieder verlassen zu dürfen, hinlänglich vergütet würden.

Walder. Die Untersuchung dieses Punkts möchte uns zu weit führen. Aber wenn wir auch diese Art von Kinderaussetzung, die man Versorgung in einem Kloster nennt, in Rücksicht auf die Ausgesetzten für eine wirkliche Versorgung gelten lassen wollten, so blieben noch immer die Fragen zu beantworten: befinden sich die Familien desto besser dabei? Würde es für den Bürger- und Bauerstand nicht zuträglicher sein, wenn er für das, was es ihn kostet einen Sohn in ein Kloster zu bringen, und (falls es in einem Mendikantenorden ist) ein lebenslänglicher Wohlthäter dieses Ordens zu sein, — wenn er, sage ich, seinen Sohn dafür irgend eine bürgerliche Hantierung ergreifen ließ, wobei er durch Geschicklichkeit, Fleiß und gute Aufführung sich selbst, seiner Familie und dem Staate nützlicher sein könnte als in dem unfruchtbringenden Stand eines geweihten Müßiggängers?

Daß dies Wahrheit sei, davon kann sich jedermann augenscheinlich überzeugen, wenn er in Deutschland die Volksmenge und den Nahrungsstand der protestantischen Länder (wo man seitritthalbhundert Jahren von dieser traurigen Ressource nichts weiß) mit beidem in den katholischen vergleichen will. Wie hoch sich der geistliche Vorteil belaufen kann, den ein Staat von so oder soviel tausenden, zehntausenden oder hunderttausenden meistens wohlgenährter, gesunder und baumstarker Mönche ziehen mag, deren Seelen- und Leibeskräfte (wenigstens soferne sie ihren Gelübden treu bleiben) für das gemeine Wesen gänzlich verloren gehen, und

22. Mendikanten, Bettelmönche. — 30f. seit dritthalbhundert Jahren. Schon zur Zeit der Reformation hatten die Fürsten viele Klöster aufgehoben.

die ihren Mitbürgern mit nichts als — Singen und Beten dienen, will ich andern zu berechnen überlassen. Aber dies ist offenbar: daß sich sowohl von den Klostergütern als von den Klostermenschen kein Gebrauch erdenken läßt, der dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft mehr zuwider und mit der jetzigen oder jeder andern vernünftigen Weltverfassung unverträglicher wäre, als derjenige, der davon gemacht wird, solange das Mönchswesen auf dem Fuße bleibt, wie es bisher in Deutschland und einigen andern europäischen Ländern gewesen ist.

Diethelm. Habe ich Ihnen die Notwendigkeit einer durchgängigen gründlichen Reformation desselben nicht schon eingestanden? Aber reformieren ist nicht aufheben; und alles was ich am Ende behaupten will, ist bloß: daß die Klöster nicht aufgehoben werden sollten, solange eine Möglichkeit ist, sie dem gemeinen Wesen nützlich zu machen. Und wer kann an dieser Möglichkeit zweifeln? Die Klosterleute leisteten ehemals der Kirche und dem Staat gute Dienste. Warum sollten sie das, unter den gehörigen Abänderungen, nicht auch noch jetzt thun können? Man gebe ihnen eine unsern Zeiten angemessene Einrichtung und Bestimmung. Man verwandle den größten Teil der Klöster, nach Maßgabe ihrer Lage, Einkünfte u. s. w., in wohleingerichtete Hospitäler, Findelhäuser, Waisenhäuser, Arbeitshäuser u. s. w. und beschäftige die Mönche mit der Aufsicht, Besorgung und Bedienung derselben im Leiblichen und Geistlichen. Man schaffe einige andre in Erziehungsinstitute um — etwa nach dem Muster der württembergischen Klosterschulen, oder der Schulpforte, des Klosters Berga bei Magdeburg u. a., in welchen seit einem paar Jahrhunderten so viele gelehrte und berühmte Männer ihre erste Bildung erhalten haben — so werden sie auch unsern Zeiten nützlich werden! Ihre Stiftungen, ihre Güter und Reichtümer sind nun einmal zu frommen Verwendungen gestiftet. Die wohlmeinende aber übelberichtete Einfalt unsrer Voreltern hat sie Gott und seinen Heiligen geschenkt, und auf ewig zum unveräußerlichen Eigentum übergeben — Gott und seine Heiligen (sagt man) können nichts von diesen Geschenken und Vermächtnissen brauchen. — Gut! Aber der Geist des Christentums und die klaren Vorschriften Jesu Christi sollen die Ausleger der frommen Meinung jener Stifter und Wohlthäter der Klöster sein.

26. Kloster Berga, die Geschichte desselben erzählt Holstein in den Jahrbüchern von Masius von 1886, Heft 1—9; dort war Wieland Gymnasiast gewesen.

Was Gott gewidmet wird, ist zu Gott gefälligen Werken gewidmet. Die Gott gefälligsten Werke sind die Werke der Menschenliebe; und die wohlthätigsten von diesen sind fortdaurende, wohl unterhaltene, und gewissenhaft verwaltete öffentliche Anstalten zu Versorgung hilfsbedürftiger Notleidenden; Anstalten, wodurch der menschlichen Gesellschaft unzählige brauchbare Glieder erhalten werden, die sonst zu Grunde gehen müßten, unzählige brauchbar gemacht werden, die ihr sonst nur überlästig wären. Ordensleute — die sich auf eine besondere Art, und mit verdienstvoller Verleugnung aller zeitlichen Vorteile und Weltfreuden, lediglich Gott, d. i. ihrem Nebenmenschen um Gotteswillen, zu dienen verlobt haben — schicken sich am besten, den verschiednen Ämtern und Bedienungen, welche in solchen Instituten nötig sind, vorzustehen — da sie reinere Beweggründe als die Weltleute, und weder ihre Zerstreuungen, noch Versuchungen, noch eigennützige Nebenabsichten haben. Wie wohlthätig, wie segensvoll könnten auf diese Weise die Klosterstiftungen für die Menschheit und für die Staaten werden, worin sie sich noch in so großer Anzahl befinden! — Und wenn die Heiligen im Himmel (wie die katholische Kirche glaubt) noch immer den wärmsten Anteil an allem Guten, was auf Erden geschieht, nehmen: wie sehr würden sich die frommen Ordensstifter Augustin, Benedikt, Bernhard, Benno, Norbert, Franziscus, Dominicus u. s. w. erfreuen, ihre so zahlreichen und größtenteils so wohl begüterten Familien aus einer anstößigen und verächtlichen Unbrauchbarkeit herausgehoben und aus fruges consumere natis (wie sie jetzt meistens sind) in die wohlthätigsten und ehrwürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft verwandelt zu sehen!

Walder. Und glauben Sie, mein Freund, daß die Söhne der vorbelobten heiligen Ordenspatriarchen Augustin, Benedikt, Bernhard, Benno u. s. w. geneigt sein würden, diese heilsame Verwandlung zu erleiden, wenn es von ihrem Willen abhinge?

Diethelm. Ich habe, wenigstens von vielen unter ihnen, eine so gute Meinung, daß ich mir getraute, es auf ihren Willen ankommen zu lassen. Gesetzt aber auch, der Willigen wären weniger als ich mir vorstelle: sollte dies eine so löbliche, so gemeinnützige, so nötige Veränderung aufhalten können? In einem solchen Falle ist die höchste Macht im Staat berechtigt, Leuten, die nicht wollen was sie sollen, den Willen zu machen.

Walder. Aber Sie scheinen vergessen zu haben, daß sich alle

diese ehrwürdige Herren, aus denen Sie Spitalvorsteher, Waisenpfleger, Krankenwärter u. s. w. machen wollen, der Kirche und nicht dem Staate gewidmet haben? Daß die meisten unter ihnen Priester sind —

Diethelm. Was sie, nach dem Bedürfnis der Kirche und selbst nach der ursprünglichen Regel und Bestimmung ihres Ordens, nicht sein sollten! — Da treffen Sie just auf den rechten Fleck, Walder! Das Priestertum der Mönche ist gerade der erste Mißbrauch, dessen Abschaffung in unsern Zeiten unumgänglich nötig ist. Die Kirche braucht keine größere Anzahl von Priestern, als die Handhabung des öffentlichen Gottesdienstes und das, was man Seelsorge nennt, erfordern. Dieser Grundsatz macht wenigstens den größten Teil der Priestermönche zu höchst entbehrlichen Überzähligen, die im Weinberge des Herrn müßig und (wie die Erfahrung lehrt) den wirklich angestellten Arbeitern nur im Wege stehen. Wenn es also unleugbar ist, daß die Kirche ihrer nicht bedarf, warum sollte der Umstand, daß sie sich der Kirche oder vielmehr dem Dienste Gottes gewidmet haben, ein rechtmäßiges Hindernis sein können, sie samt und sonders zu solchen wohlthätigen Verrichtungen zu gebrauchen, die eben darum, weil sie dem Staate wichtig und unentbehrlich sind, dem allgemeinen Vater der Menschen gewiß nicht weniger wohlgefällig sein können?

Walder. Sie kommen dem Grunde der Sache immer näher, und so nahe, daß wir unvermerkt zusammentreffen und die Auflösung des Problems, die wir suchen, auf einmal gefunden haben werden. Alles kömmt zuvörderst darauf an, daß wir uns recht verstehen, d. i. bei den Worten, die wir gebrauchen, einerlei denken und die Frage in ihre einfachsten Bestandteile auflösen. Fürs erste also, lassen Sie uns alles Zweideutige von den Worten Kirche und Staat entfernen. Man hört und liest nur allzu häufig, daß von beiden so gesprochen wird, als ob sie einander entgegengesetzte Dinge wären und ganz verschiedenes Interesse hätten. Diese Art zu reden setzt sehr verworrene und irrige Begriffe voraus. In einem christlichen Staate können Kirche und Staat unmöglich zweierlei Interesse haben: man müßte denn (durch einen offenbaren groben Mißbrauch der Worte) Kirche und Klerisei für einerlei nehmen; welches gerade so wäre, als wenn man Staat und Staatsbediente für gleichbedeutende Dinge ausgeben wollte. In einem Staate soll und darf es keine Mitglieder geben, die den allgemeinen

Gesetzen nicht unterworfen sind, von demjenigen, dem die höchste Gewalt des Staats übertragen ist, nicht abhängen und zum gemeinen Besten nichts beitragen; giebt es aber wirklich solche Glieder, so müssen sie, eben darum, als unnütze und schädliche Auswüchse, Kröpfe, Schwämme u. s. w. auf jede mögliche Art, wie es mit der mindesten Gefahr des Ganzen geschehen könnte, ausgerottet werden. Ein christlicher Staat hat hierin vor den übrigen nichts besonders. Was man in ihm die Kirche nennt, ist kein eigner unabhängiger Staat im Staate. Sie ist die Totalsumme aller Glieder des gemeinen Wesens, insoferne sie sich zum christlichen Glauben bekennen. Setzen Sie noch das Wort katholisch hinzu, die Natur des Staats bleibt immer ebendieselbe. Kirche und Staat, Staat und Kirche, immer ein Ganzes aus ebendenselben Teilen, eine Gesellschaft ebenderselben Menschen, Staat genannt, insofern sie ihr gemeinschaftliches irdisches Wohl betreiben, Kirche, insofern sie an Christum glauben. Es ist also ungereimt, die nämliche Gesellschaft von Menschen unter verschiednen Benennungen und in verschiednen, aber vollkommen verträglichen Ansichten sich selbst entgegenzustellen. — Was zur Wohlfahrt des Staates wesentlich ist, kann der Kirche ebensowenig nachteilig sein, als der Kirche etwas nützlich sein kann, was dem Staate verderblich ist.

Diethelm. Setzen Sie immer voraus, daß wir in Grundsätzen von solcher Unleugbarkeit wie diese einverstanden sind.

Walder. Gut! So lassen Sie uns denn sehen, wohin sie uns führen werden.

Walder. Man sagt: „es war eine Zeit, wo die Mönchsorden der Kirche und dem Staat zugleich nützlich waren.“ Wenn je so eine Zeit war, so ist sie wenigstens schon lange vorbei. Und was für eine Zeit war das, mußte das sein, in welcher ein solches Institut dem gemeinen Wesen wohlthätig sein konnte? Jahrhunderte der Barbarei und Verfinsterung, die man zur Ehre der Menschheit aus ihren Jahrbüchern möchte auslöschen können, wenn sie nicht als warnendes Beispiel für die künftigen Zeiten lehrreich wären; wenn den Völkern, die jetzt (ohne den Wert davon zu fühlen) der unendlichen Vorteile der Aufklärung genießen, soviel daran gelegen wäre, zu wissen, durch welche Stufen die Nationen, die vor 2000 Jahren der halben Welt Künste, Wissenschaften, Gesetze und Sitten gaben, nach und nach so tief verfallen, zu einem Grade von Schwäche, Verderbnis, Unwissenheit, Aberglauben

und Verwilderung herabsinken konnten, daß die Wilden in Nordamerika mit ihnen verglichen für edle Menschen gelten mögen! Wenn auch in so abscheulichen Zeiten einige Mönche hier oder dort etwas dazu beigetragen haben, daß es nicht noch schlimmer wurde: sollen wir, dieses Verdienstes ihrer Vorfahren vor sechs- oder achthundert Jahren wegen, Institute fortdauern lassen, die soweit entfernt sind, der jetzigen Weltverfassung nützlich zu sein, daß es nicht einmal möglich ist, ein Mittel zu erdenken, wie sie nur unschädlich gemacht werden könnten?

Aber, wieviel geht auch, bei näherer und unbefangener Überlegung, von jenen vorgeblichen Verdiensten ihrer Vorfahrer in den barbarischen Jahrhunderten ab; und wie unbedeutend werden die wirklichen Dienste, die sie der Welt gethan haben, gegen das unendliche Böse, das auf ihre Rechnung kommt! „Sie haben, sagt man, so viele Wildnisse und Öden in Paradiese verwandelt!“ — Können wir blöde genug sein uns einzubilden, daß dies alles nicht auch ohne sie hätte geschehen können und ohne sie geschehen wäre? — „Sie haben so viele gute Bücher abgeschrieben! Ihrem Fleiße haben wir's zu danken, daß sich in jenen finstern Zeiten noch so viele Werke der besten alten griechischen und lateinischen Schriftsteller erhalten haben!“ — Aber, wer hat denn mehr zur Verfinsterung dieser Zeiten beitragen, als die Mönche? Waren's nicht die Mönche, die, so bald sie zu Ansehen und Einfluß gelangten, nichts Angelegners hatten, als allen freien Gebrauch der Vernunft, alle wahre Philosophie zu unterdrücken, und jenen Meisterstücken der alten Dichter und Weisen, welche sie den Leuten auf alle mögliche Art aus den Händen rissen, ihre eignen mißgeschaffnen Hirngeburten zu unterschieben? Was für Dank ist man ihnen also dafür schuldig, daß sie, einige Jahrhunderte später, alte Bücher abgeschrieben, nachdem sie es dahin gebracht hatten, daß sie beinah allein schreiben und lesen konnten? Unter allen Monopolien ist gewiß dasjenige, welches sie so lange Zeit mit der Gelehrsamkeit trieben, das verderblichste. Und wer ist der Litterargeschichte so unkundig, um nicht zu wissen, in was für einem heillosen Zustande Litteratur, Philosophie und Theologie sich befanden, so lange sie in den Händen der Mönche blieben? Wem ist unbekannt, wie sehr es in jenen Zeiten — und in der That

28. zu unterschieben statt unterzuschieben. Wieland kämpfte nach dieser Stelle gegen die Trennung der trennbaren Partikel.

zu allen Zeiten — das Interesse der Mönche war, sich aller Aufklärung, aller Ausbreitung der nützlichsten Kenntnisse, allem Geiste der Untersuchung und des Selbstdenkens zu widersetzen? Sogar das, was sie unverschämt genug waren für Philosophie auszugeben, was war es anders als Schlingen für den Menschenverstand? Spinnengewebe, in welchen sich diejenigen verfangen sollten und mußten, die etwas in sich fühlten, das sich dem unterdrückenden Despotismus der Hierarchie entgegenbäumte?

Diethelm. Die reine Wahrheit zu sagen, die Mönche sind verloren, wenn sie keine bessern Behelfe vor sich haben, als die Verdienste ihrer Orden in den vergangenen Zeiten. Ich zweifle sehr, daß eine genaue Prüfung derselben im Detail ihnen vorteilhaft sein würde. Was sie allenfalls Gutes gestiftet, haben sie für ihr eignes Interesse gethan —

Walder. Und (was wir nie vergessen müssen) es war bloß zufällig, und würde, wenn gar keine Möncherei in der Christenheit existiert hätte, durch andre Mittel und Wege eben so gut und mit unendlich wenigerm Schaden des Staats bewirkt worden sein. Doch, ich habe dieses armseligen Behelfs nur erwähnt, weil es noch immer Leute giebt, die einen Beweis ihrer Gerechtigkeit und Unparteilichkeit abzulegen glauben, wenn sie entweder jene zufälligen und zweideutigen Verdienste der Klöster, oder die wirklichen Verdienste einzelner frommer oder gelehrter Ordensmänner dem Mönchsinstitute überhaupt zum Verdienst anschreiben — als ob der Mann, der als Mönch ein rechtschaffner, oder aufgeklärter und mit nützlichen Talenten begabter Mann ist, es nicht auch ohne Kapuz und Kutte gewesen wäre. Ich weiß sehr wohl, daß sich, in diesem Augenblicke, wo wir reden, wohldenkende Gelehrte und brauchbare Männer, ja hier und da Subjekte von den größten Fähigkeiten unter den Ordensleuten befinden. Aber gerade dies ist, in meinen Augen, ein großer und dringender Beweggrund mehr, die Ordensinstitute selbst je bälder je lieber aufzuheben. Je besser die einzelnen Ordensglieder, als Menschen betrachtet, sind, je nützlicher sie dem Staate werden könnten, wenn sie ihm wiedergegeben und jeder dazu gebraucht würde, wozu er sich am besten schickt: je mehr verliert das gemeine Wesen dabei, so viele brauchbare Personen länger in einem Stande zu lassen, worin ihre besten Fähigkeiten für die menschliche Gesellschaft verloren gehen; worin sie, durch sinnlose und tyrannische Gelübde gefesselt,

unmöglich das Gute thun können, was sie in andern Umständen und Verhältnissen thun würden; ja worin sie entweder unwirksam bleiben oder, vom Geiste ihres Standes, vom Interesse ihres Ordens oder der mechanischen Gewalt der Subordination überwältigt, zum Schaden der großen politischen Gesellschaft wirken müssen, so gut und redlich auch die Gesinnungen, Absichten und Wünsche vieler einzelnen unter ihnen sein mögen.

Diethelm. Wollte der Himmel, daß diese letztern zahlreich genug wären, um die Mehrheit der Stimmen auf Ihre Seite zu bekommen! Die Reduktion der Klöster würde dann eine so leichte Sache sein, als sie jetzt schwer, mühselig und vielleicht gefährlich ist. Die Mönche selbst würden die Ersten sein, die auf die gänzliche Abschaffung des Mönchswesen antragen würden. Denn wer kann und muß von dem ungeheuren Übergewichte seiner Mißbräuche überzeugter sein als diejenigen, welche am ersten darunter leiden? Wenn man bedenkt, wie klein (verhältnismäßig) die Anzahl derjenigen ist, die durch die höheren Grade und Dignitäten ihres Ordens für das, was sie ihm aufgeopfert, eine Art von armseliger Entschädigung erhalten, und wie gering bei jedem einzelnen Ordensmanne die Wahrscheinlichkeit ist, eine dieser Stufen zu ersteigen: so scheint es ganz unbegreiflich, daß nicht unter jedem Hundert Mönchen wenigstens achtzig sein sollten, die der angebotenen Freiheit nicht mit offnen Armen und mit fußfälligem Danke gegen den großmütigen Befreier entgegen eilen sollten.

Walder. Mir scheint dies nicht unbegreiflicher, als daß es in gewissen Ländern landstreichendes Gesindel bei tausenden giebt, die, so lange man die Wahl in ihre Willkür stellt, lieber ohne Arbeit und Sorgen von Bettelbrot und Kapuzinersuppen leben, als durch Arbeit und wirtschaftlichen Fleiß wie ehrliche Leute ihren Unterhalt suchen wollen. Unter hundert, lieber Diethelm, wes Standes sie immer sein mögen, sind gewöhnlicherweise achtzig, die weder in ihrem Kopfe noch in ihrem Herzen dasjenige haben, was die edlern Menschen bei allem ihrem Thun und Lassen leitet. Mich befremdet's also gar nicht, wenn (ungeachtet aller anscheinenden Beweggründe zum Gegenteil) bei weitem der größere Teil der Mönche, wofern ihnen die Wahl gelassen würde, lieber bleiben würden was sie sind, als daß sie sich freiwillig zu einer Standesveränderung bequemen sollten, worin sie genötigt sein würden, bessere Menschen zu sein als sie jetzt sind. Die bloße Macht der

Gewohnheit, die Bequemlichkeit einer sorglosen Lebensart, deren Beschäftigung in Vergleichung mit den Anstrengungen des Landmanns, Handwerkers, Gelehrten, Künstlers, Kaufmanns u. s. f. wahrer Müßiggang ist; die Bequemlichkeit, ohne persönlichen Wert, bloß durch den Habit eines Religiösen, und durch den Begriff der Heiligkeit, den ein sinnloses Vorurteil an diesen Stand geheftet hat, sich bei dem unverständigen Teile der Laien einen Respekt zu verschaffen, an welchen der verdienstvolle Mann in einem schlechten bürgerlichen Rocke weder Anspruch macht, noch machen darf; tausend kleine persönliche Erleichterungen von der Last ihrer Gelübde und animalische Befriedigungen von allerlei Art, welche sich die meisten unter ihnen unter dem Mantel der Gleisnerei reichlich zu verschaffen wissen; und, was alles auf einmal sagt, der unübersehliche Einfluß, in dessen Besitz sie sich noch überall befinden, wo die gesunden Grundsätze der echten Regierungskunst noch nicht Wurzel gefaßt haben: — überlegen Sie nur einen Augenblick, mein Freund, wie groß diese Vorteile in den Augen eines in Armut und Niedrigkeit geborenen, in roher Verwilderung aufgewachsenen, in elenden Schulen zum Mönch erzognen und von dem Augenblick seines Ausgangs aus der Welt (wie Sie es nennen) mit lauter Finsternis und Möncherei umfangnen Erdensohns sein müssen — sagen mir dann, ob zu erwarten sei, daß die Mönche selbst zu dem heilsamen Werke ihrer Entmönchung willige und dankbare Hände bieten werden?

Diethelm. Wenn auch der bessere Teil von ihnen, doch gewiß nicht der größere!

Walder. Es ist ihnen gar nicht zuzumuten — so lang' es für den fleischlichen Menschen, für den Bruder Esel (wie der gute redliche Sankt Franziscus seine animalische Hälfte nannte) noch so bequem, vorteilhaft und angenehm ist, ein Mönch zu sein.

Diethelm. Ich weiß ein treffliches Mittel, es dem Bruder Esel ein wenig sauer zu machen. Man dürfte die Herren samt und sonders nur im buchstäblichen Verstand auf ihre ältesten Regeln und auf die ganze Lebensordnung ihrer heiligen Ordensstifter reduzieren

Walder. Das Mittel, lieber Freund, ist schon zu oft versucht, und unwirksam, oder vielmehr impraktikabel befunden worden, um noch einmal auf Geratewohl versucht zu werden. Ich weiß ein besseres, und wahrscheinlich das einzige, dessen Effekt unfehlbar ist.

Dem ganzen Mönchswesen muß ohne Ausnahme gethan werden, wie man dem Jesuiterwesen gethan hat! Delenda est Carthago!

Diethelm. Und Sie halten ein so heroisches Mittel für praktikabler? — Glauben Sie, daß die Brut der Clements und Ravaillacs ausgestorben sei?

Walder. So lang es noch Fanatiker in der Welt geben wird, ist kein Bubenstück so gräßlich, das nicht irgend ein betrogner Wahnsinniger in majorem Dei gloriam zu verüben fähig sein sollte. Von den dicken Köpfen und runden Bäuchen besorg' ich nichts; von den Gleisnern und Betrügern auch nichts, als was sie durch heimliche Kabalen, Verhetzungen, indirekte Ausstreuungen, kurz unter Grund thun können. Aber von ehrlichen selbstbetrognen Schwärmern, von Energumenen mit rauchendem Kopf und brennendem Herzen, ist alles zu erwarten. Zum Glücke sind Menschen dieses Gelichters seltne Erscheinungen in unsern Tagen; und, auf alle Fälle, wird freilich Vorsicht und Behutsamkeit nötig sein. Mancher wäre nicht in den Fall gekommen, unter Henkershänden zu sterben, wenn er zeitig genug im Tollhause versorgt worden wäre. — Aber weg mit solchen unglücksahnenden Vorstellungen! Der Heldengeist, den die Vorsehung zum Wohlthäter seines Zeitalters, zum Schöpfer einer bessern Welt, berufen hat, ist über alle Furcht erhaben; auch sind alle gute Menschen auf seiner Seite — und, lassen Sie mir immer den tröstlichen Wahn, wenn der Glaube, daß auch unsichtbare Beschützer für ihn wachen, Wahn sein könnte. Große Seelen haben sich noch nie durch kleinmütige Vorstellungen und Gespenster möglicher Gefahren von Ausführung eines Plans, der für Millionen auf undenkliche Zeiten wohlthätig ist, abhalten lassen. — Doch, mein Freund, dies ist's nicht, wovon zwischen uns die Rede war. Ich spreche nicht von dem, was geschehen wird, sondern von dem, was (meiner Überzeugung nach) über lang oder kurz geschehen muß, wenn irgend eine mit dem Mönchswesen vorgehende Veränderung einen wahrhaft großen, für Religion und Staat wesentlichen Nutzen schaffen soll. Werfen Sie Ihre Augen auf den Zustand Europens im vierzehnten Jahrhundert zurück, und vergleichen Sie ihn mit demjenigen, worin sich der größere

2. Delenda est Carthago: Karthago muß zerstört werden. — 4f. Clement und Ravaillac, die Mörder der Könige Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich. — 8. in majorem Dei gloriam, zur Erhöhung der Ehre Gottes. — 13. Energumenen, Begeisterte (von ἐνεργέω, wirken).

und glücklichere Teil desselben jetzt befindet. Welch eine Menge von Mißbräuchen, von religiösen, politischen, militärischen, wissenschaftlichen, und andern Ungeheuern sind schon ausgerottet worden! Wie wenig ist in manchen Ländern von der alten Barbarei der mittlern Jahrhunderte übrig! Und das Mönchswesen allein, der unschicklichste, mit der Aufklärung unsrer Zeiten, mit der Verfassung und dem Interesse unsrer heutigen Staaten unverträglichste aller Mißbräuche — ein Institut, das, seiner Natur nach, keiner wahren, keiner dauerhaften Verbesserung fähig ist, sollte übriggelassen werden? Und warum? — Es ist ausgemacht: die Kirche bedarf keiner Mönche — der Staat bedarf keiner Mönche — Wer bedarf ihrer also?

Diethelm. Auf diese Frage ist die Antwort bald gefunden. Der römische Hof bedarf ihrer, als derjenigen, die immer die eifrigsten Verfechter seiner übertriebensten Anmaßungen gewesen sind — der römische Hof bedarf ihrer, der, so lange das Mönchswesen bleibt, was es war und ist, eine stehende Armee, die ihm keinen Heller kostet und Millionen einträgt, in den Ländern aller römisch-katholischen Souveräns auf den Beinen hält, und also ein unleugbares Interesse hat, ihre Erhaltung zu wünschen.

Walder lachend. Ein vortrefflicher Beweggrund für die besagten Souveräns, ihre Ohren vor der Stimme der gesunden Vernunft zu verstopfen! — Aber, wenn ich nun weiter fragte: wozu braucht der römische Hof diese stehende Armee in Staaten, wo er (von rechtswegen) nichts zu befehlen noch zu beschützen, nichts einzunehmen noch auszugeben hat?

Diethelm. Wozu er sie braucht? — oder wenigstens, sobald Zeit und Gelegenheit günstig wären, sie brauchen könnte? — Die Antwort wäre zu weitläufig. Aber sie liegt in der Geschichte der römischen Päpste, die Ihnen besser als mir bekannt ist.

Walder. Ich will Ihnen die Mühe gerne schenken, sich weitläufiger zu erklären. Es würde sehr überflüssig sein, nachdem Sie selbst den wahren Gesichtspunkt, woraus man die Mönche betrachten muß, so richtig angegeben haben, ein Wort mehr von den Ursachen zu sagen, die ihre Abschaffung nach allen Grundsätzen einer vernünftigen Staatskunst notwendig machen.

Diethelm. Sie sehen, lieber Walder, daß ich ein sehr unbefangner Sachwalter bin, und meine Klienten nicht auf Kosten der Wahrheit zu verteidigen verlange.

Walder. Ich sehe auch, daß Ihren Klienten mit einem so ehrlichen Sachwalter wenig gedient sein wird.

Diethelm. Aufrichtig zu reden — ich bin von der Wichtigkeit aller Gründe, welche gegen die Mönche streiten, und von der Unzulänglichkeit aller Ausflüchte, womit man ihnen durchhelfen will, so vollkommen überzeugt als Sie selbst. Ich sehe ihre Abschaffung für eine der nützlichsten Unternehmungen an, die ein Fürst zum Besten seiner Staaten ausführen kann. Noch mehr: ich bin überzeugt, daß das Mönchswesen dem Lernäischen Drachen auch darin gleicht, daß es vergebens wäre, ihm nur einige Köpfe abzuhauen. Wenn der heilsame Zweck vollständig und dauerhaft erreicht werden soll, wenn man nicht nur für gegenwärtige Bedürfnisse, sondern auch gegen künftige Übel arbeiten und der Nachwelt die Mühe, wieder von vorn anzufangen, ersparen will: so muß das Unkraut mit der Wurzel ausgerottet werden. Wer das Recht hat, ein einziges Kloster aufzuheben, hat, aus den nämlichen Ursachen, das Recht, alle aufzuheben. Dies alles geb ich Ihnen zu: aber gleichwohl liegt noch immer ein Stein des Anstoßes im Wege, über den ich nicht so schnell hinwegkommen kann.

Walder. Lassen Sie sehen!

Diethelm. Lieber Freund! Wem das Beste der Menschheit am Herzen liegt, dem kann wahrlich bei dem schnellen Anwachs des Despotismus in unserm von uralten Zeiten her so freien Weltteile, und bei den Verfahrungsarten, wovon wir in unsern Zeiten einige sehr auffallende Beispiele gesehen haben, nicht wohl zu Mute sein. Was ist der bürgerlichen Gesellschaft wesentlicher, was soll der obersten Gewalt im Staat heiliger sein, als das Recht des Eigentums? — Und, da Sie mir dies unfehlbar zugestehen werden, warum sollen die Klöster in diesem Stücke nicht mit jedem einzelnen Bürger des Staats gleiches Recht genießen?

Walder. Sind die Klosterleute denn Bürger des Staats? Gehören sie zu einer Klasse, die dem Staat unentbehrlich ist? Was tragen sie zu seinen Lasten, zu seiner Aufnahme, zu seinem Ruhme bei?

Diethelm. Es mag sein, daß die Beantwortung dieser Fragen nicht zum Vorteil der Mönche ausfallen würde. Aber Sie glauben doch hoffentlich nicht, die meinige dadurch beantwortet zu haben?

9. Lernäischer Drache oder Schlange, mit der Herkules kämpfte.

Dem Staate nützlich oder nicht, genug, die Klöster besitzen Güter im Staat; sie besitzen sie unter den rechtmäßigsten Titeln, und können derselben also nicht beraubt werden, ohne daß die Heiligkeit des Eigentumsrechts angegriffen würde, auf welche sich die Sicherheit eines jeden bei dem seinigen gründet. Was würde aus dieser Sicherheit werden, wenn es erlaubt wäre, jemanden seines Vermögens deswegen zu entsetzen, weil er dem gemeinen Wesen nicht nützlich genug sei? Wenn ein jeder, um im Besitz seines Erbgutes gelassen zu werden, erst beweisen müßte: „daß er eine unentbehrliche Person sei, und daß sein Vermögen nicht auf diese oder jene Art zu größerm Vorteil des Fürsten oder des Staats angewendet werden könne?"

Walder. Dies geb' ich Ihnen gerne zu. Aber mit Gemeinheiten möchte es hierin eine andre Bewandtnis haben als mit einzelnen Personen und Familien.

Diethelm. Auf keine Weise! Gemeinheiten sind als einzelne moralische Personen zu betrachten, und genießen als solche der nämlichen Rechte wie andre.

Walder. So hat es wenigstens mit den Klöstern eine andre Bewandtnis.

Diethelm. Walder! Nehmen Sie sich in acht! Jedem das Seine, und wenn's der leibhafte — Baphometus selber wäre! Warum sollte, was gegen alle andere Menschen Unrecht wäre, nur gegen die Klöster Recht sein?

Walder. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine kleine Geschichte erzähle, die ich in einer alten Reisebeschreibung gelesen habe, und wobei es vorerst gar nicht darum zu thun sein soll, wieviel oder wenig sie auf unser gegenwärtiges Problema passen mag.

In Californien (sagte meine Nachricht) herrschte in uralten Zeiten der seltsame Aberglauben, daß die Hamster für unverletzliche, den Göttern besonders angenehme und aus diesem Grunde dem gemeinen Wesen sehr ersprießliche Tiere gehalten wurden. — So auffallend uns dies klingen mag, so läßt sich doch die Möglichkeit eines solchen Wahns begreifen, da wir wissen, wie weit eine ihrer Weisheit wegen einst berühmte Nation die Verehrung ihrer heiligen Tiere getrieben, und welche unermeßliche Summen auf den Unter-

22. Baphometus. Wieland setzt offenbar dies Wort für Teufel. Man nennt aber Baphomet ein unaufgeklärtes symbolisches Zeichen der Tempelherren, welches, wie man früher glaubte, Mahommet bezeichnen sollte. Seit Wielands Tagen wurde die Ansicht aufgestellt, daß dies symbolische Zeichen die Feuertaufe oder gnostische Taufe bedeute.

halt und religiösen Dienst derselben aufgewandt wurden. Was im alten Ägypten der Stier Apis und seine Konsorten waren, das konnten ja wohl in Californien die Hamster sein.

Diethelm. O! das versteht sich — nur weiter, wenn ich bitten darf.

Walder. Die Californier waren (wie leicht zu erachten) etwas dumm; und die Philosophie hatte noch keine sonderliche Progressen unter ihnen gemacht, als die Hamster bei ihnen in so hohem Ansehen standen. Indessen war es nun einmal eine ausgemachte Sache, daß jeder Ort, um sich wohl zu befinden, seinen Hamsterbau haben müsse; und, wie man in dergleichen Dingen immer weiter zu gehen pflegt, so geschah es auch, daß sich gar bald Leute fanden, die aus besonderm Eifer, oder aus Lust zum Müßiggange, sich lediglich der Bedienung und Verpflegung der Hamster widmeten. Unvermerkt wurde aus diesen Leuten eine besondere Klasse, deren Anzahl und Wichtigkeit ebenso unvermerkt zunahm, ohne daß den Californiern geahnet hätte, welche Folgen dies neue Institut notwendig nach sich ziehen müßte. Da diese Herren (die, um ihrem neuen Orden mehr Ehrfurcht zuzuziehen, selbst den Namen der Hamster annahmen) die Ehre, die den gebornen Hamstern erwiesen wurde, mit ihnen teilten, so wußten sie es auch mit guter Art so einzurichten, daß sie in allen übrigen Stücken einerlei Interesse hatten. In wenigen Jahrhunderten war Californien mit Hamsterhöfen angefüllt, die der Aberglaube des Volks so reichlich mit liegenden Gründen, Zinsen und anderen Einkünften begabte, daß endlich der vierte Teil des Ertrags vom ganzen Lande in den Pfoten der Hamster war. Es versteht sich von selbst, daß diese letztern nicht so ungroßmütig dachten, um das alles umsonst zu verlangen; sie wußten sich vielmehr auf mancherlei Art und Weise um ihre Wohlthäter und deren Nachkommenschaft verdient zu machen. Sie besaßen eine Menge Geheimnisse gegen alle Krankheiten an Menschen und Vieh, insofern solche von Bezauberung durch böse Leute herrührten; sie verstanden die Sprache der Vögel, legten die Träume aus, hatten ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der Frauen, konnten Gespenster in einem Sacke forttragen und

2. Stier Apis. Ägypten hatte einen bedeutenden Tierkultus. — 7. Progressen, Fortschritte. — 33. Sprache der Vögel kommt vielfach in deutschen Volksüberlieferungen vor. — 35. Gespenster in einem Sacke forttragen ebenso. Überhaupt wird das sogenannte Geisterbannen von katholischen Priestern besorgt. Vgl. H. Pröhle, Harzsagen, 2. Aufl., Register.

präparierten aus der Losung eines Hamsters, der zwei Monate lang mit Hechtlebern und Fasanenzungen genährt werden mußte, gewisse Amulete, die den schwangern Frauen eine leichte Geburt machten und das Zahnen der Kinder beförderten. Die Californier waren mit diesen guten Diensten so wohl zufrieden, daß ihnen drei bis vier Jahrhunderte lang nichts billiger und schicklicher zu sein schien, als das Mark ihres Landes von so nützlichen und verdienstvollen Leuten verzehren zu sehen.

Mittlerweile gingen nach und nach mit der Nation allerlei Veränderungen vor. Kultur und Polizierung nahmen zu; Fleiß und Handlung gebaren Reichtum; der Reichtum neue Bedürfnisse, und beides jene Anstrengung, wodurch neue Künste erfunden und die alten vervollkommnet werden. Unvermerkt schliff sich die Roheit der Californier ab; es wurde heller in ihren Köpfen; sie lernten allmählich ihren Verstand brauchen, um zu sehen, was ihnen gut oder schädlich war. Der sandige Grund der alten Vorurteile senkte sich. Zuletzt fanden sich Leute, die es wagten laut zu denken, und ihren Trägern oder blödsichtigern Mitbürgern die Augen über unzählige Mißbräuche zu öffnen, die an dem schlechten Zustande der Nation Schuld hatten, und deren Abstellung lediglich von der Belehrung der guten Californier abhing.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, ob den Hamstern bei dieser Wendung der Sachen wohl zu Mute war. Es wäre beinahe unbillig, ihnen übel zu nehmen, daß sie einer Nationalverbesserung, bei der sie nichts zu gewinnen, wohl aber vermutlich alles zu verlieren hatten, auf alle mögliche Weise entgegen wirkten. Ihr Institut war ungereimt, widersinnisch, lächerlich, und stieß wider alle Begriffe des gemeinen Menschenverstandes an. Das war nicht zu leugnen. Aber eben darum hatten sie die Vorsicht gebraucht, vorlängst ein Gesetz auszuwürken, vermöge dessen niemand als den Hamstern selbst erlaubt war, irgend etwas, das die Hamster oder ihre Höfe und Angelegenheiten betraf, in Untersuchung zu ziehen; und da es endlich, dem ungeachtet, nachdem man beinahe mit allen andern Mißbräuchen fertig war, auch über die Hamsterhöfe zur Sprache kam: so hatten ihre Gegner nichts als die gesunde Vernunft, die Hamster hingegen einen Besitzstand von mehrern Jahrhunderten und die Dummheit des Volkes für sich, dem es gar nicht in den Kopf zu bringen war, daß Fieberrinde einzunehmen ein kräftigeres Mittel gegen das kalte Fieber

sei, als ein Stückchen von einem Hamsterfell auf dem Magen zu tragen. Fünfzig und mehr Jahre gingen drüber hin, ehe die Californier soviel Zutrauen zu ihrem eignen Menschensinn bekamen, um eine vernünftige Entschließung in dieser albernen Staatsangelegenheit zu fassen. Endlich mußte es doch dazu kommen. Verschiedne zufällige Umstände begünstigten die Revolution; und kurz, an einem schönen Morgen fand sich, daß irgend ein mitleidiger Genius den Californiern zu soviel Verstand verholfen hatte, daß sie von den Hamstern und Hamsterhöfen ungefähr ebenso dachten, wie — bei uns jedermann davon denken würde. Die Leute waren nun auf einmal so klug, daß sie gar nicht begreifen konnten, wie sie so einfältig hätten sein können, den vierten Teil ihres Landes Hamstern abzutreten, und den sechsten Teil ihrer Mitbürger hungern zu lassen, um etliche Myriaden vier- und zweibeinichte Tiere von der entbehrlichsten Gattung fett zu machen.

Die Sache wurde vor eine Art von Landsgemeinde der ganzen californischen Nation gebracht; und da die Aufhebung des Hamsterwesens mit einem großen Mehr von Stimmen durchgegangen war, so entstand nun die doppelte Frage: erstlich, was mit den Hamsterhöfen? und dann, was mit den Hamstern selbst anzufangen sei?

Die Hamster behaupteten: die Californier hätten kein Recht, sie aus dem Besitz der Höfe und Güter zu werfen, die ihrem Institut vor Jahrhunderten von den frommen Vorfahren einer ausgearteten Nachkommenschaft (wie sie sich ausdrückten) wohlmeinend, ohne Bedingung und auf ewige Zeiten geschenkt worden seien.

Die noch lebenden Abkömmlinge der besagten Stifter und Gutthäter behaupteten: wenn die Hamster, wie billig, abgeschafft würden, so wäre es eben so billig, die Güter, die von ihren Voreltern, zu ihrem Schaden, auf eine so widersinnische Art weggeschenkt worden, ihnen als den rechtmäßigen Erben zurückzugeben.

Der Advokat des Fiskus behauptete: die Familien der Stifter hätten nicht den mindesten Anspruch an Güter zu machen, die von ihren Vorfahren vor so langer Zeit ohne einige Bedingung von Rückfall veräußert worden seien. Wenn das Institut der Hamster eingezogen werde, so seien die besagten Güter als verlassne herrenlose Dinge zu betrachten, die dem Fiskus anheimfielen; welcher ihrer auch zu so vielen guten Anstalten, deren das californische Gemeinewesen aus Mangel an hinlänglichen Mitteln bisher hätte entbehren müssen, gar sehr benötigt wäre.

Endlich trat auch die californische Priesterschaft hervor. Sie hätten zwar, sagten ihre Deputierten, an dem ganzen bisherigen Hamsterwesen, aus bewegenden Ursachen, niemals sonderliches Wohlgefallen getragen. Indessen sei doch unleugbar, daß die Stifter und Wohlthäter der Hamsterhöfe bei ihren Schenkungen keine andre Pflicht gehabt hätten, als den Göttern dadurch einen Dienst zu erweisen: so wie etwa ein Liebhaber dem Schoßhund seiner Dame Zuckerbrot giebt, nicht um den Hund, sondern die Dame, deren Günstling der Hund ist, sich verbindlich zu machen. Die sämtlichen Hamstergüter seien also offenbar als heilige, den Göttern angehörige Dinge anzusehen; und wenn das Hamsterwesen aufgehoben werden sollte — wogegen sie, ihres Orts, nichts Erhebliches einzuwenden wüßten — so könnten doch die dazu gehörigen Güter den Göttern nicht entzogen werden; und es käme der Priesterschaft allein zu, über die künftige Verwendung derselben zu erkennen.

Dieses letztere war ein kitzlichter Punkt. Die Californier waren noch nicht so weit gekommen, um die Rechte des Staats und der Priesterschaft, deren Grenzen immer sehr schwankend gewesen waren, auf deutliche Grundsätze zurückzuführen, und in Gemäßheit derselben auf einen festen Fuß zu setzen. Die Landsgemeinde teilte sich in Parteien. Man sprach für und wider; man erhitzte sich: und vermutlich würden die Hamster, wiewohl ihre Aufhebung eine beschlossne Sache war, Mittel gefunden haben, diese Uneinigkeit zu ihrem Vorteil zu wenden: wenn nicht ein alter Mann, den seine grauen Haare und viele Verdienste um das gemeine Wesen dem Volke lieb und ehrwürdig machten, aufgestanden wäre und folgende Meinung eröffnet hätte:

„Lieben Brüder, ihr wißt, daß unser Land, wiewohl es von den Göttern reichlich gesegnet ist, weder so viele noch so glückliche Menschen nährt, als es seinem Umfang und seiner Fruchtbarkeit nach billig ernähren sollte. Es war ungereimt, mit dem vierten Teil unsers Landes sechzigtausend Hamster zu mästen, und dagegen eine halbe Million armer Californier zur Stillung ihres Hungers an die magern Suppen zu verweisen, die vor den Pforten der Hamsterhöfe ausgeteilt werden. Die Götter haben uns endlich die Gnade verliehen, einzusehen, daß dies nicht länger so bestehen könne. Wir haben eine Menge armer Waisen, welche Erziehung, eine Menge dürftiger Haushaltungen, welche Arbeit und Brot,

eine Menge hilfloser alter und kranker Leute, die für den kurzen Rest eines mühseligen Lebens Versorgung nötig haben. Wir bedürfen also höchstnotwendig Waisenhäuser, Erziehungshäuser, Arbeitshäuser, Krankenhäuser und Spitäler in allen Gegenden unsers weitläufigen Reiches; und dazu kämen uns nun, wie ihr seht, die fetten Hamsterhöfe trefflich zu passe. Aber sie gehören, wie die ehrwürdige Priesterschaft sagt, den Göttern an; und die Götter bewahren mich, daß ich ihnen streitig machen sollte, was ihnen angehört! Die Rede kann also nur von der Nutznießung dieser Güter sein. Die Götter selbst bedürfen nichts, weil sie bereits alles haben; auch lehrt man uns (und die Vernunft würde es uns gesagt haben, wenn uns auch die ehrwürdigen Priester ein Geheimnis daraus hätten machen wollen), daß die Götter den Menschen hold sind und gerne Gutes thun. Sie bedürfen der Hamsterhöfe, die ihnen von unsern Vorfahren geschenkt worden, nicht: aber sie wollen, daß unsre Waisen und Findlinge erhalten, unsre Kinder erzogen, unsre Armen versorgt, unsre Kranken und Schwachen verpflegt werden. Die Götter haben Freude an unserm Wohlstand; sie wollen, daß die Californier fleißig, betriebsam, wohlhabend, wohlgenährt, wohlgekleidet, wohlgemut und mit dem Leben, das sie von ihnen empfangen, zufrieden seien, und sich vermehren wie Sand am Meer. Sie haben keinen Gefallen am Fette der Hamster: aber sie haben Freude daran, unsre Felder wohlbestellt, unsre Anger von Schafen wimmelnd, unsern Flachs, unsre Wolle von Californien verarbeitet, unsre Städte mit emsigen Handwerkern, Künstlern und Handelsleuten angefüllt, unsre Landstraßen mit beladnen Wagen, unsre Flüsse und Seen mit reichen Schiffen bedeckt zu sehen, die den Überfluß und die Früchte des Fleißes, gleich einem allbelebenden und erhaltenden Nahrungssaft, durch alle Teile unsers glücklichen Reiches tragen. Sie schenken uns, zu diesem Ende, den Gebrauch und die Nutznießung ihrer Hamsterhöfe, und wir alle nehmen ein Geschenk, dessen wir so sehr bedürfen, aus den wohlthätigen Händen, deren Eigentum die ganze Schöpfung ist, dankbar und ohne Bedenken an, und machen uns anheischig gegen sie, diese Schenkung zu dem guten Endzwecke, wozu sie uns verliehen worden, redlich anzuwenden!"

Hier hörte der alte Mann auf zu sprechen, und alles Volk jauchzte ihm den lautesten und einmütigsten Beifall zu. Die Priester selbst konnten nicht so unverschämt sein, etwas gegen einen

so billigen Ausweg einzuwenden, und bekräftigten die Schenkung der Götter — mit zusammengebissenen Lippen.

Diethelm. Und die Hamster? Was ward aus denen?

Walder. Da die meisten von ihnen zum Pfluge geboren waren, so wurde für recht und billig angesehen, daß sie zum Pfluge zurückkehrten. Diejenigen, die dazu nicht Verstand genug zu haben schienen, wurden zum Dreschflegel und zur Holzaxt verwiesen. Die untauglichsten lernten Wolle kämmen; und zum Besten derjenigen, die im Müßiggang und Wohlleben ihres Standes grau und unbehilflich worden waren, wurden ein paar Hamsterhöfe in Spitäler verwandelt. — Die gebornen Hamster überließ man ihrem Schicksale. Sind Sie nun befriedigt, lieber Diethelm? Oder bedarf es noch einer schärfern Erörterung?

Diethelm. Sie sind ein loser Vogel, Walder! Ihr Alter sprach wie ein Orakel. Ich bin zufrieden, und die Californier waren's vermutlich auch. Wenigstens konnten sie das Geschenk der Götter mit gutem Gewissen annehmen. Wenn die Hamster am schlechtesten dabei wegkamen, so war's ein kleines Übel um ein großes Gut. Wer wollte auch immer jedermann zufrieden stellen können?

Zweites Gespräch.

Diethelm. Ihre Californier haben mir diese Nacht den schönsten Traum gegeben, den ich in meinem Leben gehabt habe. Mir war als ob ich Flügel hätte; ich durchflog mit jener leichten Behendigkeit, die in Träumen ein so großes Vergnügen ist, die ganze Christenheit, und sah überall — alle Klöster ohne Ausnahme in Erziehungsanstalten, Freischulen, Gymnasien, Akademieen der Wissenschaften, Waisenhäuser, Findelhäuser, Blatternhäuser, Arbeitshäuser und Spitäler verwandelt. Stellen Sie sich mein Entzücken über diesen Anblick vor, aber auch meinen Verdruß, als ich beim Erwachen fand, daß ich nur geträumt hatte. Aber warum, dachte ich, sollte der wahre Gott, den wir anbeten, der liebreiche Vater der Menschen und aller Wesen, er, der sogar nichts bedarf, weniger geneigt sein als die Götter der Californier, uns, die so viel bedürfen, zu einem so guten Gebrauch ein Geschenk mit den Häusern und Gütern zu machen, die ihm in Zeiten der Unwissenheit und

Verblendung von der Einfalt unsrer guten Alten wider seinen Willen aufgedrungen wurden?

Walder. Auch fehlt es gewiß nicht an seinem guten Willen; alles kommt wohl bloß darauf an, daß wir, was er uns anbietet, was er nicht bedarf und zu nichts brauchen kann, was hingegen für uns die reichste Quelle von so vielem Guten werden könnte — anzunehmen wissen. Keines von allen Geschenken, die er uns macht, wird auf eine andre Art gemacht. Sie sind da; wir haben Sinne, Gliedmaßen, Vernunft, sie in Empfang zu nehmen, zu genießen, in unsern möglichsten Nutzen zu verwandeln. Unterlassen wir dies, thun wir das unsrige nicht dabei, so hat er uns mit Sonne, Mond und Sternen, mit Feuer, Luft, Wasser und Erde und allem, was drinnen ist, ja mit unsern Sinnen, unsern Gliedmaßen und unsrer Vernunft selbst ein vergebliches Geschenk gemacht. Es wäre ungereimt, zu warten, bis ein Engel herabstiege und den christlichen Völkern, bei denen das Mönchswesen, zum unermeßlichen Schaden des gemeinen Wesens, noch in seinem alten Stande ist, einen förmlichen Schenkungsbrief über die Klostergüter, oder einen ausdrücklichen Befehl, sie nützlicher anzuwenden, vom Himmel brächte. Der Schenkungsbrief ist unnötig, denn der Befehl ist schon da; wenn anders die Stimme der gesunden Vernunft, die so laut ruft, daß sie der ganze Erdboden hört, so gut ein Orakel Gottes ist als irgend ein geschriebenes.

Diethelm. Nichts ist klarer — und es ist mit den antimönchischen Grundsätzen wie mit der Epiktetischen Moral und der sentimentalischen Staatsweisheit, die unser wohlmeinender und redseliger Freund Raynal den Königen und Völkern der Erde auf allen Blättern seines voluminosen Werkes zu predigen nicht müde wird. Jedermann ist, was die Grundsätze betrifft, mit ihm einverstanden. Jedermann gesteht, daß es menschlicher, edler, besser, vorteilhafter wäre, in allen Fällen gerecht, billig und wohlthätig, vernünftig, systematisch und konsequent zu sein. Aber gleichwohl werden die Könige und Völker der Erde — so oft sie ihr besonderes Interesse dabei zu finden glauben — ungerecht, gewaltthätig, grausam, inkonsequent und dem Interesse des Ganzen zuwider handeln, und, ohne unserm Freunde Raynal seine Moral streitig

25. Epiktet, ein stoischer Philosoph aus Phrygien, der in Rom lebte. — 27. Raynal, geb. 12. April 1713, Beförderer der Aufklärung, deshalb französischer Flüchtling in Deutschland, starb bei Paris 6. März 1796.

zu machen, immer den Fall, wo sie ihr entgegen handeln, für eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten. Gerade so ist's auch mit dem Mönchswesen. Alle vernünftigen Köpfe in der Welt denken so richtig darüber, was Plato und Aristoteles thun würden, wenn sie von den Toten auferstünden und die feine Wirtschaft ansähen, die ein Dutzend barbarische Jahrhunderte in dem Teile des Erdbodens angerichtet haben, über welchen sie einst soviel Licht verbreiteten — ohne gleichwohl mit allem ihrem Lichte den bösen Dämon des Menschengeschlechts verjagen zu können, welcher es ewig im nämlichen Kreise von Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit, Wohlstand und Elend herumtreiben und ewig verhindern wird, daß es durch seine vergangene Thorheiten nicht klüger werde.

Walder. Indessen ist, wie Sie sehen, ein guter Anfang gemacht.

Diethelm. Allerdings! Ein so guter Anfang, daß es wirklich jammerschade wäre, wenn es beim bloßen Anfang bleiben sollte. Was schon geschehen ist, ist in gewisser Rücksicht viel; aber was ist es gleichwohl gegen das Gute, das noch geschehen könnte?

Walder. Wir haben noch nie soviel Ursache gehabt das Beste zu hoffen als in diesem Augenblick.

Diethelm. Die Hyder erschreckt mich, der für jeden abgehaunen Kopf wieder ein paar andre wachsen.

Walder. Desto größer das Verdienst des Herkules, der sie vertilgen wird! — Wir verstehen uns doch, denke ich? Die Hyder, die wir ausgerottet sehen möchten, ist ein unsichtbares Ungeheuer. Nicht die Mönche, nicht die Mönchsklöster, nicht die Mönchsorden — der Mönchsgeist ist es, was vertilgt werden muß. Aber dieser Kakodämon ist von einer so polypenartigen Natur, daß er, man schneide soviel Stücke von ihm ab als man will, sich immer wieder ergänzen und bei Leben bleiben wird, solange noch eine einzige runde oder spitzige Kapuz, eine einzige schwarze, weiße oder braune Kutte übrig ist, in die er sich verkriechen kann. — Man kann es mit den wackern, gelehrten, ehrwürdigen Männern, die in diesen Masken stecken, nicht besser meinen als ich. — Wenn ich sie von dem gefährlichen Habit, der heutigs Tages einen so wunderlichen Kontrast mit der Außenseite aller übrigen ehrlichen Leute macht, befreit sehen möchte, so möchte ich ihnen hingegen

28. Kakodämon, böser Geist.

von ihren persönlichen Gerechtsamen und Ansprüchen an einen anständigen und glücklichen Platz in der menschlichen Gesellschaft nicht einen Sonnenstaub entzogen wissen.

Diethelm. Ich kenne manche unter ihnen, die bei der Veränderung viel zu gewinnen hätten. Ihr Verstand, ihre Talente, ihre Wissenschaft, ihre Geschicklichkeit zu Geschäften, ihre Annehmlichkeit im gesellschaftlichen Umgang würden durch ihre Rückkehr in die Welt, durch Versetzung in einen größern oder wenigstens nützlichern und freiern Wirkungskreis sich ganz anders ausnehmen als jetzt, da ihr Licht unter einem Scheffel steht, und persönliche Vorzüge, anstatt ihnen zum Vorteil zu dienen, ihnen vielmehr von ihren Brüdern und Obern nicht selten zum Verbrechen gemacht werden. In der That sind ihre Ordensgeistliche, was diesen Punkt betrifft, ohne alle Vergleichung besser dran als die californischen Hamster; und insoferne sie nur soviel Gnade vom Himmel empfangen, mit der Kutte auch den vorbesagten unsaubern Geist von sich zu werfen, so bin ich versichert, daß es wenige unter ihnen giebt, die nicht zu den edlern Bestimmungen in der menschlichen Gesellschaft brauchbar wären.

Walder. Hier, besorge ich, lieber Diethelm, möchten Sie um ein gutes Teil zuviel gesagt haben! Aber lassen wir's auch dabei bewenden: so würde doch in dem priesterlichen Stande, der (wie Sie wissen) bei uns einen unauslöschlichen Charakter aufdrückt, immer die größte Schwierigkeit liegen, die Mönche, falls ihr Institut gänzlich aufgehoben würde, jeden an die Stelle zu setzen, wo er dem Staat und sich selbst am nützlichsten wäre.

Diethelm. Wie selten läßt sich von irgend einem andern Subjekt sagen, daß es just an dieser Stelle sei! Warum wollte man's nun gerade mit den Mönchen so genau nehmen? Im Notfall läßt sich ein Suppentopf für einen Kaffeetopf gebrauchen; der Kaffeetopf kann sich also im Notfall auch wohl zum Suppenkochen gebrauchen lassen. Vorzügliche Geschicklichkeiten werden (zumal in einem Staat, und wo man das Bedürfnis derselben zu fühlen anfängt) nicht lange verborgen bleiben. Aber zugestanden, daß der größte Teil der Mönche, ihres Priestertums wegen, zu sogenannten weltlichen Geschäften und Ämtern nicht qualifiziert wären: dies würde mich, wenn ich ihnen ihre Bestimmung anzuweisen hätte, nicht verlegen machen. Es ist doch wohl unleugbar, daß in den meisten katholischen Staaten an der Einrichtung des

Kirchen- und Schulwesens — auch was das gehörige Verhältnis der Anzahl der Kirchen- und Schuldiener zu dem Bedürfnis der Gemeinen betrifft — noch vieles zu verbessern ist. In manchen Gegenden sind der Kirchspiele zu wenig; die Pfarreien sind, oft bei einem kaum zureichenden Einkommen, mit mehrern Filialen belastet; und manche Dorfschaften haben zwei und mehr Stunden zur Kirche zu gehen. Unzählige haben entweder gar keine oder so schlecht besoldete und übelversehene Schulen, daß es eben soviel ist als ob sie keine hätten. Allen diesen Gebrechen könnte durch Aufhebung des Mönchswesens abgeholfen werden. Die reichsten Klöster würden einen Fundus herstellen, woraus die zu jeder solchen Verbesserung nötigen Ausgaben bestritten würden. An Orten, wo die Pfarrei bisher durch einen Ordensgeistlichen im Namen seines Abtes versehen worden, würde die neue Einrichtung desto leichter zu bewerkstelligen sein. An andern, wo neue Pfarrkirchen und Schulen zu dotieren wären, würden die Güter eines benachbarten Klosters dazu verwendet werden können. Aus einigen Klöstern könnten Seminarien künftiger Kirchendiener, aus andern Seminarien tauglicher Schullehrer, besonders für das Landvolk gemacht werden. Die Reichtümer der Klöster reichen für das alles und noch mehrers zu. Und wie glücklich sind die katholischen Staaten in diesem Stücke vor den protestantischen! Tausend gute und sogar unentbehrliche Anstalten müssen in vielen der letztern unterbleiben, weil es an den Mitteln zur Ausführung fehlt: jenen hingegen darf es nur an Verstand und Willen nicht fehlen; sie dürfen sich nur umsehen, was für gemeinnützige Anstalten ihnen noch mangeln, oder was einer Verbesserung bedarf; vor den Unkosten, so beträchtlich solche immer sein mögen, dürfen sie nicht erschrecken. Jeder besitzt an den reichen Klöstern innerhalb seiner Grenzen ein Potosi, einen Schatz, der zu den trefflichsten Unternehmungen reichlich zureicht. —

Walder. Und der, wiewohl er von allerlei schwarzen und weißen Geistern bewacht wird, doch viel leichter und sichrer zu haben ist, als die unterirdischen Schätze, die den Sonntagskindern zuweilen von Gespenstern oder Erdgeistern gezeigt werden. Denn, zu gutem Glücke, sind es meistens sehr materielle Geister, die soviele Berührungspunkte haben, daß man es wahrlich ungeschickt angehen

11. Fundus, in Grund und Boden bestehender Schatz. — 30. Potosi in Ober-Peru ist durch seine Silbergruben berühmt. Es giebt mehrere Potosi.

müßte, wenn man sie nicht dahin bringen könnte, ihre Schätze gutwillig herzugeben: zumal da sie im Grunde, wie die Greifen in den alten Rittermärchen, doch nur bloß die Hüter davon sind, und deswegen keinen bessern Wein zu trinken bekommen, wie reich auch der Heilige sein mag, dem ihre Güter und Schätze zugehören. — Ernsthaft zu reden, ich glaube, daß Sie auf den eigentlichen Fleck getroffen haben, wenn Sie behaupten, daß man die Klostergüter nicht besser und schicklicher als auf Kirchen und Schulen verwenden könnte. Aber Ihre Meinung ist doch wohl nicht auch, aus den Klosterherren selbst — Pfarrer und Schuldiener zu machen?

Diethelm. Warum nicht?

Walder. Nun freilich, bei dem günstigen Vorurteile, so Sie (wie es scheint) von der Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit und Frömmigkeit unsrer Ordensgeistlichen gefaßt haben, begreife ich leicht, wie Sie sich überreden können, daß man ihnen einen so großen Einfluß auf die gegenwärtige und nächstkünftige Generation ohne Gefahr anvertrauen dürfte. Aber!

Diethelm. Ich verstehe Ihr Aber, mein vorsichtiger Herr! Ihr Mißtrauen möchte wohl so ungegründet nicht sein. Aber ich weiß ein Mittel, wodurch wir uns der wackern Männer gänzlich versichern und sie so zuverlässig machen können, daß man ihnen, ohne Gefahr, etwas noch Wichtigers anvertrauen dürfte, wenn anders etwas noch Wichtigers in einem Staat wäre, als die Erziehung der Jugend und die moralische Bildung und Leitung des Volks.

Walder. Das muß ein sonderbares Arkanum sein! Lassen Sie hören, wofern meine Neugier nicht zu unbescheiden ist?

Diethelm. Ganz und gar nicht. Mein Mittel ist so wenig ein Arkanum, daß es sogar in Italien, sogar mitten in der heiligen Stadt Rom, auf den Dächern gepredigt wird; und für seine Wirksamkeit wollte ich mit meinem Leben stehen.

Walder. Ach! Nun errat ich's! Sie wollen den geistlichen Herren — Weiber geben?

Diethelm. Allerdings! und zwar ohne Ausnahme; auch den Bischöfen, nach der ausdrücklichen apostolischen Verordnung des Heil. Paulus: Ein Bischof soll eines Weibes Mann sein!

27. Arkanum, Geheimmittel.

Walder. Also — auch ohne den Papst auszunehmen?

Diethelm. Warum nicht? Als Bischof von St. Johann im Lateran (welches, wie Sie wissen, sein ältester, und — unter uns gesagt — sein einziger inkontestabler Titel ist) kann er so gut eines Weibes Mann sein als der Erzbischof von Canterbury, der darum nicht weniger Primas und erster geistlicher Lord von Groß-Britannien ist.

Walder. Es läßt sich hören! Alles wohl überlegt denke ich nicht, daß die Gemahlin und Kinder eines jeweiligen Papsts den H. H. Aposteln Peter und Paul und dem Stato della Chiesa lästiger fallen würden, als seine Neffen und Basen. — Es käme bloß auf eine gute Einrichtung an.

Diethelm. Der Apostel Petrus war verheiratet (denn er hatte eine Schwiegermutter, wie Sie aus dem Evangelio wissen), ohne daß das Wittum seiner Frau oder das Etablissement seiner Kinder der Kirche (soviel man weiß) viel gekostet hätten. Warum sollte das bei seinem Nachfolger nicht eben so gut angehen? Aber — soweit wollen wir uns vor der Hand noch nicht versteigen. Ich sehe eben nicht, warum es unumgänglich nötig wäre, daß die Bischöfe und Fürsten der Kirche schlechterdings verheiratet sein müßten. Ich möchte dies selbst bei den bloßen Pfarrherren nicht zu einem indispensablen Gesetze gemacht sehen. Genug, wenn die Geistlichen — versteht sich diejenigen, die einen wirklichen Kirchendienst mit hinlänglicher Versorgung haben — heiraten dürften, und wenn es als eine moralische Pflicht angesehen würde, von welcher kein rechtschaffner Mann ohne wichtige Ursache sich selbst dispensiert. Sie wissen ohne Zweifel, wie es hierin bei uns Protestanten gehalten wird. Unsre Geistlichen sind zwar nicht bei Strafe verbunden, sich zu verheiraten; aber das Volk hat überhaupt kein rechtes Zutrauen zu ehelosen Pfarrern. Selbst der höchste Grad von exemplarischer Tugend und Frömmigkeit würde kaum hinlänglich sein, einen solchen Geistlichen mit den Vorurteilen seiner Gemeinde über diesen Punkt auszusöhnen. Man würde doch immer übel finden, daß er sich nicht in den Stand setze, seinen Pfarrkindern auch durch die Tugenden eines Ehemannes und Hausvaters vorzuleuchten: und dies allein muß die Wirkung thun, daß wenige Geistliche unter den Protestanten ehelos bleiben;

4. inkontestabler, unanfechtbarer Titel.

gesetzt auch, daß die Freiheit — der Stimme der Natur und dem ersten Gesetze des Schöpfers folgen zu dürfen — nicht für sich selbst schon hinreichend wäre.

Walder. Bei unserm Volke würde die Priesterehe, wenn unsre Klerisei auch durch den Schluß einer allgemeinen Kirchenversammlung dazu berechtigt würde, gerade das entgegengesetzte Vorurteil wider sich haben. Unsre Geistlichen würden, wenn sie sich einer solchen Vergünstigung bedienen wollten, allen Respekt bei ihrer Herde verlieren; und ich glaube, sie sind hievon so überzeugt, daß keiner der erste sein wollte, der sich durch einen so stark gegen uralte Vorurteile anstoßenden Schritt dem Spotte der Weltleute und der Verachtung des gemeinen Volkes aussetzte.

Diethelm. Ich zweifle nicht, daß die Sache, wie alle ungewöhnlichen Dinge, anfangs Aufsehen machen würde. Aber wie bald gewöhnte sich im zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts das Volk in den Staaten, die sich der geistlichen Oberherrschaft des römischen Stuhls entzogen, an die Priesterehe? Wie es damals ging, so würde es wieder gehen. Überdies ist auch der gemeine Mann in den katholischen Ländern so einfältig nicht mehr, daß er den ehelosen Stand der Geistlichen in concreto wirklich für etwas so Heiliges und Erbauliches halten sollte, wie er ihm wohl zuweilen von der Kanzel in abstracto vorgespiegelt wird. Die Laien wissen über diesen Punkt zuviel von den kleinen Geheimnissen der Geistlichkeit, und denken auch überhaupt größtenteils schon zu vernünftig, als daß eine Bulle des heil. Vaters, worin die Vorteile der Priesterehe angepriesen würden, nicht hinlänglich sein sollte, alle etwa noch übrigen großmütterlichen Skrupel (veteres avias, wie sie J u v e n a l nennt) aus dem Grunde auszureuten.

Walder. Alles dies kommt Ihnen, lieber Diethelm, weil es mit dem, was Sie von Kindheit an gehört und gesehen haben, übereinstimmt, viel leichter vor, als es in der Ausführung sein würde. Wenn auch alle andere Hindernisse gehoben wären, so würde, dies bin ich gewiß, kein Priester von einiger Delikatesse sich entschließen können, das erste Beispiel zu geben.

Diethelm lächelnd. So müßte es nur von oben herab gegeben werden. Aber, in ganzem Ernst, ich bin gewiß, ein Mann wie P i u s VI., dem alle Verrichtungen und Feierlichkeiten des pro-

37. P i u s VI. war Papst zur Zeit, da dieser Aufsatz geschrieben wurde (1775—1798).

phetischen und hohenpriesterlichen Amtes so wohl anstehen, würde auch in die Ceremonie seiner öffentlichen Vermählung soviel Würde und etwas so Rührendes und Auferbauliches zu bringen wissen, daß alles Volk Amen! dazu sagen, und kein einziger von denen, die sein Apostolat anerkennen, länger Anstand nehmen würde, einem so schönen Beispiele nachzufolgen. Ich bin gewiß, dies wäre der kürzeste Weg, alle Hindernisse, die der Sache noch entgegenstehen, wegzuräumen. Und weggeräumt müssen sie doch werden, über lang oder kurz; oder es wird nie eine wahre Harmonie zwischen Kirche und Staat hergestellt, die Klerisei nie in ihre gehörigen Schranken und in das bürgerliche Verhältnis gesetzt werden, worin sie stehen muß, wenn sie nicht ewig ein Staat im Staate bleiben und dadurch tausend Kollisionen, die alle Augenblicke wiederkommen, dem Wohlstande des Ganzen immer im Lichte stehen soll.

Walder. Ich besorge in der That, daß es endlich, wie Sie sagen, dazu kommen wird.

Diethelm. Wie? Sie besorgen es?

Walder. Weil ich mich noch immer nicht davon überzeugen kann, daß die Vorteile, die dem gemeinen Wesen durch die Priesterehe, oder (welches ebensoviel ist) durch Herabwürdigung des geistlichen Standes in den bürgerlichen zuwachsen möchten, wichtig genug wären, um ihnen diejenigen aufzuopfern, die aus dem ehelosen Stande der Priester entstehen, und durch den Vorschlag, der jetzt einigen wohlmeinenden Leuten so sehr am Herzen liegt, verloren gehen würden.

Diethelm. Ich habe wohl nicht nötig, Ihnen die alten Gründe zu wiederholen, die für die Aufhebung des Verbots der Priesterehe seit einiger Zeit in öffentlichen Schriften wieder aufgewärmt worden sind? Mir scheinen sie von der entscheidendsten Stärke zu sein.

Walder. Das sind sie auch unstreitig, aus dem Gesichtspunkte, woraus Sie, mein Freund, mit allen, die — seit dem unschuldigen alten Ketzer Vigilantius bis auf diesen Tag — ihre Stimme gegen den Cölibat der Geistlichen erhoben haben, die Sache ansehen. Ich gestehe Ihnen auch gerne, daß der Eifer, womit die Bischöfe von Rom, vom vierten Jahrhundert an, auf

34. Vigilantius. Gemeint ist der Priester, der im 4. Jahrhundert unter anderen „die Gelübde der ehelosen Keuschheit" angriff.

diesen Punkt der Kirchendisziplin gedrungen haben, hinlänglich sein könnte, die Absicht desselben verdächtig zu machen. Aber da die weltlichen Fürsten in unsern Zeiten Macht und Mittel genug haben, die Klerisei ihrer Staaten, ehelos oder verehelicht, in gebührendem Respekte zu erhalten: so dünkt mich, die alte Geheimabsicht des römischen Hofes komme gar nicht mehr in Betrachtung; und wenn ich die Aufhebung des Cölibats unserer Geistlichkeit mehr befürchte als wünsche, so habe ich dazu Gründe, die auf einer ganz andern Seite liegen.

Diethelm. Sie erregen meine Aufmerksamkeit.

Walder. Ich setze als einen ausgemachten Grundsatz voraus, daß gute Sitten, und eine Religion, welche die Sitten unterstützt und vor der Verderbnis möglichst verwahren hilft, die wesentlichste Angelegenheit eines Staates sind. Es braucht nur einen aufmerksamen Blick auf den Zustand der heutigen Welt, um zu sehen, wie wichtig der Dienst ist, den die christliche Religion dem Staat von dieser Seite leistet. Wo wäre, ohne sie, das Gegengewicht gegen die Einflüsse der übermütigen und unbesonnenen Philosophie unsrer Zeiten, die, unter dem Vorwand, uns aufzuklären und von Vorurteilen zu befreien, alle Bande der menschlichen Gesellschaft in ihre zartesten Faden auflöst, um unvermerkt einen nach dem andern davon abzureißen? Je weniger das ist, was unsre angebliche Aufklärung uns von der Religion unsrer Väter übrig gelassen hat; je gemeiner es unter den Großen, unter den Gelehrten und überhaupt unter den angesehensten Ständen zu werden anfängt, die Religion noch bloß als ein politisch-moralisches Märchen gelten zu lassen, und je mehr sie durch diese Art zu denken täglich von ihrem Ansehen und nützlichen Einfluß verliert — um so nötiger scheint es mir, daß man bei Abstellung und Verbesserung offenbarer Mißbräuche (wie z. B. das Mönchswesen ist) sich hüte, auch an solche Teile der kirchlichen Disziplin Hand zu legen, die, in unsern Zeiten wenigstens, vielleicht noch das wirksamste Mittel sind, die Religion bei demjenigen Ansehen und Einflusse zu erhalten, dessen Erhaltung oder Verlust keinem Wohlgesinnten gleichgültig sein darf. So wie in unsern Zeiten Mißbrauch sein kann, was vor einigen Jahrhunderten ein guter Brauch war: so ist's auch sehr möglich, daß jetzt, in Rücksicht auf die gegenwärtige Lage der Sachen, etwas ein guter Brauch ist, was vormals unter ganz andern Umständen Mißbrauch war. Ehemals hatte die Klerisei

zuviel Ansehen und Einfluß; jetzt hat sie zu wenig. Immerhin schaffe man alle unnütze, alle entbehrliche Klerikos ab. — Aber man lasse den Unentbehrlichen, denen, welchen die Seelsorge anvertraut ist, das Ansehen, ohne welches sie ihr Amt nicht mit Nutzen verwalten können. Diese Seelsorge — ich nehme das Wort, wie billig, in seiner unverfälschten Bedeutung — macht den großen Unterschied zwischen echten christlichen Pfarrherren und den Sakrifikulis, Pfaffen, Bonzen, Fakirn, Lamas, Fufus und Kakafus unsrer und aller Religionen in der Welt. Ein Pfarrer ist, als Seelsorger seiner Gemeinde, eine Art von moralischer Vormund und Aufseher; dies ist es, was ihn zu ihrem Hirten, sie zu seiner Herde, ihn zu ihrem geistlichen Vater, sie zu seinen geistlichen Kindern macht. Aber, wie soll er, ohne das Ansehen und die Macht eines Aufsehers, Hirten und Vaters, den Pflichten dieser ihm aufgetragnen Ämter genugthun können? Und wie kann er dieses Ansehen behaupten, ohne die möglichste Unabhängigkeit von denen, die unter seiner moralischen Aufsicht stehen?

Diethelm. Unabhängigkeit?

Walder. Sie erschrecken ja vor dem Wort Unabhängigkeit wie vor einem Popanz? — Bei euch Protestanten mag es freilich zu einem politischen Grundsatze geworden sein, die Geistlichen so tief niederzudrücken als möglich. Aber mich deucht, eine kleine Aufmerksamkeit auf das, was Religion und Sitten bei euch dadurch gewonnen haben, sollte uns Katholiken in Adoptierung eurer Grundsätze über diesen Punkt ein wenig behutsam machen. — Doch, auf diesem Wege würden wir zu weit von dem unsrigen kommen. — Wir haben uns bisher noch immer verstanden, lieber Diethelm, das Wort Unabhängigkeit soll uns nicht entzweien! Meine Meinung ist, wie Sie wissen, nichts weniger, als der Klerisei politische Unabhängigkeit und Exemtion von der höchsten Gewalt im Staat, welcher jedermann unterthan sein soll, zuzugestehen. Ich will nicht, daß die Geistlichen Eingriffe in das obrigkeitliche Amt sollen thun können; oder daß die Heiligkeit des ihrigen sie vor dem Schwerte der Gerechtigkeit schütze, wenn sie es durch Verbrechen schänden. Ich räume ihnen keine Gewalt über Vermögen, Ehre und Leben der geistlichen Schafe, so sie weiden sollen, ein; keine Bannkeile, womit sie sogar die Könige von ihren Thronen herunter-

8. Sakrifikulus, Opferpriester. — Bonzen, die japanischen Priester des Buddha. — Fakirn, Büßende in Indien. — Lamas, die buddhistischen Priester in Tibet.

donnern könnten; — kurz, ich verwandle die Nachfolger der Propheten und Apostel in keine Druiden, wie unsre rohen neubekehrten Väter vor 1300 Jahren gethan haben. Aber wenn man ihnen eingestehet, wie bei uns wenigstens geschieht — daß sie die Nachfolger und Stellvertreter der Propheten und Apostel sind: so müßten sie auch das Ansehen, die Würde und die Art von Unabhängigkeit haben, ohne welche sie nicht wirklich sein können, was sie vorstellen sollen. Sie müssen von dem Volke nicht als ihresgleichen, sondern als Diener und Gesandte desjenigen angesehen werden können, der auch die Könige der Erden richtet. Ihr Mund muß frei sein, die Laster des Volks und der Großen zu strafen. Keine Rücksichten auf persönliche und ökonomische Nachteile, die ihnen daraus entstehen könnten, müssen ihre Zunge binden, und die öffentlichen Vertreter der Wahrheit und Tugend nötigen, das Interesse derselben zu verraten, oder lässig und furchtsam zu bleiben. Und, was eben so wesentlich ist, sie müssen in solchen Umständen sein, daß sie die erhabne Sittenlehre des Evangeliums, die Geringachtung der vergänglichen Befriedigungen dieses irdischen Lebens gegen die ewigen Güter des zukünftigen, den himmlischen Sinn, die allgemeine Liebe und Wohlthätigkeit, die Aufopferung ihrer selbst für ihre Gemeine u. s. w. noch stärker durch ihr Beispiel und Leben als durch Lehren und Deklamationen predigen können. Aber wie soll alles dies möglich sein, wenn wir sie, bei ihrem ohnehin so mäßigen und meistens kärglich zugemessenen Einkommen, noch mit der Sorge für Weib und Kinder beladen? sie dadurch in allerlei ihrem erhabnen Beruf hinderliche Geschäfte und Zerstreuungen verwickeln? sie durch alles dies mit dem geringsten ihrer Untergebnen in einerlei Kategorie stellen, und nicht nur von den weltlichen Herren und ihren Dienern, sondern von dem gemeinen Manne selbst in tausend Rücksichten abhängig machten? Wie soll derjenige Gastfreiheit und Wohlthätigkeit ausüben und alles, was er seinem notdürftigen Bedürfnis entziehen kann, immer mit den Armen und Notleidenden zu teilen bereit sein können, der öfters (wie es bei euch Protestanten ganz gewöhnlich sein soll) mit der angestrengtesten Nebenarbeit kaum noch soviel zu seinem armseligen Taglöhnersgehalt verdienen kann, als er gebraucht, um seinen Kindern Brot und

2. Druiden waren die Priester der heidnischen Celten. Die heidnischen Deutschen hatten keine Priester.

notdürftige Kleidung zu schaffen? Wie soll der die Geschäfte des Reichs Gottes mit Würde treiben, die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit mit dem gehörigen Eifer führen, und die Sünden des Volks mit freimütigem Ernst und Nachdruck strafen können, oder zu einem David sagen dürfen: „du bist der Mann des Todes“ — der dem Volke wegen seiner Dürftigkeit verächtlich ist, und dem eine Lage, worin er jedermann in Acht nehmen und schonen muß, allen Mut benimmt, als einer der Gewalt hat zu sprechen? — Sehen Sie, lieber Diethelm, von dieser Seite betrachte ich den seit einiger Zeit diesseits und jenseits der Alpen so eifrig in Bewegung gebrachten Vorschlag, unsrer Geistlichkeit den Ehestand zu erlauben. In meinen Augen würde dies einer der tödlichsten Stöße sein, den unsre Modephilosophie dem nötigen Ansehen der Klerisei, und dadurch mittelbarer Weise der Religion selbst beibringen könnte; und, so sehr auch die Gebieter über unser irdisches Schicksal die Bevölkerung (aus Ursachen, über die ich mir leider! keine Illusion machen kann) auf alle mögliche Weise zu begünstigen geneigt sein mögen: — so deucht mir doch der Vorteil, der dem Staat dadurch zugehen könnte, wenn auch unsre Geistlichkeit zum Bevölkern angehalten würde, nur eine sehr schlechte Entschädigung für die nachteiligen Folgen zu sein, die ich aus dieser staatswirtschaftlichen Spekulation haufenweise und in einer unendlichen Progression hervorwimmeln sehe.

Diethelm. Ich müßte große Lust haben den Sophisten zu spielen, wenn ich leugnen wollte, daß in Ihrer Vorstellungsart über diesen Punkt etwas Wahres ist. Aber entscheidend kann ich Ihre Einwendung darum noch nicht finden. Alles was daraus folgt, ist: daß die Sache mehr als Eine Seite hat; daß sich unter den gegenwärtigen Umständen ebenso wichtige Gründe für als wider den Cölibat der Geistlichen hervorthun; und daß es also um so nötiger wäre, auf ein Auskunftsmittel zu denken, wodurch den beiderseitigen Inkonvenienzen geholfen werden könnte, ohne daß man genötigt wäre, die Geistlichen an ein für die meisten so widernatürliches und für die Gemeine, denen ihr Beispiel vorleuchten soll, so wenig erbauliches Enthaltungsgelübde anzufesseln.

Walder. Und dies Auskunftsmittel?

Diethelm. Ist schon gefunden, liegt vor uns! Wie ist's möglich, daß Sie es übersehen können? Die Klostergüter, lieber Walder, die Klostergüter reichen zu allem zu. Sie haben doch

nicht schon wieder vergessen, daß wir alle Mönchsorden aufgehoben, und alle ihre Güter und Kirchenschätze eingezogen haben? Der dritte Teil davon ist, wie ich gewiß glaube, mehr als hinlänglich, um allen Pfarrherren in jedem katholischen Lande ein so reichliches Einkommen zu stiften, daß sie, so gut als irgend ein Rektor in der englischen Kirche, mit ihren Familien standesmäßig davon leben, ihre Kinder gebührlich erziehen und versorgen, und dennoch immer soviel übrig haben können, um die Pflichten der Gastfreiheit und Menschenliebe auf eine sehr edle Art auszuüben.

Walder. Nun, daran hab' ich freilich nicht gedacht — und es lag mir doch, wie Sie sagen, vor der Nase! Das muß man Ihnen lassen, Diethelm, Sie haben eine glückliche Imagination! Eh man sich's versieht, ist sie mit Ihnen — im Severambenlande. Aber, im Ernste, sollten Sie wohl eine so gutherzige Seele sein, zu glauben, daß auf diesem unserm armen globus terraqueus, wo von allen politischen und patriotischen Träumen der Menschenfreunde und Kosmopoliten, seit dem Babylonischen Turmbau bis auf diesen Tag, nicht ein einziger jemals zur Wirklichkeit reif geworden ist, soviel Weisheit und Tugend wäre, daß ein solches Projekt wie das Ihrige zustande kommen könnte?

Diethelm. Ich besorge beinahe selbst, daß ich immer zu gut von den Menschen denke.

Walder. Nicht zu gut — denn man kann nicht zu gut von den Menschen denken: nur zu Zeiten nicht schlecht genug; denn man kann auch nicht schlecht genug von ihnen denken. Suchen Sie bei den Bewohnern unsers Planeten alles was sie wollen, nur keine reine Absichten, nur keine Konsequenz im Kopfe, und kein Ausharren beim Wahren und Guten, weil es wahr und gut ist! — Mir ist kein einziges Beispiel bekannt, daß Menschen jemals ein gutes Werk unternommen hätten, ohne etwas daran unvollendet zu lassen, oder irgend einen Schwanz dranzuflicken, und gerade durch das, was sie unvollendet ließen oder dran flickten, alles übrige, was sie gut gemacht hatten, wieder zu verderben. Wissen Sie eines, Diethelm, so bitte ich Sie, bereichern Sie mich durch die Mitteilung einer so seltnen Seltenheit.

Diethelm. Ich will mich besinnen — Aber, ehe wir uns trennen, was halten Sie von dem Projekt, die protestantischen

15 f. globus terraqueus, Erdkugel.

Kirchen mit der katholischen wieder zusammen zu schmelzen, woran, dem Vernehmen nach, einige Kosmopoliten und Menschenfreunde von neuem so eifrig arbeiten sollen?

Walder. Und was halten Sie von der neuen Menschengeneration, die jetzt nach dem schönen Projekt der Frau Gräfin von Genlis gezeugt, geboren und erzogen werden wird; und von den herrlichen Wundern, die durch diese Menschen — wie noch keine gewesen sind — im neunzehnten Jahrhundert werden zu Tage gefördert werden?

Diethelm. Und Sie, Walder, was halten Sie von einer Toleranz, vermöge deren (wie neulich gewisse Zeitungen versicherten) der Übergang von der herrschenden Religion zur geduldeten als ein Verbrechen gestraft werden soll?

Walder. Und von der großen Reformation, die in diesem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch zustande kommen soll?

Diethelm. Und von den gewaltigen Weltbegebenheiten, welche die den dritten November a. c. bevorstehende große Zusammenkunft des Jupiters mit seinem Vater Saturnus nach sich ziehen wird?

Walder. Wissen Sie was, Diethelm? — Wenn man, wie wir, nicht jung genug ist, um alles was gleißt gleich für Gold zu halten, und nicht alt genug, um der allgemeinen Farce, die um uns her gespielt wird, gleichgültig zuzusehen — so fühlt man zuweilen, wie dem ehrlichen Juvenal zu Mute sein mochte, da es ihm so schwer vorkam Satyram non scribere. Aber bei dem allem ist für Leute, die gern in heiler Haut schlafen, doch nur Ein guter Rat —

Diethelm. Und der ist?

Walder. Des Merry Andrew seiner beim Prior:

Mind neither good nor bad, nor right nor wrong,
But eat your pudding, Slave, and hold your tongue!
Sorg nicht um Recht noch Unrecht, gut noch faul;
Iß deinen Pudding, Sklav', und halt dein Maul!

5 f. Gräfin von Genlis, geb. 25. Januar 1746, gest. 31. Dezember 1830, schrieb théâtre d'éducation u. s. w. — 24. Satyram non scribere, keine Satire zu schreiben.

III. Beiträge zur geheimen Geschichte der Menschheit.

Einleitung.

Nachdem Wieland in der Schweiz und als Beamter in seiner Vaterstadt Biberach vielerlei Beobachtungen auch über religiöse Verhältnisse anzustellen Gelegenheit gehabt hatte, schrieb er in Erfurt die „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen", die er 1770 bei Weidmanns Erben und Reich in zwei Teilen zum erstenmale herausgab. Der Merkur, in dem er später seine Arbeiten zuerst drucken zu lassen pflegte, erschien damals noch nicht.

Die Beiträge enthalten Untersuchungen über Rousseaus Ideen, welche Wieland teils billigt, teils berichtigt und in Einzelheiten zu widerlegen sucht.

Diese an Rousseau anknüpfenden Erörterungen sind geistvoll und sogar pikant. Allein ihre Schwäche beruht, ohne daß Rousseau dadurch an Stärke gewinnt, eben darauf, daß sie „aus den Archiven der Natur gezogen" sind zu einer Zeit, da man von Anthropologie noch keine Ahnung hatte. Schon ein Vergleich mit den von Alexander von Humboldt durch seine Reise in die Äquinoktialgegenden gewonnenen Ansichten entwertet das meiste von dem, was Wieland in seinen Erörterungen über Rousseau vorgetragen hat.*)

*) Dieser Vergleich ist angestellt in „Lessing Wieland Heinse" S. 93—96 und wird hier nicht wiederholt.

Indessen so wie Immermanns Münchhausen trotz vieler veralteter oder gar von vorn herein langweiliger Reflexionen in seinem Oberhof einen trefflichen Kern enthält, so hat Wieland in die Beiträge zwei sehr unterhaltende Novellen — Koxkox und Abulfaouaris — verwebt, die wir um so mehr hier aus den Beiträgen abgesondert dem Leser vorführen, als er sie bei der Aufnahme in die mehrerwähnte Gesamtausgabe seiner Werke selbst noch mehr, als schon in der Ausgabe von 1770 geschehen war, hervorhob und die eine Novelle am Anfange, die andere am Schlusse selbständig zu Ende führte.

In der Ausgabe von 1770 begannen zwar die Beiträge auch schon mit der Geschichte von Koxkox. Allein bald wird dieselbe unterbrochen durch die Untersuchungen über Rousseau. Auch die Geschichte von Abulfaouaris beginnt und dann erst kommt im zweiten Teile die Geschichte von Koxkox zum Schlusse. Der Inhalt der „Beiträge zur geheimen Geschichte der Menschheit" ist daher in der Gesamtausgabe folgendermaßen geordnet:

Koxkox und Kikequetzel, eine mexikanische Geschichte.

Betrachtungen über J. J. Rousseaus ursprünglichen Zustand des Menschen.

Über die von J. J. Rousseau vorgeschlagenen Versuche, den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken. Nebst einem Traumgespräch mit Prometheus.

Über die Behauptung, daß ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachteilig sei.

Über die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechts.

Reise des Priesters Abulfaouaris ins innere Afrika.

Bekenntnisse des Abulfaouaris, gewesenen Priesters der Isis.

Alles war in der Gesamtausgabe nur besser geordnet. Daß Wieland die Abhandlung „Über die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechts" als Nr. 5 in der Gesamtausgabe aus dem Merkur von 1777 hinzufügte, zeigt, daß auch die neue Redaktion von Willkür nicht frei war. Um so weniger möge man es uns verargen, daß wir hier auf diese Abhandlungen ganz verzichten. Indessen sind die Umstellungen in der Gesamtausgabe so deutliche Verbesserungen unserer beiden Novellen, daß es sich in diesem Falle kaum lohnt auf den ersten Druck zurückzugehen. Doch ist derselbe verglichen, wie die Anmerkungen zeigen. Nur die Vorrede zum ersten Teile der Ausgabe von 1770 wieder hinzuzufügen, hatten gerade wir keine Veranlassung, weil kaum eine Hindeutung auf die von uns abgedruckten Novellen darin vorkommt.

Von diesen beiden Erzählungen berührt die mexikanische — Koxkox — bereits das Gebiet der mexikanischen Sprachen, über welche unser verstorbener Freund Buschmann so viele Abhandlungen in den Jahrbüchern der Berliner Akademie der Wissenschaften publiciert hat. Die Geschichte ist zwar in schlüpfriger Weise erzählt, doch läßt sich gegen ihre Tendenz nichts einwenden, da dieselbe gegen die Vielweiberei gerichtet ist.

Die ebenfalls in sehr wenig rücksichtsvoller Art geschriebene Erzählung Abulfaouaris hat eine nicht so einfache Tendenz. Die Novelle ergreift Partei für jede Art von Volkstum, dies Wort im weitesten ethnographischen Sinne gefaßt. Angegriffen werden durch die Gestalt des Abulfaouaris alle Arten von Mission und religiöser Erweckung von den Bekehrern der nackten Wilden bis zu den Aufklärern hin, welche zu Wielands Zeit sanftere Sitten zu den Bauern trugen. Wenigstens scheint es Düntzers*) Ansicht zu sein, daß die Reisen des Abulfaouaris bis auf die „unglücklichen Folgen hinzielen, welche bei der Kultur des Steinthals in der Schweiz die Erregung dieser so vielen neuen Bedürfnisse nach sich ziehen würde". Wieland selbst trug kein Bedenken, den aufgeklärten Spalding als einen Abulfaouaris zu betrachten. Jedenfalls bezieht sich der Abulfaouaris weniger auf die katholische als auf die protestantische Konfession, die Wieland sonst besser zu behandeln gewohnt ist. Hätte man nun aber von dem stets neckenden Wieland verlangt, daß er ein Glaubensmaß, eine religiöse Richtung, bezeichne, welche mit seinem Volkstume vereinbar sei, so würde er dies abgelehnt haben, weil dasjenige, was wir bisher als Wielands ethnographisches Volkstum betrachteten, vielmehr nur der Naturzustand ist, womit dann allerdings unsere von Rousseauischen Prinzipien abgekommene Zeit sich nicht mehr begnügen kann.

Über Wielands Beiträge sagt sein Freund J. G. Gruber**): „Wielands Geist nahm allerdings zu Erfurt eine andere Richtung, woran seine Berufsbeschäftigung mit Geschichte der Menschheit keinen geringen Anteil hatte. Sie gab ihm die nächste Veranlassung zu seinen Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus den Archiven der Natur gezogen (nachher Beiträge zur geheimen Geschichte der Menschheit), zu dem Diogenes, dem Goldenen Spiegel u. a." Mit Bezug auf Koxkox heißt es dann noch: „Jeder sieht, daß die Yorikische Laune bei dieser Geschichte noch wirksam war, ja, Diogenes verdankt ihr ganz und gar sein Entstehen, ohne daß er weniger originell wäre als alle bisherigen poetischen Erzeugnisse Wielands."

H. Pröhle.

*) Christoph Kaufmann, der Apostel der Geniezeit, S. 16.
**) Wielands Werke 1824, Bändchen 15 S. 318.

1. Koxkox und Kikequetzel,

eine mexikanische Geschichte.

Ein Beitrag zur Naturgeschichte des sittlichen Menschen.

1.

Vor undenklichen Jahren kam, nach einer alten mexikanischen Sage, ein großer Komet auf seiner Reise um die Sonne — man weiß nicht, aus welcher Veranlassung — dem Planeten, welchen unsre Vorfahren bewohnten, so nahe, daß beide Sterne, nach menschlicher Weise zu reden, handgemein mit einander werden mußten.

Das Gefecht war eines der hartnäckigsten, welche seit langer Zeit in den Gefilden des Äthers vorgefallen waren. Die besondern Umstände davon sind aus Mangel beglaubter Zeugnisse unbekannt. Alles, was wir davon sagen können, ist: daß, nachdem der Mond seiner Schwester Erde zu Hilfe gekommen, der Komet sich endlich genötiget fand, mit Zurücklassung des größten Teils von seinem Schweife die Flucht zu ergreifen und, es sei nun aus Feigheit oder Scham über seine mißlungene Unternehmung, sich im leeren Raume so weit zu verlaufen, daß er, nach der Meinung der besten sinesischen Sternseher, bis auf den heutigen Tag den Rückweg noch nicht hat finden können.

Wie wichtig der Verlust seines Schweifs für ihn gewesen sei, können wir nicht bestimmen. Aber so viel ist gewiß, daß die Erde wenig Ursache hatte, sich dieses erfochtenen Siegeszeichens zu erfreuen. Denn unglücklicherweise befanden sich in diesem Schweife (welcher nach der mäßigsten Berechnung eine Million

dreimalhundertvierundvierzigtausend fünfhundertsechsundsechzig mexikanische Meilen lang und verhältnismäßig breit und dick war), obenhin gerechnet, wenigstens hunderttausend Millionen Tonnen Wassers, welches in erschrecklichen Güssen auf die arme Erde herunterstürzte und in wenigen Stunden eine solche Überschwemmung verursachte, daß alle Menschen und Tiere des ganzen mittlern Teils der Halbkugel, von Louisiana und Kalifornien an bis zu der Erdenge Panama, dadurch zu Grunde gingen; wenige einzelne ausgenommen, die so unglücklich waren, in den Klüften der höchsten Gebirge einem feuchten Tode zu entrinnen, um aus Mangel an Lebensmitteln von einem trocknen, aber unendliche Mal grausamern aufgerieben zu werden.

Hüet und seinesgleichen würden kein Bedenken tragen, uns zu versichern, daß diese alte mexikanische Sage nichts anders als eine durch die Länge der Zeit abgenutzte und (nach Gewohnheit der blinden Heiden) mit Fabeln wieder unterlegte und ausgeflickte Nachricht von der mosaischen allgemeinen Sündflut sei.

Ich bin nicht belesen genug, mit einem so belesenen Manne, wie Hüet, zu haberechten. Es kann sein! — Aber da es ebenso möglich ist, daß diese mexikanische Überschwemmung nur partikular gewesen und später erfolgt ist als jene, und da, aus Mangel zuverlässiger chronologischer Nachrichten, sich in dieser Sache nichts bestimmen läßt, so — überlasse ich diese Frage unberührt einem jeden, der sich ihrer annehmen will, — um zu derjenigen interessanten Begebenheit fortzueilen, welche der Leser, wofern er über diesem Anfang noch nicht eingeschlafen ist, im zweiten Kapitel dieses rhapsodischen Werkes mit allen Grazien der Neuheit, deren eine so alte Geschichte nur immer fähig ist, beschrieben finden wird.

2.

Ein junger Mensch, — der jedoch alt genug war, um zu wissen, daß man ihn Koxkox zu nennen pflegte, ehe dieses entsetzliche Schicksal sein Vaterland befiel, — hatte das Glück, der allgemeinen Zerstörung zu entrinnen, und das Unglück, allem Ansehen nach das einzige menschliche Wesen zu sein, dem dieses Glück zu teil geworden war.

13. Hüet, geb. 8. Februar 1660, besorgte mit Bossuet die Ausgaben der alten Klassiker in usum Delphini und starb am 6. Januar 1726 in Paris.

Korkor glaubte sich zu erinnern, daß der Frühling, welcher, sobald als das Gewässer von den höher liegenden Orten abgeflossen war, wieder aufzublühen anfing, wenigstens der zehnte sei, den er erlebt hätte; — ein Umstand, der zur Ehre seines Verstandes wenigstens so viel beweist, daß er drei und ein drittelmal besser zählen konnte als die armen Einwohner von Neuholland, welche es bis auf diesen Tag noch nicht weiter als bis zur pythagorischen Drei haben bringen können; — wenn wir so gut sein wollen, es den Reisebeschreibern zu glauben. — Und in der That wär' es, das Wenigste zu sagen, sehr unfreundlich, wenn wir Leuten, welche sich so vielen Gefahren und Beschwerden unterzogen haben, um uns andern glebae addictis — Wunderdinge nach Hause zu bringen, eine so wenig kostende Kleinigkeit, als ein bißchen Glauben ist, versagen wollten.

Zufolge der besagten Rechnung also mochte Korkor, wofern er sich anders nicht überzählt hatte, — welches größern Chronologen als er begegnet ist und noch täglich begegnet, — ungefähr vierzehn bis fünfzehn Jahre alt sein; vorausgesetzt, daß er sich wenigstens bis auf sein fünftes Jahr habe zurückerinnern können, welches von einem Jüngling von erträglicher Fähigkeit nicht zu viel gefordert scheint.

Man weiß nicht, wie es zugegangen, daß er während der Überschwemmung und eine geraume Zeit hernach sich bei Leben erhalten konnte. Was sein soll, muß sich schicken, sagten unsre Alten, — die mit ihren Sprichwörtern gemeiniglich mehr sagten, als manche Leute zu verstehen fähig sind. — Im Notfall sehe ich nicht, warum wir nicht unendlichemal befugter sein sollten, ihn durch ein Wunder zu retten, als die Chronikenschreiber des achten und etlicher folgender Jahrhunderte es waren, Wunder auf einander zu häufen, wo man nicht begreifen kann, wozu sie dienen sollen; — denn die Rettung eines Menschen, in einem Falle wie dieser, scheint doch wohl ein dignus vindice nodus zu sein.

Wofern aber der eine oder andere von unsern Lesern kein Liebhaber dieser Art von Entwicklung, — welche, genau zu reden, in der That keine Einwicklung ist, — sein sollte, so deucht uns,

7 f. pythagorische Drei. Die Pythagoreer erfanden eine Zahlensymbolik, die nach ihrer Zeit oft wiederkehrte. — 12. glebae addictis, uns, die wir an der Scholle kleben. — 32. dignus vindice nodus, würdige Aufgabe.

könnte man sich billig daran begnügen lassen, daß Korkor, besage seiner ganzen Geschichte, da war. Denn, war er da, so ist die Möglichkeit seines Daseins außer allem Zweifel; wie jedermann zugeben wird, der seinen Aristoteles oder Baumeister nicht ganz vergessen hat.

3.

Das Land, worauf sich Korkor befand, war durch die besagte Überschwemmung zu einer Insel geworden. Nach einiger Zeit hatte die Erde wieder angefangen, eine lachende Gestalt zu gewinnen; junge Haine kränzten wieder die Stirne der Berge, und diese Haine wimmelten in kurzer Zeit wieder von Papageien und Kolibris; die Fluren, die Thäler waren voll Blumen und fruchttragender Gewächse; — kurz, da er nun immer weniger Schwierigkeiten fand, sich fortzubringen, würde sich sein Herz der Freude wieder haben öffnen können, wenn die Einsamkeit, welche keinem Menschen gut ist, für einen Menschen von sechzehn oder siebzehn Jahren nicht beinahe ebenso entsetzlich wäre als für den einsiedlerischen Talapoin — welcher, um desto ruhiger der Betrachtung des geheimnisvollen Nichts (des Ursprungs und Abgrunds aller Dinge, nach Fohis Grundsätzen) obzuliegen, sich dreißig ganzer Jahre aus aller männlichen und weiblichen Gesellschaft freiwillig verbannt hatte — der beleidigende Anblick eines nymphenähnlichen Mädchens, das sich in seine Wildnis verirret hätte.

Die Einsamkeit — ich meine hier eine solche, welche nicht von unserm Willen abhängt und in einer gänzlichen Beraubung aller menschlichen Gesellschaft besteht — muß für Menschen, die an die Vorteile und Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens gewöhnt sind, ein unerträgliches Übel sein. Freilich nicht für alle in gleichem Grade. — Der Dichter, der Platonist, der schwärmerische Liebhaber, es sei nun, daß er in eine materielle oder unsichtbare Schönheit verliebt ist, kurz, die Penserosi aller Gattungen und Arten entreißen sich oft freiwillig dem Getümmel der Städte, fliehen aufs Land, in einsame Schatten, in wilde Gegenden, wo überhangende Felsen, finstre Wälder, fernher schallende Wasserfälle

4. Baumeister, 1707—1785, wird von Überweg zu den „bedeutenderen Wolfianern" gerechnet. In der Ausgabe von 1770 steht sein Name an dieser Stelle noch nicht. — 20. Fohi, der berühmteste chinesische Halbgott, soll das Y-king geschrieben haben. — 31. Penserosi, Penseroso, der Träumer.

die süße Schwermut unterhalten, welche das Element einer begeisterten Einbildung ist. Solche Leute würden sich's, wenigstens eine Zeit lang, auf einer einsamen Insel gefallen lassen können. Wenn sie anfingen, das Leere ihres Zustandes zu fühlen, wie viele Hilfsmittel würde ihnen ihre Einbildungskraft darbieten! Sie würden Berge und Haine und Thäler mit eingebildeten Wesen anfüllen; sie würden mit den Nymphen der Bäche, mit den Dryaden der Bäume Liebesverständnisse unterhalten; und wenn auch dieses Mittel nicht immer hinlänglich wäre, die Forderungen der Natur und des Herzens zu befriedigen, so würde es doch genug sein, um sie zuweilen einzuschläfern und durch angenehme Träume zu täuschen; — und alle Bonzen und Bonzinnen auf beiden Seiten des Ganges wissen, „daß angenehme Träume sehr viel sind, wenn man nichts Substantielleres haben kann".

Aber der arme Koxkox hatte keinen Begriff von diesen Mitteln, sich die Einsamkeit zu versüßen. Das Volk, welches in den Gewässern des Kometenschweifes ersäuft worden war, hatte sich noch in den ersten Anfangsgründen des geselligen Standes befunden. Zufrieden mit den freiwilligen Geschenken der Natur, hatten sie noch wenig Gelegenheit gehabt, ihre Fähigkeiten zur Kunst zu entwickeln. Ihre Einbildungskraft schlummerte noch, und ihre Sprache war nur sehr wenig reicher und wohlklingender als die Sprache der wilden Truthühner, womit ihre Wälder angefüllt waren. Die Erziehung, welche Koxkox unter einem solchen Völkchen genossen hatte, konnte ihm also wenig oder gar nichts helfen, die Beschwerlichkeiten des verlassenen Zustandes, worin er sich befand, zu erleichtern. Hingegen ersetzte sie ihm auf einer andern Seite wieder, was auf dieser abging: sie verhinderte ihn, das Elend seines Zustandes zu fühlen.

4.

Indessen erinnerte er sich doch ganz lebhaft, daß er in seinem vorigen Zustande unter andern Kindern gewesen war, daß sie miteinander gespielt hatten, und daß unter diesen Spielen ein Tag nach dem andern wie ein Augenblick vorbeigeschlüpft war. Er merkte, daß ihm jetzt die Tage länger vorkamen, öfters so lang, daß es nicht auszustehen gewesen wäre, wenn er sich nicht damit geholfen hätte, sich in irgend ein dickes Gebüsche hinzulegen und

den ganzen langen Tag so gut hinwegzuschlafen, als ob es nur eine einzelne Stunde gewesen wäre. Lebhafte Träume versetzten ihn dann in die Tage seiner Kindheit; er jagte sich mit seinen Gespielen durch Gebüsche herum, sie plätscherten mit einander in kühlen Bächen oder kletterten an jungen Palmbäumen hinauf. Keuchend erwachte er darüber und wurde nun so traurig über seine Einsamkeit, daß er sich wieder hinlegte, zu träumen. Aber weder Schlaf noch Traum war so gefällig, wiederzukommen. In dem schwermütigen staunenden Zustande, worein ihn diese Lage setzte, blieb ihm nichts anders übrig, als mit sich selbst zu reden, — welches sich gemeiniglich damit endigte, daß er unwillig darüber wurde, keine Antwort zu bekommen, — oder mit etlichen Papageien zu spielen, aus welchen er sich, in Ermangelung einer bessern, eine Art von Gesellschaft gemacht hatte.

Die Papageien hatten die schönsten Federn von der Welt, — aber eine so dumme, gleichgültige, gedankenlose Miene, so wenig Fähigkeit, zu ergötzen oder sich ergötzen zu lassen, daß sogar Koxkox bei aller seiner eigenen Einfalt verlegen war, was er mit ihnen anfangen sollte.

Ein einziger aschgrauer, den er anfangs wegen seiner unscheinbaren Gestalt wenig geachtet hatte, entdeckte ihm endlich ein Talent, welches ihm eine Art von Zeitvertreib gab, ohne daß er sogleich merkte, wie viel Vorteil er davon ziehen könnte. Der graue Papagei gab allerlei Töne von sich, welche einige Ähnlichkeit mit gewissen Worten hatten, die er aus den Selbstgesprächen des Koxkox aufgefangen haben mochte. Koxkox merkte dies kaum, so machte er sich schon ein sehr angelegenes Geschäft daraus, der Sprachmeister seines Papageien zu werden, welcher bei seiner Lernbegierde und Fähigkeit die ganze Kunst seines Lehrers ziemlich bald erschöpfte.

Unvermerkt sprach der Papagei so gut mexikanisch als Koxkox selbst. Wahr ist's, ein strenger Dialektiker würde oft sehr viel gegen seine Wortverbindungen einzuwenden gehabt haben. Hingegen gelangen ihm auch nicht selten die witzigsten Einfälle; und wenn er zuweilen baren Unsinn sagte, so kam es bloß daher, weil er keine Begriffe, sondern bloße Wörter zusammenstellte; — ein Zufall, wovon, wie man glaubt, die weisesten Männer, ja sogar ganze ehrwürdige Versammlungen von weisen Männern nicht allezeit frei gewesen sind.

Korkor und sein Papagei waren nunmehr imstande, Gespräche mit einander zu führen, die zum wenigsten so witzig und interessant waren als die Unterhaltung in den meisten heutigen Gesellschaften ist, wo derjenige sehr wenig Lebensart verraten würde, welcher mehr Zusammenhang und Sinn darein bringen wollte, als in der Unterhaltung mit einem Papagei ordentlicher Weise zu herrschen pflegt.

Tlantlaquakapatli, ein angesehener mexikanischer Philosoph, trägt kein Bedenken, den Anfang des gesellschaftlichen Lebens unter seiner Nation von dieser Vertraulichkeit Korkorens mit seinem Papagei abzuleiten.

Die Dichter des Landes gingen noch weiter. Sie versicherten, — mit einer Freiheit, deren sich diese Zunft bei allen Völkern des Erdbodens zu allen Zeiten mit sehr wenig Mäßigung bedient hat, — „daß irgend eine mitleidige Gottheit sich den Zustand des einsamen Korkor zu Herzen gehen lassen und den oft besagten Papagei in das schönste Mädchen, das jemals von der Sonne beschienen worden sei, verwandelt habe". Und damit die Weiber (sagen sie) ein immerwährendes Merkmal ihres Ursprungs an sich trügen, habe dieser Gott dem neuen Mädchen und allen seinen Töchtern die Schwatzhaftigkeit gelassen, welche ihm in seinem Papageienstand eigen gewesen.

Wenn man (sagt der vorbenannte Philosoph) dieses Märchen behandelt, wie alle Märchen, welche von Anbeginn der Welt bis auf diesen Tag in Prosa oder in Versen oder in beiden zugleich erzählt worden sind, ohne Ausnahme behandelt werden sollten, — d. i. wenn man (durch eine so leichte Operation, daß eine jede Amme Verstand genug dazu hat) das Wunderbare darin vom Natürlichen scheidet, so wird man finden: „daß gerade so viel Wahres daran ist, als am Boden sitzen bleibt, nachdem das Wunderbare im Rauch aufgegangen ist". Nämlich — —

5.

Korkor geriet einst, indem er mit seinem Papagei auf der Hand spazieren ging, in eine Gegend, wohin er noch nie gekommen war, — und da fand er unter einem Rosenstrauche — ein Mädchen schlafen, von dessen Anblick er auf der Stelle so entzückt

wurde, daß er eine gute Weile nicht imstande gewesen wäre, zu sagen ob er wache oder träume.

Den Rosenstrauch ausgenommen — denn ich sehe nicht, warum es nicht ebensowohl ein Balsamstrauch oder ein Rosinenstrauch oder ein Kokospflaumenstrauch hätte gewesen sein mögen — scheint in dieser Geschichte, wenigstens bis hierher, nichts zu sein, was der Wahrheit der Natur nicht vollkommen gemäß wäre.

Die Entzückung des armen Korkor endigte sich mit einem Schauer, der alle seine Glieder durchfuhr, und auf welchen ebenso schnell ein Strom von geistigem Feuer folgte, der aus seinem Herzen sich in einem Augenblick durch sein ganzes Wesen ergoß und jedes unsichtbare Fäserchen davon elektrisch machte. Das Mädchen deuchte ihm das lieblichste unter allen Dingen, die jemals bei Tageslicht oder Mondschein vor seine Augen gekommen waren.

Die ernsthaften Leute, welche ihm dies übelnehmen, sollten (wie Tlantlaquakapatli sagt) bedenken, daß er seit mehr als sechsunddreißig Monden nichts als Papageien, Truthühner, Schlangen, Affen und Ameisenbären gesehen hatte.

Diese Entschuldigung (wofern es einer Entschuldigung bedurfte) scheint sehr gründlich zu sein. Gleichwohl aber erklären wir hiermit und kraft dieses, daß wir aus billiger Rücksicht auf unsre schönen Leserinnen an derselben keinen Anteil nehmen.

6.

Es mag nun aus Vorurteil oder aus Aberglauben oder aus wirklicher Überzeugung, daß es so und nicht anders gewesen, hergekommen sein — so viel ist gewiß, daß die mexikanischen Titiane, wenn sie die Göttin der Schönheit oder, prosaischer zu reden, eine vollkommene Schönheit malen wollten, sich dazu durch die Idee der schönen Kikequetzel (so nennen sie die Nymphe, von welcher hier die Rede ist) zu begeistern pflegten.

Sie war, sagen sie, gerade und lang wie ein Palmbaum und frisch und saftvoll wie seine Frucht. Ihre Gestalt war nach den feinsten Verhältnissen gebildet; vom Wirbel ihres Hauptes bis zu den Knöcheln ihrer schönen Füße war nichts Eckiges zu sehen noch zu fühlen. Rabenschwarze Haare flossen ihr in natür-

lichen Locken um den erhabenen Busen. Sie hatte große schwarze Augen, eine kleine Stirne, hochrote, etwas aufgeworfene Lippen, eine Gesichtsfarbe, die ins Jonquille fiel, eine flache aufgestülpte Nase — mit Einem Worte, niemals (sagen sie) hat die Natur etwas Vollkommneres hervorgebracht.

Ein junger Sineser rümpfte die Nase bei diesem Gemälde. — „Eine Schöne," rief er, „mit großen Augen! mit einer kleinen Stirne! mit aufgestülpten Nüstern! — Ha! ha! ha!"

„Sie mag, beim Goldkäfer! so übel nicht gewesen sein," schnatterte ein Hottentott — „und, beim Goldkäfer! wenn sie zu ihren großen Augen und dicken Lippen noch kurze dicke Beine und nicht so langes Haar gehabt hätte, ich bin euch nicht gut dafür, daß ich mich nicht selbst in sie verliebt haben könnte."

Der Grieche — Aber, ach! es giebt keine Griechen mehr, welche wissen, was die Gnidische Venus war!

Wir wollen nicht streiten, lieben Leute! — Der Himmel weiß, was für Drachen es in andern Planeten giebt, die sich selbst für schön und alle unsre Liebesgöttinnen und Grazien für — Drachen halten!

Genug, die Nymphe Kikequetzel machte auf Koxkox denselben Eindruck, welchen Juno mit Hilfe des Gürtels der Venus auf den Vater der Götter, und die schöne Phryne ohne Gürtel auf hunderttausend tapfre Griechen mit Einem Male machte; — und darum allein ist es zu thun.

Übrigens hätte ich wohl selbst wünschen mögen, daß die schöne Kikequetzel einen andern Namen geführt hätte. Unsre höchst verfeinerten Ohren sind durch die musikalischen Namen unsrer Cephisen und Cidalisen, Adelaiden und Zoraiden, Nadinen und Aminen, Belinden und Rosalinden so verwöhnt, daß wir uns keine liebenswürdige Person ohne einen schönen Namen denken können. Es ist ein bloßes Vorurteil. Aber was für eine Wirkung würde Kikequetzel in einer Tragödie oder in einem Heldengedicht oder nur in einer kleinen Novelle thun? — Koxkox und Kikequetzel! — Wehe dem Dichter, der den Einfall

3. Jonquille, eine Pflanze. (Siehe Oberon II. Bd., S. 191.) — 30. Belinde war der fingierte Name der wirklichen Braut, die J. G. Jacobi in Halle hatte. Sie war die Tochter seiner Wirtsleute. In Jacobis Gedicht „Belindens Bett" war die Situation schon gegeben, die Goethe im Faust wiederholte, als er diesen in Gretchens Kämmerlein eintreten ließ.

hätte, diese Namen über das mühvolle Werk seiner Nachtwachen zu setzen! Alle Grazien und Liebesgötter könnten ihn nicht gegen das Lächerliche und Indecente in dem Namen Kikequetzel schützen. Ich wiederhole es, ich hätte ihr einen andern wünschen mögen; — und in der That, warum hätte sie nicht ebensogut Zilia oder Alzire heißen können?

Ein bloßer Zufall war schuld daran. Als sie mit Koxkoxen bekannt wurde, hatte sie noch gar keinen Namen, und sie lebten eine geraume Zeit miteinander, ohne daß es ihm einfiel, ihr einen zu geben.

Die Wahrheit von der Sache ist: Kikequetzel (welches in Koxkoxens Sprache ungefähr so viel als Freude des Lebens bedeutet) war der Name, den er ehemals seinem grauen Papagei gegeben hatte. Einige Sommer nach dem Tage, da er das Mädchen unter dem besagten Rosenstrauche gefunden hatte, befiel den armen Kikequetzel das Unglück, von einer Schlange gegessen zu werden. Koxkox war etliche Tage untröstbar über diesen Verlust. Endlich fiel ihm, um das Andenken seines geliebten Papageien zu erhalten, nichts bessers ein, als seinen Namen auf dasjenige überzutragen, was ihm das Liebste in der Welt war: und so hieß das Mädchen Kikequetzel; — und so hat schon tausendmal ein ebenso zufälliger Umstand Dinge von unendliche Mal größerer Wichtigkeit entschieden.

Der Umstand ist an sich so gering, daß wir ihn nicht berührt hätten, wenn er nicht dem Herzen des guten Koxkox Ehre machte.

7.

Sich hinsetzen und aussinnen, wie dem jungen Mexikaner in dem Augenblicke, worin wir ihn zu Anfang des vorhergehenden Kapitels verlassen haben, zu Mute gewesen sein müsse, ist wahrlich keine so leichte Sache, als sich diejenigen vielleicht einbilden, die es nicht versucht haben.

Es ist noch lange nicht damit ausgerichtet, daß man sich etwa frage: „Wie würde mir an einem solchen Platze gewesen sein?“ — Nichts betrügt mehr als diese Operation; ob sie gleich

32. versucht haben. In der Ausgabe von 1770 setzt Wieland noch hinzu: ich bin kein Autor von gestern her und ich rede aus Erfahrung.

gestehen müssen, daß sie, mit gehöriger Vorsichtigkeit und zu rechter Zeit gemacht, allen Arten von Dichtern und Schauspielern — auf allen Arten von Schaubühnen gute Dienste thun kann.

Hundert verschiedene Personen würden an Koxkoxens Platze auf hunderterlei verschiedene Weise empfunden und gehandelt haben. Zum Beispiel:

Ein Maler würde mit dem kältesten Blut einen haarscharfen Umriß von der schlafenden Mexikanerin genommen haben.

Ein inquisitiver Reisender hätte die ganze Scene in sein Tagebuch abgezeichnet, — wenn er hätte zeichnen können; wo nicht, so hätte er wenigstens eine so genaue Beschreibung davon gemacht, als ihm seine Eilfertigkeit verstattet hätte.

Ein Altertumsforscher würde alle alte Dichter und Prosaschreiber, Münzen, Aufschriften und geschnittene Steine in seinem Kopfe gemustert haben, um etwas darunter zu suchen, wodurch er diese Begebenheit erläutern könne.

Ein Poet hätte sich gegenüber gesetzt und indessen, bis sie erwacht wäre, ein Liedchen oder wenigstens ein kleines Madrigal gedichtet.

Ein Platonischer Philosoph hätte untersucht, wie viel ihr noch fehle, um dem Ideal eines schlafenden Mädchens gleichzukommen?

Ein Pythagoreer, — was ihre Seele in diesem Augenblicke für Visionen habe.

Ein Hedoniker, — ob und wie es thunlich sein möchte, ihren Schlummer durch eine angenehme Überraschung zu unterbrechen.

Ein Faun würde bei der Ausführung angefangen haben, ohne zu untersuchen.

Ein Stoiker hätte sich selbst bewiesen, daß er keine Begierden habe, weil — der Weise keine Begierden hat.

Ein echter Epikureer hätt' es nach einer kurzen Überlegung nicht der Mühe wert gefunden, die Sache in längere Überlegung zu nehmen.

Ein Skeptiker hätte die Gründe für so lange gegen die Gründe wider abgewogen, bis sie erwacht wäre.

Ein Sklavenhändler hätte sie taxiert und nach Berechnung

9. inquisitiv, zu Untersuchungen geneigt. — 25. Hedoniker, vgl. den Roman Aristipp.

der Unkosten und des Profits auf Mittel gedacht, sie sicher nach Jamaika zu bringen.

Ein *Missionar* hätte sich in die Verfassung gesetzt, sie, sobald sie erwachen würde, auf der Stelle zu bekehren.

Robert von Arbrissel würde sich so nahe als möglich zu ihr hingelegt und sie so lange unverwandt betrachtet haben, bis er, dem Satan zum Trotz, gefühlt hätte, daß sie ihm nicht mehr *Emotion* mache als ein Flaschenkürbis.

Sankt Hilarion wäre seines Weges fortgegangen und hätte sie gar nicht angesehen.

Und so weiter — — —

Aber *Koxkox* — was *Koxkox* empfand und dachte, das verdient ein besonderes Kapitel.

8.

Koxkox war, nach der gelehrten Zeitrechnung des Philosophen *Tlantlaquakapatli*, — gegen welche sich vielleicht Einwendungen machen ließen, ohne daß den Wissenschaften ein merklicher Nutzen aus der ganzen Erörterung zugehen würde — *Koxkox*, sage ich, war in dem wichtigen Augenblicke, wovon die Rede ist, achtzehn Jahre, drei Monate und einige Tage, Stunden, Minuten und Sekunden alt.

Er war fünf Fuß und einen halben Palm hoch, stark von Gliedmaßen und von einer so guten Leibesbeschaffenheit, daß er niemals in seinem Leben weder Husten, noch Schnupfen, noch Magendrücken, noch irgend eine andere Unpäßlichkeit gehabt hatte; — welchen Umstand der weise und vorsichtige *Cornaro* in seinem bekannten Buche von den Mitteln, alt zu werden, seiner Mäßigkeit und einfältigen Lebensart zuschreibt.

Die Absonderung seiner Säfte ging also vortrefflich von statten, und die flüssigen Teile befanden sich bei ihm mit den festen in diesem glücklichen Gleichmaße, welches nach dem gött-

22. *Palm*, ein Längenmaß, das sehr verschieden gedacht ist, dessen Namen und Ursprung aber von den Römern abzuleiten ist, bei denen palma oder palmus die flache Hand oder die Handbreite bedeutet. Spanne ist daher eigentlich dasselbe und letzteres Wort kommt in den Versen vor „Eine kurze Spanne Zeit ward uns zugemessen". — 26. *Cornaro*. Gemeint ist Lodovico Cornaro, der 1558 ein Werk über die Kunst lange zu leben herausgab.

lichen Hippokrates die Bedingung einer vollkommenen Gesundheit ist.

Alle seine Sinne und sinnlichen Werkzeuge befanden sich in derjenigen Verfassung, welche — in allen Handbüchern der Wolfischen Metaphysik — zum Empfinden erfordert wird. Die Kanäle seiner Lebensgeister waren nirgends verstopft, und die Fortpflanzung der äußern Eindrücke in den Sitz der Seele (welcher, im Vorbeigehen zu sagen, ihm so bekannt war als irgend einem Psychologen unserer Zeit) nebst der Absendung der Volitionen und Nolitionen aus dem Kabinett der Seele in die äußersten Fäserchen derjenigen Werkzeuge, welche bei Ausführung derselben unmittelbar interessiert waren, ging mit der größten Leichtigkeit und Behendigkeit von statten.

Er hatte ungefähr vor zwei Stunden eine starke Mahlzeit von Früchten und geröstetem Mais gethan und ungefähr drei Nößel von einem Trank aus Wasser, Cacaomehl und Honig zu sich genommen, von welchen beiden Ingredienzien das erste bekanntermaßen sehr nährend und das andere, nach Boerhaave und allen, die er abgeschrieben hat, und die ihn abgeschrieben haben, ein vortreffliches Konfortativ ist, dessen Koxkox weniger als irgend einer von unsern angeblichen Mädchenfressern nötig gehabt zu haben scheint.

Es war ungefähr um vier Uhr nachmittags, in dem Monat, worin ein allgemeiner Geist der Liebe die ganze Natur neu belebt, alle Pflanzen blühen, tausend Arten von bunten Fliegen und Schmetterlingen, aus ihren selbstgesponnenen Gräbern aufgestanden, ihre feuchten Flügel in der Sonne versuchen und zehntausend vielfarbige Wizizilis auf jungen Zweigen aus ihrem langen Winterschlummer erwachen, um unter Rosen und Orangenblüten zu schwärmen und ihr wollüstiges Leben, welches mit der Blumenzeit anfängt, zugleich mit ihr zu beschließen.

Es ist sehr zu bedauern, daß Tlantlaquakapatli aus Mangel eines Reaumürschen oder irgend eines andern Thermometers nicht imstande war, den Grad der Wärme zu bestimmen, auf welchem sich damals die Luft befand.

Es war ein schöner, warmer Tag, sagt er, die Luft rein und der oberste Teil derselben lasurblau; und es wehte ein an-

9f. Volitionen und Nolitionen, Entschließungen. — 20. Konfortativ, Reizmittel.

genehmer Wind von Nordwestwest, welcher die Sonnenhitze so gut mäßigte, daß das Rot auf Korkorens Wangen etliche Augenblicke zuvor, eh er das schlafende Mädchen erblickte, nicht höher war, als es auf den innersten Blättern einer neu aufgehenden Rose zu sein pflegt.

Unser Philosoph — welcher glaubt, daß alle diese Umstände bei Berechnung der Ursachen und Wirkungen der menschlichen Leidenschaften mit in die Rechnung gebracht werden müssen — ist ebenso genau in Angebung aller der kleinen Bestimmungen, unter welchen die schöne Kikequetzel dem jungen Mexikaner in die Augen stach.

Seiner Beschreibung nach war sie gerade so gekleidet wie die Grazien der Griechen oder die Töchter der Karaiben auf den Antillen, das ist, in derjenigen Kleidung, wegen welcher der ältere Plinius — vermutlich in einem Anstoß von schlimmer Laune — mit der Natur einen Zank anfängt, der uns (alles wohl überlegt) der unbilligste unter allen scheint, welche jemals ein mißmütiger Philosoph mit ihr angefangen hat.

Sie lag auf einem grünen Rasen, dessen dichtes, blumenvolles Gras sie (wie Homer von seiner bekannten Göttergruppe auf dem Ida sagt) sanft emporzuheben schien. Ihr Haupt ruhte auf einem Haufen der schönsten Blumen, welche sie vermutlich selbst (es wäre denn, daß man glauben wollte, daß Zephyr oder irgend ein andrer Sylphe ihr diese Galanterie gemacht habe) zu diesem Gebrauch zusammengetragen hatte. Ihr rechter Arm — dessen schöne Form unser Philosoph nicht unbemerkt läßt — verbarg einen Teil ihres Gesichts und bekam durch die Verkürzung und den sanften Druck, den er von seiner Lage litt, einen Reiz, der — wie alle Grazien — sich besser fühlen als zeichnen und besser zeichnen als beschreiben läßt. — Das leichte Gesträuch, welches eine Art von Sonnenschirm um sie zog, warf kleine bewegliche Schatten auf sie hin, welche die pittoreske Schönheit des Gemäldes — denn noch war es nichts mehr für unsern Mann — erheben halfen.

---

16. Zank anfängt. „Plin. Histor. Natural., L. VII., in prooemio.“ W. — 32 f. Schönheit des Gemäldes. In der Ausgabe von 1770 findet sich am Schlusse dieses Kapitels, welches aber dort schon das zehnte ist, die unter einem Baume schlafende Kikequetzel abgebildet. Da dieses Bild zu den obscönen gehört, müssen wir auf seine Wiederholung hier verzichten.

9.

Tlantlaquakapatli untersteht sich aus verschiedenen Ursachen nicht, zu bestimmen, wie schön das Mädchen gewesen sei; — denn

Erstlich (sagt er) fehlen mir dazu die nötigen Originalgemälde, Zeichnungen, Abdrücke u. s. w.

Zweitens haben wir kein allgemein angenommenes Maß der Schönheit, und

Drittens ist auch keines möglich, — bis alle Menschen an allen Orten und zu allen Zeiten aus einerlei Augen sehen und den Eindruck mit einerlei Gehirn auffassen werden: — und das, spricht er, hoffe ich nicht zu erleben.

Indessen getraut er sich so viel zu behaupten, daß sie, so wie sie gewesen, dem ehrlichen Koxkox das schönste und lieblichste Ding in der ganzen Natur geschienen habe; — und wir zweifeln, ob es möglich sei, ihm das Gegenteil zu beweisen.

Die Wahrheit zu sagen, bei einem Dinge, welches das einzige in seiner Art ist, hat weder Vergleichung noch Übertreibung statt. Koxkox konnte keine Idee von etwas Besserm haben, als er vor sich sah. Seine Einbildungskraft hatte gar nichts bei der Sache zu thun; seine Sinne und sein Herz thaten alles. Kikequetzel hätte so schön sein mögen als Kleopatra, Poppäa, Roxelane oder Frau von Montespan oder, wenn ihr lieber wollt, so schön als Oriane, Magellone, Frau Condüramur und die Prinzessin Dulcinea selbst, ohne daß sie ihm um ein Haar schöner vorgekommen wäre oder um den hundertsten Teil des Drucks eines Blutkügelchens mehr Eindruck auf ihn gemacht hätte als so, wie sie vor ihm lag.

„Das ist wunderlich.“ — Es ist nicht anders, mein Herr.

Unser Autor — dessen verloren gegangene Schriften der geneigte Leser um so mehr mit mir bedauern wird, als uns diese Probe von seinem Beobachtungsgeiste keine schlechte Meinung giebt — geht noch weiter, indem er sich sogar getraut, die eigensten Empfindungen von Augenblick zu Augenblick zu bestimmen, welche Koxkox einem so unverhofften Gegenstand gegenüber habe erfahren müssen.

Beim ersten Anblick, spricht er, schauerte der Jüngling in einer Art von angenehmem Schrecken zwei und einen halben Schritt zurück.

Im zweiten Momente guckte er mit aller Begierde eines Menschen, der sich betrogen zu haben fürchtet, wieder nach ihr hin. Der Durchmesser seines Augapfels wurde um eine halbe Linie größer; er hielt die linke Hand etwas eingebogen vor seine Stirne, so daß der Daumen an den linken Schlaf zu liegen kam, und schlich sich allgemach mit zurückgehaltenem Atem näher, um sie desto besser betrachten zu können.

Im dritten Momente glaubte er einen kleinen Unterschied zwischen ihrer Figur und der seinigen wahrzunehmen, und eine Bestürzung von der angenehmsten Art, welche ihn bei dieser Entdeckung befiel, nahm

Im vierten und

Fünften dergestalt zu, daß er im

Sechsten eine Art von Beklemmung ums Herz fühlte, welche sich ungefähr im

Neunten oder zehnten mit der oben besagten Ergießung des subtilen elektrischen Feuers aus seinem Herzen durch alle Adern, Kanäle und Fasern seines ganzen Wesens endigte.

Dieser letzte Augenblick ist, nach der Meinung unsers Autors, der angenehmste in dem ganzen Leben eines Menschen; und dasjenige, was er darüber philosophiert, scheint uns nicht unwürdig zu sein, in einem kleinen Auszuge zu einem eigenen Kapitel gemacht zu werden.

10.

Die ganze Natur, spricht er, zeugt von der Güte und Weisheit ihres Urhebers.

Aber in der ganzen Natur überzeugt mich, — Tlantlaquakapatli, Mixquitlipikotsohoitls Sohn, nichts vollkommner und inniger von dieser größten und besten aller Wahrheiten als die Beobachtung der besondern Aufmerksamkeit, welche dieser unsichtbare Geist der Natur darauf gewandt hat, — den höchsten Grad des Vergnügens, dessen der Mensch fähig ist, mit denjenigen Empfindungen unauflöslich zu verbinden, welche den großen Endzweck seines Daseins unmittelbar befördern.

Glaub' ich am Ende einer feurigen Bestrebung meines Geistes durch die krummen Irrgänge der Einbildung eine schon lange vor mir fliehende Wahrheit erhascht zu haben;

Oder unterhalt' ich mich, einsam und in mich selbst gesammelt, mit dem Anschauen eines tugendhaften Charakters — ich seh' ihn in Handlung gesetzt, in Versuchungen verwickelt, mit Schwierigkeiten umringt; ich zittre für ihn; — und nun, in dem großen Augenblicke der Entscheidung seh' ich ihn seiner würdig handeln und meine schüchterne Hoffnung durch die schönste der Thaten überraschen;

Oder mein besseres Selbst hat in diesem Augenblick einen Sieg über das unedlere erhalten; — ich habe eine eigennützige Bewegung unterdrückt, welche mich verhindern wollte, etwas Gutes zu thun, da ich einen Wink dazu bekam; — oder eine übelthätige, welche mich aufwiegelte, eine Beleidigung zu rächen, weil ich es ohne Besorgnis, mir selbst dadurch zu schaden, hätte thun können;

Oder ich habe dem süßen Zug der Menschlichkeit gefolget und mit sanfter, mitleidiger Hand die Thränen des Unglücklichen abgewischt, die Freude ins bleiche Gesicht des Bekümmerten zurückgerufen:

In allen diesen und in allen ähnlichen Fällen fühle ich in dem entscheidenden Augenblicke diese göttliche Flamme sich mit einer unaussprechlichen geistigen Wollust durch mein ganzes Wesen ergießen und den sittlichen Menschen mit dem animalischen wie in Eins zusammenschmelzen; — und ich sag' und schwöre, daß keine andre Wollust so süß, so befriedigend und — wenn ihr mir diesen Ausdruck gestatten wollt — so vergötternd ist als diese.

Ich habe, fährt er fort, auch unter Rosen gelegen, o Montezuma! Ich habe mich auch in den Düften des Rosenstrauchs, im säuerlichsüßen Nektar des Palmbaums und in den süßern Küssen des Mädchens berauscht. — Hab' ich nicht den Becher der Freude rein ausgetrunken und den letzten Tropfen von meinem Nagel abgesogen? — Aber ich behaupte dir und schwöre, daß die Wollust, eine gute That zu thun, die größte — aller Wollüste ist!

Sanft ruhe deine Asche, weiser und empfindungsvoller Tlantlaquakapatli! und Friede sei mit deinem Schatten, wo er auch irren mag! Wenn schon dein Name in keinem Gelehrten-

27 f. Montezuma, der Tyrann, mit welchem der Spanier Ferdinand Cortez um Mexiko kämpfte.

register prangt, und kein hohlaugiger Kommentator, in eine Wolke von Lampendampf (das Sinnbild seiner vielwissenden Dummheit) eingehüllt, polyglottische Noten mit schwerer Arbeit zu deinen Werken zusammengetragen hat: so soll dennoch — oder mein weissagender Genius müßte mich gänzlich betrügen — dein Gedächtnis noch dauern, wenn ich lange, wie du selbst, Staub bin, und von dem Menschenfreunde gesegnet werden, dessen klopfendes Herz dir die große Wahrheit beschwören hilft: daß die Wollust, eine gute That zu thun, die größte aller Wollüste ist.

Wenn der Urheber des Menschen (so beschließt mein Freund Tlantlaquakapatli seine Betrachtung) den Trieben, von welchen die Vermehrung unsrer Gattung die Folge ist, einen Teil dieser göttlichen Wollust, von welcher ich rede, eingesenkt hat, so kann ich nichts anders vermuten, als daß es darum geschehen sei, weil dieses Geschäft, wiewohl an sich selbst bloß animalisch, für das menschliche Geschlecht von solcher Wichtigkeit ist, daß er es in dieser Betrachtung würdig fand, die Menschen durch dieselbe Belohnung, die er mit den edelsten Handlungen verbunden hat, dazu einzuladen.

11.

Die Empfindungen des jungen Mexikaners waren so heftig, daß er sich an einen Baum der Schlafenden gegenüber lehnen mußte, um nicht unter ihrer Gewalt einzusinken.

Die Freude, eine Gesellschaft zu finden, von welcher er sich mehr Vergnügen und Vorteil versprach als von seinen Papageien,

die Anmutung, welche ihm ihre Ähnlichkeit mit ihm einflößte,

eine andere unbekannte Regung, die gerade aus dem Gegenteil entsprang,

das Vergnügen an ihrem bloßen Anschauen und die dunkle Ahnung, welche seine Brust mit noch süßern Erwartungen schwellte —

alle diese Regungen, welche ihm so fremd und doch so natürlich, so angenehm und doch so unverständlich waren, — konnten (wie Tlantlaquakapatli meint), wenn wir auch alles dasjenige, was die Umstände des Subjekts, der Zeit, des Ortes u. s. w. dazu beitragen mochten, abziehen, nicht weniger als die angegebene Wirkung hervorbringen.

Es ist in der menschlichen Natur, daß wir uns das wirkliche Vorhandensein eines Gegenstandes, den uns die Augen bekannt gemacht haben, durch einen andern Sinn zu beweisen suchen, welcher (wie alle Ammen und Kinderwärterinnen zehntausendmal zu beobachten Gelegenheit haben) der erste ist, durch den wir unser eigenes Dasein fühlen, und der eben dadurch zum Werkzeug wird, womit wir, von der Natur selbst dazu angewiesen, die Wirklichkeit der Phänomene, die uns umgeben, auf die Probe setzen.

Nichts war demnach natürlicher als der Zweifel, der nach einer kleinen Weile in Koxkoxen aufstieg, „ob das, was er sah, auch wirklich sei?“

Ebenso natürlich war, daß er diesen Zweifel kaum empfand, als er sich schon der schlafenden Nymphe näherte, um sich durch den vorbesagten Sinn zu erkundigen, was er von der Sache zu glauben hätte.

Er streckte schon seine rechte Hand aus, — als ein abermaliger Schauder sein Blut aus allen Adern gegen die Brust zurückdrückte, und — wie ein Pfeil, der unmittelbar am Ziele alle seine Kraft verloren hat — sank der nervenlose Arm zurück.

Er betrachtete das Mädchen von neuem, und da sich mit jedem Augenblicke seine Furcht verlor, und die Begierde, sich ihrer Körperlichkeit zu versichern, zunahm, so streckte er noch einmal seine rechte Hand aus, bückte sich mit halbem Leib über sie hin und legte, so sacht es ihm möglich war, die zitternde Hand auf ihre linke Hüfte.

Man müßte gar nichts von der menschlichen Natur verstehen, sagt der mexikanische Philosoph, wenn man sich einbilden wollte, daß er es bei diesem ersten Versuch habe bewenden lassen können. Die Wichtigkeit der Wahrheit, von der er sich versichern wollte, und das Vergnügen, welches mit der Untersuchung unmittelbar verbunden war, vereinigten sich mit einander, ihn zu vermögen, das Experiment fortzusetzen.

Unvermerkt und mehr durch einen mechanischen Instinkt als mit Vorsatz schweifte die forschende Hand von dem Orte, den sie zuerst berührt hatte, zum sanft gebogenen Knie herab.

Was in diesen Augenblicken in ihm vorging, läßt sich nicht beschreiben. Die Wahrheit ist, daß er selbst unfähig gewesen wäre, Rechenschaft davon zu geben. Denn (um den Leser nicht

unnötig aufzuhalten) seine Augen fingen an trüb zu werden, und vor lauter Empfindung sank er ohne Empfindung neben die schöne Kikequetzel hin, so daß die Hälfte seines Gesichts ungefähr eine Spanne und anderthalb Daumen über ihrem besagten linken Knie aufzuliegen kam.

Das Mädchen erwachte in diesem nämlichen Augenblicke.

12.

Tlantlaquakapatli findet, eh er weiter geht, vor allen Dingen nötig, uns zu berichten, daß die schöne Kikequetzel zu der Zeit, da Mexiko in den Wassern des oben besagten Kometenschwanzes unterging, ein Kind von elf bis zwölf Jahren gewesen sei. Mit diesem armen Kinde auf dem Rücken habe sich ihre Mutter auf einen hohen Berg geflüchtet, wo sie sich, bis das Gewässer wieder abgeflossen, in einer Höhle aufgehalten und von den Eiern einiger Vögel, die in dem Felsen nisteten, gelebt hätten.

Da diese unglückliche Mutter auf allen ihren Herumschweifungen in dem neuen Lande, welches aus dem Wasser wieder hervorgegangen war, keine Spur von Menschen gefunden hatte, so blieb ihr nichts anders übrig, als sich an den trostlosen Gedanken zu gewöhnen, daß sie und ihre kleine Tochter die einzigen Geretteten seien.

Sie waren also eines dem andern die ganze Welt. Alle ihre Empfindungen konzentrierten sich in ihre gegenseitige Liebe. Das kleine Mädchen kannte kein größeres Vergnügen, als ihrer Mutter die Sorge für ihre Erhaltung, so gut sie konnte, zu erleichtern, ihr die schönsten Blumen zu bringen, die sie auf ihren kleinen Wanderungen fand, und die Thränen, die oft wider ihren Willen dem geheimen Kummer ihres Herzens Luft machten, von ihren Wangen und von ihrem Busen wegzuküssen.

Drei Sommer hatten sie auf diese Weise mit einander verlebt, als die gute Mutter einsmals das Unglück hatte, durch einen Fall von einem Kokosbaum, auf den sie sich, um die Früchte zu pflücken, gewagt hatte, das Leben einzubüßen.

Das trostlose Mädchen, nachdem sie etliche Tage lang alles Mögliche versucht hatte, die Tote wieder zu beleben, sah sich endlich gezwungen, ihre Hoffnung aufzugeben, und entfernte sich

von dem traurigen Orte. Sie geriet in unbekannte Gegenden, deren natürliche Fruchtbarkeit ihr allenthalben anbot, was sie zu Erhaltung ihres Daseins nötig hatte.

Ihre Mutter hatte ihr einige unvollkommene Begriffe von dem vorigen Zustand ihres Volkes gegeben. Sie hatte sich so viel daraus gemerkt, daß es eine Art von Menschen gegeben habe, welche nicht völlig so gewesen wie sie selbst. Sich deutlicher zu erklären, hatte die Mutter für unnötig gefunden, da das Mädchen noch ein Kind war und bestimmtere Kenntnisse ihr ohnehin in dem einsamen Zustande, wozu sie verurteilt schien, zu nichts dienen konnten. Indessen wußte das Mädchen schon genug, um ein sehr lebhaftes Verlangen in sich zu fühlen, einen von diesen Menschen zu finden, wenn es auch nur gewesen wäre, um zu wissen, wie sie aussähen.

Sie war in der vollen Blüte der Jugend, als Koxkox sie zuerst antraf; und außer der besagten Neugier, welche täglich wuchs, hatte ihr Herz durch die Liebe zu ihrer Mutter und die Gewohnheit, in den melancholischen Stunden der guten Frau ihr trauern und weinen zu helfen, eine stärkere Anlage zu zärtlichen Empfindungen bekommen, als die bloße Natur den meisten ihres Geschlechts zu geben pflegt.

Sie mußte also entsetzlich zärtlich sein, sagt Tlantlaquakapatli.

Der Abkürzer dieser anekdotischen Geschichte hält es für seine Schuldigkeit, eh er zu demjenigen fortschreitet, was auf das Erwachen der schönen und zärtlichen Kikequetzel folgte, seine auf europäische Manier schönen und zärtlichen Leserinnen zu ersuchen, es — nicht einer vorsätzlichen Absicht, die Delikatesse ihrer Empfindungen zu beleidigen oder der Würde ihres Geschlechtes (dessen Verehrer er allezeit zu bleiben hofft) zu nahe zu treten, — sondern lediglich der Verbindlichkeit, den Pflichten eines getreuen Kopisten der Natur genug zu thun, beizumessen, wenn er sich in dem folgenden Kapitel genötiget sehen wird, das Betragen dieser jungen Mexikanerin unverschönert, so wie es war, darzustellen; ein Betragen, von welchem er besorgen muß, daß es ungeachtet aller seiner Bemühungen, das Auffallende darin zu mildern, der besagten Delikatesse seiner schönen Gönnerinnen anstößig werden dürfte.

24. Der Abkürzer, in der Ausgabe von 1770 der Abbreviator.

Er bittet sie indessen, zu bedenken, ob es nicht gleichwohl zu einer Entschuldigung der jungen Mexikanerin diene, daß sie in den Umständen, worin sie sich ohne ihr Verschulden befand, und bei dem gänzlichen Mangel aller Vorteile der Ausbildung und Politur, welche nur Erziehung und Welt geben können — nichts Besseres sein konnte als ein Werk der rohen Natur; oder mit andern Worten, daß es unbillig wäre, den wilden Gesang einer ungelehrten Nachtigall zu verachten, weil eine ihrer Schwestern das Glück gehabt hat, in einem Käficht erzogen zu werden und nach den Noten eines Hiller oder Naumann singen zu lernen.

13.

Wie sich die Crebillonische Fee Tout ou Rien — oder die Fee Concombre — oder die sehr decente Dame Zulika — oder wie sich irgend eine von den Zelimenen, Julien, Belisen, Araminten und Cidalisen des besagten französischen Sittenmalers — in einem ähnlichen Falle, aber bei veränderten Umständen, es sei nun in irgend einem anmutigen Boskett oder in einem wollüstigen Kabinett auf einem rosenfarbnen Lotterbette mit silbernen Blumen betragen hätte, — ließe sich, wenn es nötig wäre, mit der größten moralischen Gewißheit bestimmen, ohne daß man dazu eben ein Crebillon sein müßte.

Und wie sich unsre vorbesagten Leserinnen selbst samt und sonders in solchen Umständen betragen würden, ist eine Sache, welche wir ihnen zu gelassner Überlegung in einer ernsthaften einsamen Stunde überlassen, mit der beigefügten freundschaftlichen Verwarnung, daß Diejenigen unter ihnen, welche ihr großes Stufenjahr noch nicht zurückgelegt haben, oder (was auf eines hinauskommt) welche sich noch den Nachstellungen unternehmender Liebhaber ausgesetzt sehen, — ehe sie diese Selbstprüfung anstellen — sich in ihr Kabinett einschließen und Befehl erteilen möchten, daß sie nicht zu Hause wären, wenn sich auch der ehrerbietigste unter allen Liebhabern an der Pforte melden sollte.

Was indessen aber auch das Betragen irgend einer erdichteten

10. Hiller oder Naumann, Telemanns oder Hillers in der Ausgabe von 1770. — 20. Lotterbette. „Um dem Hrn. Campe die Verantwortung dieser Verdeutschung des Worts Sopha nicht allein aufzubürden, gestehe ich, daß es mir hier an seinem rechten Orte zu stehen scheint.“ W., jedoch, wie sich von selbst versteht, noch nicht in der Ausgabe von 1770.

oder unerdichteten heutigen Dame in dergleichen Fällen sein möchte — so kann es, wie gesagt, nicht zur Richtschnur für die liebenswürdige Kikequetzel genommen werden, welche (um ihr nicht zu schmeicheln) im Grunde weder mehr noch weniger als eine Wilde war und — was einen wesentlichen Umstand in der Sache ausmacht — Ursache hatte, sich für das einzige Mädchen in der Welt zu halten.

Ich — der ich es ohne eine außerordentliche Reizung oder eine gräßliche Verstimmung des Instruments meiner Seele nicht über mein Herz bringen kann einen Wurm unter meinen Füßen zu zertreten — verabscheue nichts so sehr als den bloßen Schatten des Gedankens, auch nur zufälligerweise eines von den schwachen Geschöpfen zu ärgern, deren kakochymische Seele nichts als Molken und leichte Hühnerbrühen verdauen kann und jede stärkere Speise, so gesund sie auch für gesunde Leute sein mag, mit Ekel und Beschwerung ανω και κατω wieder von sich giebt Sollte also, wider alles bessere Verhoffen, dieses unschuldige Buch — welches (wie ich schon erklärt zu haben glaube) keine Nahrung für blöde Magen ist — von ungefähr einem solchen schwachen Bruder in die Hände fallen, so ersuche ich ihn hiermit dienstlichen Fleißes — und nehme darüber alle meine werten Leser zu Zeugen, daß ich es gethan habe — das Buch ohne weiteres, wenigstens beim Schlusse dieses Kapitels, wegzulegen und, es sei nun durch Auffagung des griechischen Alphabets (wie dem Kaiser August in einem ähnlichen Falle geraten wurde) oder durch jedes andere Mittel, welches er aus Erfahrung am bewährtesten gefunden hat, alle Gedanken, weiter fortzulesen, sich aus dem Sinne zu schlagen. Widrigenfalls und dafern ein solcher oder eine solche, dieser meiner ernstlichen Warnung ungeachtet, mit Lesen weiter fortfahren und dadurch auf irgend eine Weise zu Schaden kommen oder durch ekelhaftes Aufstoßen oder Erbrechen dessen, was er solchergestalt naschhafter Weise zu sich genommen hätte, andern ehrlichen Leuten oder auch mir selbst beschwerlich fallen sollte: ich mich hiermit ein für allemal gegen alle daher entspringen mögende Verantwortung zierlichst verwahrt und den besagten Leser (oder Leserin) selbst für alles sich und andern dadurch zuziehende Übel für jetzt und allezeit verantwortlich gemacht haben will, gestalten ich dann

13. kakochymische Seele, eine Seele, die nur eine schwache geistige Nahrung verträgt. — 16. ἄνω καὶ κάτω, oben und unten. — 37. haben will. Hier schließt das

diese meine urkundliche Protestation und Verwahrung durch die endesbeigesetzte Vignette des Mehreren zu bekräftigen und zu solennisieren diensam erachtet habe. Gegeben den 4. Dezember 1769. Ich der Verfasser.

14.

In dem Augenblicke, da sie erwachte, lag (wie wir wissen, — sie aber nicht wissen konnte, bis sie es sah) ein Jüngling, der erste, den sie in ihrem Leben sah, und der, nach unsrer Art zu reden, mehr dem jungen Herkules als dem jungen Bacchus glich, in einem dem Tod ähnlichen Zustande zu ihren Füßen, mit der Hälfte seines Gesichts eine Spanne und anderthalb Daumen über ihrem linken Knie aufgestützt.

Damen können sich's leichter vorstellen, als ich's beschreiben könnte, wie sehr sie über diesen Anblick erschrak.

Durch die Bewegung, welche sie in der ersten Bestürzung machte, veränderte das Gesicht des armen Koxkox seine Lage ein wenig, ohne den Vorteil derselben zu verlieren — wofern es nicht gar dabei gewann; wie sich genauer bestimmen ließe, wenn der Philosoph Tlantlaquakapatli seiner zwar sehr umständlichen, aber etwas undeutlichen Beschreibung eine genaue Zeichnung beizufügen nicht vergessen hätte; — eine Unterlassung, um derentwillen eine Menge gelehrter und mühsamer Beschreibungen des Aristoteles, Theophrast, Plinius, Avicenna und andrer Naturforscher der Welt unbrauchbar geworden sind.

Der erste Schrecken des Mädchens verlor sich im dritten oder vierten Augenblicke, da sie ihn betrachtete, und verwandelte sich in das lebhafteste Vergnügen, das sie jemals empfunden hatte, — und welches sie natürlicherweise beim Anblick eines Wesens fühlen mußte, das ihr zu ähnlich war, um kein Mensch, und nicht ähnlich genug, um ein Mensch von ihrer Art zu sein. „Sollte es wohl," dachte sie, „einer von den Männern sein, von denen mir meine Mutter sprach, ohne daß ich sie recht verstehen konnte?"

Kapitel in den späteren Drucken. In der Ausgabe von 1770, wo es das 17. ist, folgen dann noch die Worte bis „Ich der Verfasser." und darauf die Vignette. Wir nehmen die Worte auf, obgleich wir sonst die Ausgabe von 1770 nicht zu Grunde legen.
11. Spanne, vgl. die Anm. zu Palm S. 245, Z. 22.

„Unfehlbar ist es einer,“ flüsterte ihr etwas in ihrem Busen auf diese Frage zur Antwort.

Des Menschen Herz hat seine eigene Logik, und — mit Erlaubnis des ehrw. Pater Malebranche, eine sehr gute — Dank sei dir dafür, liebe Mutter Natur! Sie thut uns unaussprechliche Dienste. Was wir wünschen, ist uns wahr, so lang es nur immer möglich ist, daß wir das Gegenteil unsern eignen Sinnen abdisputieren können.

„Wie kam er hierher? Wo war er zuvor? Warum liegt er hier zu meinen Füßen? Warum liegt sein Gesicht eine Spanne und anderthalb Daumen über meinem linken Knie?

„Schläft er? Wie mag er wohl aussehen, wenn er wacht?

„Wie wird er sich wohl gebärden, wenn er mich erblickt?

„Wird er mich auch so lieb haben, wie meine Mutter mich lieb hatte?“

Dergleichen leise Stimmen ließen sich noch mehr in ihrem Busen hören; aber es würde kaum möglich sein, sie in irgend eine exoterische Sprache zu übersetzen.

Aber noch gab der Schlafende kein Zeichen des Lebens von sich. „Ach!“ rief sie mit einem ängstlichen Seufzer, „sollte er tot sein?“ —

Sie konnte diesen Zweifel nicht ertragen. Sie legte zitternd ihre blasse Hand auf sein Herz —

Er war nicht tot — denn in diesem Augenblick erwachte er!

Sie fuhr zusammen und zog mit einem Schrei des Schreckens und der Freude ihre Hand zurück.

Koxkox kam zu sich selbst, ehe sie sich ganz von ihrem angenehmen Schrecken erholt hatte.

Er hob seine Augen auf und sah sie — mit einem so freudigen Erstaunen, mit einem so lebhaften Ausdruck von Liebe und Verlangen an, und seine Augen baten so brünstig um Gegenliebe, — daß sie — die keinen Begriff davon hatte, daß man anders aussehen könne, als es einem ums Herz ist — sich nicht anders zu helfen wußte, als ihn — wieder so freundlich anzusehen, als sie nur immer konnte.

Die Wahrheit ist, daß sie ihn so zärtlich ansah, als die

4. Malebranche. Jakob Malebranche lebte von 1581—1653, Nikolaus Malebranche von 1638—1715. Jener war mehr Pädagog, dieser mehr Philosoph, beide waren Theologen. Wir lassen es unentschieden, welcher gemeint sei. Der berühmtere war Nikolaus.

feurigste Liebhaberin einen Geliebten ansehen könnte, der nach sieben langen Jahren Abwesenheit und nach so vielen Abenteuern, als Ulysses auf seiner zehnjährigen Wanderung bestand, wohlbehalten und getreu in ihre Umarmungen zurückgeflogen wäre. — Aber was das Sonderbarste dabei war, ist, daß sie weder wußte, noch wissen konnte, warum sie ihn so zärtlich ansah. In der That wußte sie gar nicht, wie ihr geschah; genug, es war ihr so wohl bei diesen Blicken und Gegenblicken, daß ihr deuchte, sie fange eben jetzt zu leben an.

15.

Die Weisen haben längst bemerkt, daß etwas Magisches in dem menschlichen Auge sei; und bekanntermaßen hat man die Sache weit genug getrieben, zu glauben, es gebe Leute, welche mit einem bloßen Blicke vergiften könnten; — ein Glaube, der zu allen Zeiten unter den Philosophen wenig Beifall gefunden hat. Aber daß ein bloßer Blick zuweilen hinlänglich sei, aus einem weisen Mann einen Gecken, aus einem Masülhim einen Mann und aus einem Bruder Lutze einen Pr**p zu machen, — das sind bekannte Wahrheiten.

Korkor sah die schöne Kikequetzel immer feuriger an. Sie Korkoren immer zärtlicher.

„O, wie lieb hab' ich dich!" — sagten ihr seine Augen.

„O, wie angenehm ist mir das!" — antworteten die ihrigen.

„Ich möchte dich auf einen Blick aufessen," sagten jene.

„Ich sterbe vor Vergnügen, wenn du mich länger so ansiehst," sagten diese.

Diese Augensprache dauerte, nach unserm Autor, ungefähr eine Minute weniger etliche Sekunden, als Korkor, der noch immer zu ihren Füßen lag, — nicht, als ob er einen bestimmten Vorsatz dabei gehabt hätte, sondern in der That aus bloßem Instinkt, — seine beiden Arme um ihren Leib schlug.

Kikequetzel, die sich einbildete, daß sie ihm keine Antwort schuldig bleiben dürfe, legte ganz langsam und leise ihre rechte Hand auf seine linke Schulter — und errötete bis an die Fingerspitzen, indem sie es that.

Korkor drückte sein Gesicht an ihren Busen.

17*

Das Mädchen fuhr sanft streichelnd an seiner linken Schulter bis zur Brust herab und schien sich sehr am Pochen seines Herzens zu ergötzen.

Tlantlaquakapatli, dessen Fehler überhaupt zu wenig Umständlichkeit nicht ist, fährt hier fort, uns von Umstand zu Umstand zu berichten, wie die Natur mit diesen ihren Kindern gespielt habe. Keine falsche Bescheidenheit — denn Natur ist uns in allen ihren Wirkungen ehrwürdig — sondern bloß unser Unvermögen, die Zartheit der Sprache des mexikanischen Philosophen in die unsrige übertragen zu können, verbietet uns, ihm weiter zu folgen.

Die guten Kinder wußten nichts anders.

„Sie machten also nicht mehr Umstände als dies?" fragt Araminte. —

Keinen einzigen!

16.

Wenn uns nicht alles betrügt, so ist das, was wir unsern Lesern in den beiden vorhergehenden Kapiteln zu lesen gegeben haben, pure Natur. So viel ist gewiß, die Kunst hatte keinen Anteil weder an den Gefühlen dieser altmexikanischen Liebenden, noch an der Art, wie sie sich ausdrückten.

Und nun fragt sich: — „Verliert oder gewinnt die Natur dadurch, wenn sie des Beistands und der Auszierung der Kunst entbehrt?"

Eine verwickelte Frage! ein wahrer gordischer Knoten, den wir, nach dem Beispiele der raschen Leute, die mit allem gern bald fertig sind, geradezu zerschneiden könnten, wenn wir nicht für besser hielten, vorher zu versuchen, ob er nicht mit Hilfe einer leichten Hand und mit ein wenig Phlegma aufzulösen sei.

Es giebt eine Kunst, welche die Werke der Natur wirklich verschönert, und eine andere, welche sie, unter dem Vorwande der Verbesserung oder Ausschmückung, verunstaltet.

Wiewohl nun die erste allein des Namens der Kunst würdig ist, so wird sie ihn doch so lange mit ihrer Bastardschwester teilen müssen, bis man für diese einen eigenen Namen erfunden haben wird.

19. Kunst. „Das Wort Kunst wird in diesem und dem folgenden Kapitel in der weitläufigsten Bedeutung, insofern es gewöhnlich der Natur entgegengestellt wird, genommen." W.

Einige bestimmen das Verhältnis der Kunst gegen die Natur nach dem Verhältnis eines Kammermädchens gegen ihre Dame; andere nach demjenigen, welches der Schneider, der Friseur, der Brodeur und der Parfümeur — vier wichtige Erzämter! — gegen ein gewisses Geschöpf haben, welches, je nachdem man einige besondere Veränderungen damit vornimmt, unter den Händen der vorbesagten vier plastischen Naturen und nach ihrem Belieben ein Marquis oder Lord, ein Abbé oder ein Chevalier, ein Parlamentsrat oder ein Held, ein Witzling oder ein Adonis wird; im Grund aber in allen diesen verschiedenen Kleidungen und Posituren — immer das nämliche Ding bleibt, nämlich ein Geck.

Nach dem Begriff der ersten ist die Natur der Homerischen Venus gleich, welche von den Grazien gebadet, gekämmt, aufgeflochten, mit Ambrosia gesalbt und auf eine Art angekleidet wird, wodurch ihre eigentümliche Schönheit einen neuen Glanz erhält.

Nach dem Begriff der andern ist die Kunst eine Alcina, die einen ungestalten, kahlen, triefäugigen, zahnlosen Unhold zu jener vollkommenen Schönheit umschafft, welche Ariost in sechs unverbesserlichen Stanzen — zwar nicht so gut gemalt hat, als es Titian mit Farben hätte thun können, aber doch so gut beschrieben hat, als — man beschreiben kann.

Die ersten scheinen der Kunst zu wenig einzuräumen, die andern zu viel; beide aber sich zu irren, wenn sie von Natur und Kunst als wesentlich verschiedenen und ganz ungleichartigen Dingen reden, da doch bei näherer Untersuchung der Sache sich zu ergeben scheint, daß dasjenige, was wir Kunst nennen,

> „es sei nun, daß sie die zerstreuten Schätze und Schönheiten der Natur in einen engern Raum oder unter einen besondern Augenpunkt zu irgend einem besondern Zweck zusammenordnet, —
>
> „oder daß sie den rohen Stoff der Natur ausarbeitet und, was diese gleichsam ohne Form gelassen hat, bildet, —
>
> „oder daß sie die Anlagen der Natur anbaut, den Keim ihrer verborgenen Kräfte und Tugenden entwickelt

17. Alcina, von Wieland in der Ausgabe von 1770 bei Gelegenheit des hier folgenden Citates als Zauberin bezeichnet. — 22. beschreiben kann. „Orlando Furioso, VII. 6—12." W.

und dasjenige schleift, poliert, zeitiget oder vollendet, was die Natur roh, wild, unreif und mangelhaft hervorgebracht hat —

daß, sage ich, die Kunst in allen diesen Fällen im Grunde nichts anders ist als die Natur selbst, insoferne sie den Menschen — entweder durch die Not oder den Reiz des Vergnügens oder die Liebe zum Schönen — veranlaßt und antreibt, entweder ihre Werke nach seinen besondern Absichten umzuschaffen oder sie durch Versetzung in einen andern Boden, durch besondere Wartung und befördernde Mittel zu einer Vollkommenheit zu bringen, wovon zwar die Anlage in ihnen schlummert, die Entwicklung aber dem Witz und Fleiß des Menschen überlassen ist."

Fragen wir:

Wer giebt uns die Fähigkeit zur Kunst?
Wer befördert die Entwicklung dieser Fähigkeit?
Wer giebt uns den Stoff zur Kunst?
Wer die Modelle?
Wer die Regeln? —

so können wir kühnlich alle Philosophen, Misosophen und Morosophen, welche jemals über Natur und Kunst vernunftet oder vernünftelt haben, auffordern, uns jemand andern zu nennen, als die Natur, — welche durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen und angefangen hatte, unter einem andern Namen zur Vollkommenheit bringt.

Die natürlichen Dinge in dieser sublunarischen Welt — denn auf diese schränken wir uns ein, weil sie unter allen möglichen Welten am Ende doch die einzige ist, von der wir mit Hilfe unsrer sieben Sinne (das Selbstbewußtsein und den Gemeinsinn mit eingerechnet) eine erträgliche Kenntnis haben — teilen sich von selbst in organisierte und nicht organisierte, und die ersten wieder in

solche, welche zwar eine bestimmte Form, aber kein Leben haben,

19. Misosoph, Feind der Weisheit. — 19f. Morosoph, thörichter Weiser oder weiser Thor. — 20. vernunftet. „Auch dieses ungewohnten Ohren possierlich genug klingende Wort, wiewohl von zwei verdienstvollen Männern der eine es erfunden und der andere empfohlen hat, ist vielleicht nur bei solchen Gelegenheiten wie hier brauchbar und dürfte wohl schwerlich die Stelle des fremden, aber bisher unentbehrlichen Wortes räsonnieren im ernsthaften Stil schicklich einnehmen können." W. — 26. sublunarisch, unter dem Monde befindlich.

solche, welche zwar leben, aber nicht empfinden,

solche, welche zwar empfinden, aber nicht denken und mit Willkür handeln, und endlich in

solche, die zugleich empfinden, denken und mit Willkür handeln können; — eine Klasse, welche sehr weitläufig ist, wenn wir dem Plotinus und dem Grafen von Gabalis glauben, von der wir aber gleichwohl, die reine Wahrheit zu gestehen, keine andre Gattung kennen (wenigstens so gut kennen, daß wir, ohne lächerlich zu sein, darüber philosophieren dürften) als diejenige, wozu wir selbst zu gehören die Ehre haben — den Menschen, der durch die Vernunft, wodurch er über alle übrige bekannte Klassen unendlich erhoben ist, dazu bestimmt scheint,

„die vorbesagte sublunarische Welt nach seinem besten Vermögen zu verwalten,"

und für seine Bemühung berechtigt ist,

„sie so gut zu benutzen, als er immer weiß und kann."

17.

Vergleichen wir die verschiedenen Klassen der natürlichen Dinge unter einander, so zeigt sich, — daß unter allen der Mensch am wenigsten das geboren wird, was er sein kann; daß die Natur für seine Erhaltung, dem Ansehen nach, am wenigsten gesorgt hat; daß sie ihn übel bekleidet, unverwahrt gegen Frost, Hitze und schlimmes Wetter und unfähig, ohne langwierigen fremden Beistand sich selbst fortzubringen, auf die Welt ausstößt; — daß der Instinkt, der angeborne Lehrmeister der Tiere, bei ihm allein schwach, ungewiß und unzulänglich ist: — und warum alles das, als „weil sie ihn durch die Vernunft, die er vor jenen voraus hat, fähig gemacht, diesen Abgang zu ersetzen?"

Der Mensch, so wie er der plastischen Hand der Natur entschlüpft, ist beinahe nichts als Fähigkeit. Er muß sich selbst entwickeln, sich selbst ausbilden, sich selbst diese letzte Feile geben, welche Glanz und Grazie über ihn ausgießt, — kurz, der Mensch muß gewissermaßen sein eigener zweiter Schöpfer sein. Oder vielmehr —

Wenn es die Natur ist, die im Feuer leuchtet, im Kristall sechseckig anschießt, in der Pflanze vegetiert, im Wurme sich ein-

spinnt, in der Biene Wachs und Honig in geometrisch gebaute Zellen sammelt, im Biber mit anscheinender Vorsicht des Zukünftigen Wohnungen von etlichen Stockwerken an Seen und Flüsse baut und in diesen sowohl als vielen andern Tierarten mit einer so zweckmäßigen und abgezirkelten Geschicklichkeit wirkt, daß sie den Instinkt zu Kunst in ihnen zu erhöhen scheint: warum sollte es nicht auch die Natur sein, welche im Menschen nach bestimmten und gleichförmigen Gesetzen diese Entwicklung und Ausbildung seiner Fähigkeiten veranstaltet? — Dergestalt, daß, sobald er unterläßt, in allem, was er unternimmt, auf ihren Fingerzeig zu merken; sobald er aus unbehutsamem Vertrauen auf seine Vernunft sich von dem Plan entfernt, den sie ihm vorgezeichnet hat, — von diesem Augenblick an Irrtum und Verderbnis die Strafe ist, welche unmittelbar auf eine solche Abweichung folget.

Und hat nicht die Natur, ebenso wie sie uns die Vollendung unser selbst anvertraut hat, auch über die andern Dinge dieser Welt uns eine solche Gewalt gegeben, daß ein großer Teil derselben als bloße Materialien anzusehen ist, welche der Mensch nach seinem Gefallen umgestaltet, aus denen er so viele Welten nach verjüngtem Maßstab oder Welten nach seiner eignen Phantasie erschaffen kann als er will? Wohl verstanden, daß er in allen Betrachtungen besser thäte, gar nichts zu thun, als nach Regeln und Absichten zu arbeiten, welche mit denjenigen nicht zusammenstimmen, nach welchen das allgemeine System der Dinge selbst, mit oft unterbrochner, aber immer durch die innerliche Güte seiner Einrichtung von selbst wieder hergestellter Ordnung von seinem unerforschlichen Urheber regiert wird.

Alles dieses vorausgesetzt, werden wir uns keinen unrichtigen Begriff von der Kunst machen, wenn wir sie uns als „den Gebrauch vorstellen, welchen die Natur von den Fähigkeiten des Menschen macht, teils um ihn selbst — das schönste und beste ihrer Werke — auszubilden, teils den übrigen ihm untergeordneten Dingen diejenige Form und Zusammensetzung zu geben, wodurch sie am geschicktesten werden, den Nutzen und das Vergnügen der Menschen zu befördern“. — Die Natur selbst ist es, welche durch die Kunst ihr Geschäft in uns fortsetzt; es wäre denn, daß wir ihr unbesonnenerweise entgegenarbeiten und, indem wir sie nach

willkürlichen oder *mißverstandenen* Gesetzen verbessern wollen, aus demjenigen, was nach dem ersten Entwurf der Natur ganz hübsche Figuren hätten werden sollen, — *ostadische* *Bürlesquen* oder Zerrbilder in *Callots* Geschmack herauskünsteln; welches, wie wir vielleicht in der Folge finden werden, zuweilen der Fall der angeblichen *Verbesserer* der menschlichen Natur gewesen zu sein scheint.

Der gewöhnliche *Gang* der *Natur* in dieser Auswicklung und Verschönerung des Menschen ist *langsam* — und sie scheint sich darin mehr nach den Umständen als nach einem einförmigen Plan zu richten.

In der That haben diejenigen ihren Geschmack nicht der Natur abgelernt, in deren Augen die *Mannigfaltigkeit* in der physischen und sittlichen Gestalt der Erdbewohner eine Unvollkommenheit ist.

Das menschliche Geschlecht gleicht in gewisser Betrachtung einem Orangenbaum, welcher Knospen, Blüten und Früchte und von diesen letztern grüne, halbzeitige und goldfarbne mit zwanzig verschiedenen Mittelgraden zu gleicher Zeit sehen läßt.

Es scheint widersinnig, zu fordern, daß die *Knospe* ein *Apfel* werden soll, ohne durch alle dazwischen liegende Verwandlungen zu gehen; aber gar darüber ungehalten zu sein, daß die Knospe nicht schon der Apfel ist, — in der That, man muß sehr wunderlich sein, um der Natur solche Dinge zuzumuten.

Was die Kunst, oder, mit andern Worten, was die vereinigten Kräfte von Erfahrung, Witz, Unterricht, Beispiel, Überredung und Zwang an dem Menschen zu seinem Vorteil ändern können, sind entweder *Ergänzungen* der mangelhaften Seiten oder *Verschönerungen*, welche letzteren, wenn sie ihren Namen mit Recht führen sollen, sehr wesentlich von bloßen *Zieraten* verschieden sind.

Jene setzen voraus, daß der Mensch seine Bedürfnisse *fühle*, und stehen mit der Beschaffenheit und Anzahl derselben in Ver-

3 *Adrian von Ostade*, geb. zu Lübeck 1610. bildete sich in den Niederlanden als Maler und Kupferstecher aus, stellte die niedern Kreise des Lebens in seinen Bildern dar und starb 1685 in Amsterdam. Sein Bruder Isaak von Ostade malte besonders Dorfansichten und Wirtshausscenen — 4. *Callot*, Jacques, geb. 1592 zu Nancy, entfloh aus dem Vaterhause, um sich der Malerei zu widmen, gelangte mit einer Zigeunerbande nach Florenz, wurde Kupferstecher und war am berühmtesten durch die Zeichnung drolliger Gegenstände, durch die er sich aber nur von ernsteren Arbeiten erholte. Er starb 24. März 1634 zu Nancy.

hältnis; diese sind die Früchte einer durch die Einbildungskraft erhöheten und verfeinerten Sinnlichkeit und finden nicht eher statt, bis wir durch die Vergleichung mannigfaltiger Schönheiten in der nämlichen Art uns von Stufe zu Stufe zu dem Ideal dieser Art erhoben haben.

Fordern, daß die Liebe des jungen Koxkox und der schönen Kikequetzel so fein und romantisch wie die Liebe zwischen Theagenes und Chariklea hätte sein sollen, hieße ihnen übel nehmen, daß sie das einzige Menschenpaar im ganzen Mexiko waren; und es wäre ebenso weise, wenn man die arme Kikequetzel tadeln wollte, daß sie nicht so zartfühlend und gesittet und geistreich wie die idealische Peruvianerin der Madame Graffigny, als wenn man sie abgeschmackt fände, weil sie nicht à la Rhinoceros oder à la Comète aufgesetzt war.

18.

Nach dieser kleinen Abschweifung über Natur und Kunst, die uns nicht weit von unserm Wege abgeführt hat, kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

Koxkox und Kikequetzel, die (im Vorbeigehen zu sagen) von den alten Mexikanern für ihre Stammeltern gehalten wurden, waren nun ein Paar oder, richtiger zu reden, machten nun ein Ganzes aus, welches aus zwei Hälften bestand, die von dem Augenblick an, da sie sich gefunden hatten, sich so wohl bei einander befanden, daß nichts als eine überlegene Gewalt fähig gewesen wäre, sie wieder von einander zu reißen.

Sie hatten einander nie zuvor gesehen; Koxkox wußte so wenig, was ein Mädchen, als Kikequetzel, was ein Knabe war. Sie stammten aus zwei ganz verschiedenen Völkerschaften ab, welche keine Gemeinschaft mit einander gehabt hatten.

Sogar ihre Sprache war so verschieden, daß sie einander kein Wort verstehen konnten.

Offenbar trugen also diese Umstände nichts dazu bei, daß

14. aufgesetzt war. Mit diesen Worten schließt das erste Buch in der Ausgabe der Beiträge von 1770 auf S. 98. Es folgt dann mit Beginn des zweiten Buches Abulfaouaris (S. 105). Erst im zweiten Teil fünftes Buch (S. 94) geht es dann weiter wie hier im zweiten Absatze von Kapitel 18: „Koxkox und Kikequetzel“.

sie einander auf den ersten Blick so lieb wurden. Die Natur that alles.

Man kann die Art, wie sie einander ihre Gefühle ausdrückten, nicht wohl eine Sprache nennen; aber sie war beiden so angenehm, daß sie nicht aufhören konnten, bis sie mußten. — Auch dies war Natur, sagt Tlantlaquakapatli.

Ein süßer Schlaf überraschte den ehrlichen Koxkox in den Armen der zärtlichen Kikequetzel. Sie schliefen, bis der Morgengesang der Vögel sie weckte. Und da gingen die Liebkosungen von neuem an, bis sie es müde wurden. Pure Natur! ruft Tlantlaquakapatli aus.

Nun sahen sie einander mit so vergnügten Augen an, waren einander so herzlich gewogen, drückten jedes sein Gesicht mit so vieler Empfindung wechselsweise an des andern Brust, daß sogar ein Teufel, der ihnen zugesehen hätte, sich nicht hätte erwehren können, Vergnügen darüber zu haben, — sagt Tlantlaquakapatli.

Sie fingen beide an zu hungern. Aber Koxkox war noch immer nicht recht bei sich selbst; er tanzte um das Mädchen herum, sang und jauchzte, machte Purzelbäume und that zwanzig andere Dinge vor Freude, die nicht klüger waren, als was Ritter Don Quixote auf dem schwarzen Gebirge aus Traurigkeit that.

Das Mädchen fühlte kaum, daß sie hungerte, als sie dachte, es werde dem guten Koxkox auch so sein. Sie hüpfte davon, suchte Früchte, pflückte Blumen, flog wieder zurück, steckte die Blumen in des Jünglings lockiges Haar, suchte die schönsten Früchte aus und reichte sie ihm mit einem so lieblichen Lächeln und mit so reizendem Anstand hin, — wie Hebe ihrem Herkules die Schale voll Nektar reicht — würde mein Philosoph gesagt haben, wenn er ein Dichter und ein Grieche gewesen wäre. Allein da er ein Mexikaner und kein Dichter war, sagt er die Sache ohne Bild, geradezu, aber mit einer Stärke und Proprietät des Ausdrucks, die ich nicht in unsre Sprache überzutragen vermag, — wiewohl ich gestehe, daß die Schuld ebenso leicht an mir als an unsrer Sprache liegen kann.

Meine schönen Leserinnen werden empfunden haben, was für ein Kompliment ihnen Tlantlaquakapatli durch den angeführten Umstand macht. — Doch ich denke nicht, daß es ein Kompliment sein sollte; es ist wirklich bloße Wahrheit und einer von den Zügen, welche beweisen, wie gut er die Natur gekannt hat.

Koxkox besann sich nun, daß er eine Grotte hatte, um welche ein kleiner Wald von fruchtbaren Bäumen und Gewächsen einen halben Mond zog. Er führte seine Geliebte dahin. Wie reizend deuchte ihm jetzt dieser Ort, da er ihn an ihrem Arm betrat! Er fühlte sich kaum vor Freude. Alle Augenblicke überhäufte er sie mit neuen Liebesbezeigungen. Und so schlüpfte dem Glücklichen ein Tag nach dem andern vorbei.

19.

Diese Blüte von Glückseligkeit dauerte — so lange sie konnte, sagt unser Autor. Es war, nachdem sie etliche Wochen beisammen gewesen waren, unmöglich, daß ihnen noch ebenso hätte zu Mute sein sollen wie damals, da sie sich zum erstenmal sahen.

Die Freude des Jünglings wurde gelassner; er konnte sich wieder mit etwas anderm als seinem Mädchen beschäftigen; er schwatzte sogar wieder mit seinem Papageien; ja, unser Autor sagt, daß es Tage gegeben, wo er vonnöten gehabt habe, durch die sanften Liebkosungen seiner jungen Freundin aus dieser Schläfrigkeit erweckt zu werden, in welche unsre Seele zu fallen pflegt, wenn wir nicht wissen, was wir mit uns selbst anfangen sollen.

Alles dies ist in der Natur, sagt Tlantlaquakapatli. Sie liebten sich darum nicht weniger herzlich, weil diese Trunkenheit der ersten Liebe und des ersten Genusses aufgehört hatte. Ihre Liebe zog sich nach und nach aus den Sinnen in das Herz zurück. Das bloße Vergnügen, bei einander zu sein, sich anzusehen oder Hand in Hand durch Haine und Gefilde zu irren, war ihnen für ganze Tage genug.

Unvermerkt konnten sie auch kleine Entfernungen ertragen; die Freude, wenn sie sich wiederfanden, hielt sie schadlos; sie hatte etwas von dem Entzücken des Augenblicks, da sie sich zum erstenmal fanden; ihre Umarmungen waren desto feuriger, je länger die Abwesenheit gedauert hatte.

Aber daß sie sich aus diesen Erfahrungen die allgemeinen Regeln hätten abziehen sollen, welche St. Evremond und Ninon l'Enclos den Liebenden geben, das war ihre Sache noch

34. Ninon de Lenclos, geb. 15. Mai 1616 zu Paris, gest. 17. Oktober 1706, schrieb „la coquette vergée".

nicht. Die Natur, der Instinkt, das Herz that alles bei ihnen, die Vernunft beinahe nichts.

Aus dieser Sympathie ihrer Sinne und Herzen, aus der unvergeßlichen Erinnerung, wie glücklich sie einander gemacht hatten, aus dem Vergnügen, welches sie noch immer eines am andern fanden, aus der Gewohnheit, miteinander zu leben und sich wechselsweise Hilfe zu leisten — bildete sich (sagt unser Philosoph) diese Identifikation, welche macht, daß wir den geliebten Gegenstand als einen wesentlichen Teil von uns selbst ebenso herzlich, aber auch ebenso ruhig und mechanisch lieben als uns selbst, und, „daß es uns ebenso unmöglich wird, uns ohne diesen geliebten Gegenstand als ohne uns selbst zu denken". — Ein Zustand, der in gewissem Sinne der höchste Grad der Liebe ist, aber natürlicherweise auch eine gewisse Unvollkommenheit mit sich führt, deren wahre Quelle gemeiniglich mißkannt wird; — nämlich, „daß es in diesem Zustande ebenso leicht wird, über einem neuen Gegenstande den alten zu vergessen, als wir bei jedem lebhaften Eindruck äußerlicher Objekte uns selbst zu vergessen pflegen, so lieb wir uns auch haben".

20.

Wir übergehen verschiedene kleine Umstände aus dem einsamen Leben dieses ersten mexikanischen Paars, über welche sich Tlantlaquakapatli nach seiner Gewohnheit weitläufig ausbreitet, — weil er für Mexikaner schrieb, um uns bei einem zu verweilen, der uns weniger unerheblich scheint.

Unser Philosoph hat, wie alle Leute, die mit ihrem eigenen Kopfe denken, zuweilen sonderbare und etwas seltsame Meinungen. Uns deucht, es ist eine davon, wenn er die Frage aufwirft: ob es für die Menschen nicht besser gewesen wäre, ohne eine künstliche aus artikulierten Tönen zusammengesetzte Sprache zu bleiben?

Wahr ist's, er behauptet den bejahenden Satz nicht schlechterdings; jedoch scheint er sich ziemlich stark auf diese Seite zu neigen, indem er alle seine Wohlredenheit aufbietet, um uns die Glückseligkeit anzupreisen, worin die Stammeltern seiner Nation etliche Jahre mit einander gelebt hätten, ohne sich einer andern als der allgemeinen Sprache der Natur gegen einander zu bedienen.

Anfangs schien mir die Thatsache selbst, worauf er sich bezieht, verdächtig zu sein. Allein bei mehrerem Nachdenken glaube ich nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Wahrscheinlichkeit derselben ganz deutlich einzusehen.

Sie hatten, deucht mir, keine künstliche Sprache vonnöten, weder um einander ihre Begriffe noch ihre Empfindungen mitzuteilen.

Ich räsonniere — oder deräsonniere (vernunfte oder beiwegvernunfte) — welches, mag der Leser entscheiden — folgendergestalt:

Wenn wir von unsern ausgebildeten Sprachen alles dasjenige abzögen, was Dinge oder Begriffe bezeichnet, wovon sich Koxkox und Kikequetzel und jedes andre Paar, das sie jemals in ihren Umständen befunden hat, nichts träumen lassen konnten, — alle Wörter und Redensarten, welche sich auf unsre häusliche und bürgerliche Einrichtung, auf unsre Gesetze, Polizei, Gebräuche und Sitten, auf unsre Künste und Wissenschaften und auf unzählige Bedürfnisse, welche der rohen Natur fremd sind, beziehen: so würde der Überrest eine so arme Sprache ausmachen, als irgend ein wildes Völkchen in der wildesten Insel des Südmeers haben kann.

Aber auch diese arme Sprache wäre noch mehr, als die ersten Mexikaner schlechterdings vonnöten hatten. Sie würde schwerlich andre Wörter haben als für Gegenstände, welche man einander ebensogut zeigen, und für Empfindungen, welche man in der Sprache der Natur ebensogut oder noch besser ausdrücken kann.

Eine künstlichere Sprache würde ihnen gerade soviel genützt haben als gemünztes Geld. Was sollten sie mit Zeichen anfangen, ehe sie Begriffe hatten? Und wie sollten sie Begriffe von Dingen haben, deren Beziehung auf ihre Erhaltung und Glückseligkeit ihnen noch unbekannt war? Mit so wenigen Bedürfnissen als die ihrigen und in einer Lage, wo die Natur alles für sie that, konnten sie sich gänzlich den angenehmen Rührungen ihrer Sinne, dem süßen Gefühl ihres Daseins und den Ergießungen ihres Herzens überlassen, ohne daß ihnen einfiel, ihre Empfindungen zu zergliedern, den Ursachen derselben nachzuforschen oder sie mit Namen belegen zu wollen. Ihre Tage flossen ungezählt

8f. beiwegvernunfte. „Ein von Herrn Campe vorgeschlagenes Wort, dem wir es nicht mißgönnen wollen, wenn es, gegen unser Vermuten, sein Glück machen sollte.“ W.

und ungemessen in dieser seligen Indolenz dahin, welche der menschlichen Natur so angenehm ist, daß ihr wirklicher Genuß das höchste Gut der Wilden und der letzte Zweck der unruhigen und mühevollen Bestrebungen des größten Teils aller übrigen Menschen ist, welche, von einer betrüglichen Hoffnung im Lauf erhalten, immer diesem eingebildeten Gute nachjagen, ohne daß die wenigsten von ihnen es jemals erreichen können.

Diejenigen, welche der menschlichen Seele einen immer regen Trieb und angebornen unersättlichen Hunger nach Vorstellungen zuschreiben, haben die Natur vielleicht nicht genug in ihr selbst oder doch nicht ohne vorgefaßte Meinungen studiert. Wenn es so wäre, wie sie sagen, warum fänden wir so wenig Begierde, ihre Kenntnis zu vermehren oder aufzuklären, bei den unzähligen Völkern, welche noch unter dem Namen der Wilden und Barbaren den größten Teil des Erdbodens bedecken? Warum wäre dieser heftige Wissenstrieb selbst unter gesitteten Nationen nur der Anteil einer kleinen Zahl von Leuten, in denen er nicht anders als durch einen Zusammenfluß besonderer Umstände erregt und unterhalten wird?

Mir deucht, diejenigen, die sich dieses angeblichen Grundtriebs wegen auf Wahrnehmungen an Kindern berufen, verwechseln eine Thätigkeit, deren Grund lediglich in der Organisation des Körpers liegt, mit einer andern, wovon die Quelle in der Seele sein soll, — und die Begierde nach angenehmen sinnlichen Eindrücken mit dem Verlangen nach Begriffen, welches zwei sehr verschiedene Dinge zu sein scheinen. Besondere seltene Beispiele, die hiervon eine Ausnahme machen oder zu machen scheinen, vermögen nichts gegen einen Erfahrungssatz, der sich auf unzählige einstimmige Wahrnehmungen gründet.

Die Menschen genossen Jahrtausende lang die Früchte der Stauden und Bäume, eh es einem von ihnen einfiel, Pflanzen zu zergliedern und zu untersuchen, was die Vegetation sei; und wie viele Veranlassungen, Bemerkungen und Untersuchungen mußten auch vorhergehen, bis es selbst dem spekulativsten Kopf unter ihnen einfallen konnte! Sogar nachdem unter scharfsinnigern Völkern die Philosophie auf dergleichen Gegenstände ausgedehnt wurde, wie lange behalf man sich nicht mit willkürlichen Begriffen

1. Indolenz, Unempfindlichkeit gegen Schmerz.

und kindischen Hypothesen! — Und warum das? Vermutlich, weil es bequemer war, chimärische Welten in seinem Kabinette nach selbsterfundenen Gesetzen zu bauen, als mühsame und langwierige Beobachtungen anzustellen, um herauszubringen, nach welchen Gesetzen die wirkliche Welt gebauet sei.

Das System der Menschheit hat die seinigen wie jedes andere besondre System in der Natur. Eines dieser Gesetze scheint zu sein, daß nichts als Bedürfnis oder Leidenschaft den Naturmenschen zwingen kann, aus diesem müßigen Zustande herauszugehen, worin er ohne irgend eine Anstrengung seiner selbst seine Sinne den äußern Eindrücken und seine Seele dem launischen Vergnügen, von einer Phantasie zur andern ohne Ordnung und Absicht herumzuirren, oder beide — dem Schäferglück,

„An Chloëns Brust von Nichtsthun auszuruhn,"

überlassen kann; — es wäre denn, daß durch einen Zusammenfluß besonderer Umstände (wobei jedoch Bedürfnis oder Leidenschaft allezeit das Triebrad bleibt) endlich eine mechanische Gewohnheit, unsern Geist auf eine regel- und zweckmäßige Art zu beschäftigen, in uns hervorgebracht würde; ein Fall, der sich außer der bürgerlichen Gesellschaft nicht leicht ereignen wird. Denn nur in dieser, wo die Erwerbung nützlicher oder angenehmer Kenntnisse und Geschicklichkeiten ein Verdienst ist, welches ordentlicherweise zu Glück oder Ansehen oder beiden führt, wecken die Leidenschaften den schlummernden Wissenstrieb; — und wie sollten in einem Stande, wo die Natur selbst den wenigen Bedürfnissen noch unentwickelter Menschen zuvorkommt, diese Bedürfnisse ihn erwecken?

Von dieser Seite war also, wie mir deucht, kein Grund, warum unsre ersten Mexikaner eine Sprache vonnöten gehabt haben sollten.

21.

Aber vielleicht hatten sie derselben zum Ausdruck ihrer Empfindungen vonnöten?

Ich denke, nein; es wäre denn, daß wir uns den ehrlichen Koxkox wie einen romantischen Seladon zu den Füßen seiner

35. Seladon, s. oben.

Asträa vorstellen wollten, wie er ihr in einer süßen Sprache quintessentiierte Empfindungen vorschwatzt, bei denen wahrscheinlicherweise er nicht mehr denkt, als sie davon versteht; welches — wofern die Natur sich nicht auf eine andere Art ins Spiel einmischte — ungefähr der albernste Zeitvertreib wäre, den man sich im Stande der Natur oder in irgend einem Stande von der Welt nur immer einbilden könnte.

Die Empfindungen bei unserm ersten mexikanischen Paare mußten etwas ganz andres sein, eine ganz andre Wahrheit und Stärke haben als diejenigen, womit man zu unsern Zeiten in einem Stande, der sich so weit vom natürlichen entfernt hat, so viel Geräusche zu machen pflegt. Solche Empfindungen, wie sie hatten, auszudrücken, ist nur die Sprache der Natur fähig; diese allgemeine Sprache, die von keinem Grammatiker gelehrt, aber von allen Menschen verstanden wird und in Sachen, wo es allein auf die Mitteilung unserer Empfindungen und Begierden ankommt, weniger der Mißdeutung unterworfen ist als die vollkommenste Wörtersprache von der Welt.

Diejenigen, welche diese allgemeine Sprache — diesen beinahe unmittelbaren Ausdruck der Gemütsbewegungen in den Augen, in den Gesichtszügen und Gebärden — entweder in der Natur selbst oder in den Meisterstücken der Pantomimik studiert haben, wissen, in welcher bewundernswürdigen Vollkommenheit das Angesicht und überhaupt der ganze Körper des Menschen zu dieser Absicht organisiert ist. Wie viel kann eine leichte Bewegung der Hand, eine kleine Falte des Gesichts, ein Blick, eine Stellung des Kopfes sagen! Mit welcher Deutlichkeit, mit welcher Stärke, mit welcher Feinheit und Geschmeidigkeit werden dadurch auch die subtilsten Züge der Empfindungen, ihre verlorensten Abschattungen, leisesten Übergänge und geheimsten Verwandtschaften sichtbar! Durch sie, und durch sie allein, können Seelen sich, wie unmittelbar, mit Seelen besprechen, einander berühren, durchdringen, begeistern und mit stürmischer Gewalt dahinreißen. Durch sie bringt der Redner oft in einem Augenblicke Wirkungen hervor, welche die vereinigte Macht der Dialektik und Beredsamkeit mit den ausgesuchtesten Worten nicht zuwege gebracht hätte; und mit ihrem Beistande hat der theatralische Dichter (wie Diderot durch Gründe

22. Pantomimik. „Die großen pantomimischen Tragödien des berühmten Noverre fielen gerade in die Zeit, da dieses geschrieben wurde.“ W.

und Beispiele gezeigt hat) in mancher Scene kaum noch einzelner Töne und Silben vonnöten, um bei den Zuschauern die gewaltigsten Erschütterungen hervorzubringen. Kurz, diese Sprache der Natur ist die wahre Sprache des Herzens; und demnach sehe ich nicht, warum unsre jungen Mexikaner, im Anfang ihrer Bekanntschaft wenigstens, eine andre nötig gehabt haben sollten, um einander Empfindungen mitzuteilen, an welchen Kunst und Verfeinerung so wenig Anteil hatten.

Mit einem ganzen Volke hat es freilich eine andere Bewandtnis. Denn ungeachtet aller Ungemächlichkeiten, Zweideutigkeiten, Mißverständnisse, Irrtümer, Wortkriege u. s. w., welche mit einer aus willkürlichen Zeichen bestehenden Sprache unvermeidlich verbunden sind, und es desto mehr sind, je reicher, geschmeidiger und verfeinerter sie ist, — scheint doch nichts gewisser zu sein, als daß ein ganzes Volk von natürlichen Pantomimen alle diese Ungelegenheiten in einem viel höhern Grade erfahren und gar bald gezwungen sein würde, auf ein bequemeres Mittel einer gegenseitigen Gemeinschaft zu verfallen. Auch bei der einfältigsten Lebensart lassen sich hundert Fälle denken, wo es nicht darauf ankommt, mit dem Herzen des Andern zu reden, sondern mit seinem Kopfe, und wo dasjenige, was man ihm zu sagen hat, durch Gebärden entweder gar nicht oder nur auf eine zweideutige und mühsame Art zu verstehen gegeben werden kann.

Ich halte es daher für sehr wahrscheinlich, daß Koxkox selbst, nachdem die Trunkenheit der ersten Liebe vorbei war, sich die Mühe gegeben haben werde, seine Freundin in seiner Muttersprache zu unterrichten, und daß diese Sprache durch die vereinigten Bemühungen des Jünglings, des Mädchens und des Papageien nach und nach immer reicher und vollkommener geworden sei.

Die große Schwierigkeit bei Erfindung einer Sprache, wie bei allen Künsten, war nicht, sie zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit zu bringen, sondern den ersten Grund zu legen. Ebenso war der große Punkt bei Erfindung der Malerei, einen Menschen auf den Einfall zu bringen, eine Kohle zu ergreifen und den Umriß eines menschlichen Schattens an eine Wand hinzureißen. Aber die Natur sorgte gemeiniglich selbst für diese ersten Einfälle, welche den Künsten den Ursprung gaben. Der erste Zeichner war ein Liebhaber oder, wie Plinius zur Ehre des schönen Geschlechts versichert, eine Liebhaberin.

Ich zweifle daher gar nicht, daß Korkor und Kikequetzel, wenn sie nicht bereits eine Art von Sprache durch ihre Erziehung gelehrt worden wären, sich selbst eine erfunden haben würden. Das natürliche Verhältnis zwischen gewissen Tönen und gewissen Empfindungen oder Gemütsregungen konnte ihnen nicht lange unbemerkt bleiben; und dieses hätte sie ebenso natürlich auf den Gedanken gebracht, daß Töne geschickt seien, Zeichen abzugeben. Nach und nach hätten sie bemerkt, daß sie fähig seien, eine Menge mannigfaltiger Töne hervorzubringen. Sie hätten sich angewöhnt, die geläufigsten dieser Töne zu Bezeichnung derjenigen Dinge, womit sie am meisten zu thun hätten, zu gebrauchen. Dieser erste Grundstoff zu einer abgeredeten Sprache würde nach und nach mit den unentbehrlichsten Zeichen ihrer Bedürfnisse, Handlungen und Leidenschaften vermehrt worden sein. Die natürlichen Gegenstände des Gehörs, das Murmeln eines Bachs, das Säuseln oder Brausen des Windes, das Gebrüll des Löwen oder Stiers, der rollende Donner, würden durch Worte ausgedrückt worden sein, die den Schall, welchen sie bezeichnen sollten, nachgeahmt hätten. Ähnliche Töne würden vielleicht gebraucht worden sein, ähnliche Beschaffenheiten an den Gegenständen andrer Sinne zu benennen. So wären sie nach und nach, ohne es selbst zu wissen, die Erfinder einer Sprache geworden — und so ist es vermutlich mit dem Ursprung einer jeden Sprache hergegangen, deren Erfinder keinen andern Lehrmeister gehabt haben als die Natur.

22.

Die Liebe (sagt der weise Tlantlaquakapatli) ist unstreitig der beste und wohlthätigste unter allen unsern Trieben, so wie er der süßeste ist; — er redet von der Liebe in der weitläufigsten Bedeutung dieses Wortes. Sie ist die wahre Seele des Menschen, welche alle seine Empfindungen entwickelt, alle seine Fähigkeiten in Bewegung setzt. Ohne die Liebe des Schönen, ohne die sympathetischen Neigungen, ohne die Liebe des Vergnügens überhaupt würde der natürliche Mensch nichts zu thun haben, als zu essen, zu schlafen und sein Geschlecht zu vermehren, wie jedes andre Tier; er würde der König der Affen sein, — und selbst dieser Vorzug würde ihm von den stärkern und mutigern Pongos streitig gemacht werden.

Nicht bloß die Not, auch die Liebe ist die Mutter der Künste. Der Mensch, der die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens, Speise und Trank, eine Höhle und eine Gesellin, hat, wird darauf bedacht sein, wie er diese Güter auf die bequemste und angenehmste Weise genießen möge. Die Natur selbst fordert ihn gleichsam dazu auf und bietet ihm die Mittel dazu entgegen.

Mexiko ist eines von den Ländern, über welche die Natur ihr ganzes Füllhorn ausgegossen und seinen Bewohnern wenig mehr übrig gelassen zu haben scheint, als ihre Gaben zu genießen. Die Witterung ist so gemäßigt, daß Kleider in diesem Lande nicht unter die unentbehrlichen Dinge gehören. Eine unzählige Mannigfaltigkeit von angenehmen und nahrhaften Früchten, welche zu allen Jahreszeiten freiwillig hervorkommen, ersparte oder erleichterte wenigstens den ersten Einwohnern die Sorge für ihre Erhaltung so sehr, daß selbst in den folgenden Zeiten, da sich ihre Nachkommen unendlich vermehrt hatten, nur die leichteste Anbauung nötig war, um eine gedoppelte, öfters dreifache Ernte zu erhalten.

Bei allen diesen besondern Vorteilen wiesen doch zufällige Umstände und Bedürfnisse oder wenigstens die Begierde, gemächlicher und angenehmer zu leben, den ersten Bewohnern ihre Geschäfte an. Sie bauten sich Hütten, sie pflanzten Obst- und Gemüsegärten; ein Zufall entdeckte ihnen den Gebrauch der Baumwolle und die Kunst, sie zu spinnen und zu Decken und Gewändern zu verarbeiten.

Tlantlaquakapatli schreibt die erste Erfindung dieser und aller andern Künste der Mexikaner dem sinnreichen Koxkox und der zärtlichen Kikequetzel zu. Wenn wir ihm glauben, so erfand jener auch die Flöte und diese die Kunst, aus den bunten Federn des Kolibri und des Sensütl Kleidungsstücke und andere feine Arbeiten zu verfertigen; eine Kunst, welche von ihren Nachkommen auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit getrieben wurde, daß Acosta und andre Geschichtschreiber uns Wunderdinge

28. Sensütl, vgl. den nächsten Absatz. — 31. Acosta. Es scheint dies eine ursprünglich jüdische Familie gewesen zu sein, die zum Christentum gezwungen und dann sogar mit dem Adel beschenkt ist, wenigstens muß dies nach Jöchers Gelehrtenlexikon für Uriel Acosta gelten, den Gutzkow zum Helden einer Novelle und eines Trauerspiels machte. Unter den anderen 12 Acosta's, die Jöcher aufführt, ist nur Isaak ein Jude. Die meisten lebten nicht, wie Uriel, im 17., sondern im 16. Jahrhundert, und zwar meist als Jesuiten in Afrika, Italien, Spanien und Portugal. Balthasar Acosta schrieb 1565 ein Buch über Japan in portugiesischer Sprache. Auch Emanuel Acosta scheint über Japan geschrieben zu haben. Wieland meint den Jesuiten Joseph Acosta, dessen libri septem historiae Indiae sich auf Amerika bezogen. Er war um 1540 geboren und starb 15. Februar 1600. Er schrieb lateinisch und Andere mögen untersuchen, inwieweit Wieland ihn vielleicht in Koxkox und Kikequetzel benutzt hat.

davon erzählen. Die Begierde, ihre natürlichen Reizungen durch einen künstlichen Putz zu erheben, ist (nach der Meinung unsers Philosophen) bei den Schönen ein Naturtrieb, dessen Wirkung sich auch unter den wildesten Völkerschaften äußert. Blumen, schöne Federn, schimmernde Steine scheinen ihnen zu keinem andern Endzweck da zu sein. Eine Schöne, sagt er, putzt sich unstreitig desto lieber und desto sorgfältiger, wenn sie einem Manne dadurch zu gefallen hoffen kann; aber auch wenn sie keine andere Gesellschaft hätte als ihr eigenes Bild in einem klaren Brunnen, würde sie sich — für ihre eignen Augen putzen.

Auch vom Gesang und vom Tanze war die schöne Kikequetzel die Erfinderin. Jenen lernte sie dem Vogel Sensütl ab, dem die Mexikaner seines lebhaften und tonreichen Gesangs wegen einen Namen gegeben haben, der fünfhundert Stimmen bedeutet; diesen wurde sie — wenn Koxkox an einem schönen Abend die Lieder dieses musikalischen Vogels auf seiner Flöte nachahmte oder ihre eignen begleitete — von der Natur selbst gelehrt.

Welch ein glückliches Paar! ruft Tlantlaquakapatli aus, bei einem Leben, das ein Gewebe von Unschuld, Liebe und Vergnügen war! Wie glücklich, wenn ich sie mir unter dem süß duftenden Schatten selbstgepflanzter Lauben von ihren leichten Geschäften ausruhend denke — ihn sein braunes Gesicht an ihren Busen gelehnt, beide mit elterlicher Wollust den fröhlichen Spielen ihrer Kinder zusehend, die in den anmutigsten Gruppen ein mannigfaltiges Bild der schönen Natur und der süßesten Unschuld darstellen! — Ich gesteh' es, setzt er hinzu, daß ich die Gemälde, die mir meine Phantasie von diesen glücklichen Menschen macht, bis zur Schwachheit liebe; und wenn ich mich diesem reizenden Traum eine Weile überlassen habe und dann meine Augen aufhebe und die Urbilder dazu unter den Menschen um mich her suche und — nicht finde, so kann ich mich nicht erwehren, in meinem ersten Unmut auf unsere Verfassung, Gesetze und Polizei und (wenn ich der Sache länger nachgedacht habe) auf die Natur selbst ungehalten zu werden, welche uns so gemacht hat, daß ein so beneidenswürdiger Zustand nur in einer einzelnen kleinen Familie möglich war.

23.

„Auf die Natur selbst ungehalten zu werden?“ —

Dazu möchte Tlantlaquakapatli wohl ebenso wenig recht haben als Plinius, den es verdroß, daß wir keinen Pelz oder nicht wenigstens ein hübsches warmes Schwanenfell mit auf die Welt bringen.

„Und warum sollte Unschuld der Sitten, Friede, Eintracht, Genügsamkeit und alles, was das wahre Glück des Lebens ausmacht, nicht das Anteil eines ganzen Volkes sein können?“

Ich rede nicht von Utopia oder einer neuen Atlantis oder dem Lande der Severamben oder demjenigen, wonach uns der Dichter der Basiliade gelüstig machen wollte. Es giebt wirklich ein Volk in der Welt, welches schon Jahrhunderte in einem so glücklichen Zustande lebt und, wenn sich kein mißgünstiger Dämon in seine Sachen mischt, noch Jahrhunderte ebenso glücklich bleiben kann; — ein beneidenswürdiges und unbeneidetes Volk, welches die holden Träume der Dichter von goldnen Zeiten und unschuldigen Arkadiern realisiert, — und von dem wir unsern Lesern künftig mehr zu sagen gedenken.

Aber ein einzelnes Beispiel vermag nichts über unsern Philosophen, — zumal wenn er einen Anstoß von Milzbeschwerung hat. Ich kann mir freilich einen Zusammenhang von günstigen Umständen denken, sagt er, unter welchen Koxkox und Kikequetzel mit ihren Nachkommen vielleicht bis ins zehnte Glied unschuldig und glücklich hätten bleiben können; und wer wird es mir leugnen, daß ein solcher Zusammenhang unter einer Million andrer Verknüpfungen in einer Million von Jahren einmal wirklich werden kann? — Aber was hilft uns das (fährt er fort), so lang es nur einen einzigen Umstand braucht, um eine Unschuld zu zerstören, die ihre ganze Stärke von Unwissenheit und Gewohnheit erhält?

Koxkox und Kikequetzel waren ein Paar sehr unschuldige, gute Leute, so lange sie allein waren. Sie liebten einander; wie hätten sie anders können? Sie thaten einander Gutes — weil sie sich liebten; und was hätten sie davon gehabt, einander zu plagen? Ich wollte nicht dafür stehen, daß es nicht zuweilen kleine Zwistigkeiten unter ihnen gegeben hätte; aber diese machten nur den Schatten im Gemälde ihrer Glückseligkeit, und das Vergnügen der Aussöhnung war desto lebhafter.

10. Severamben. 1677 hatte Vairasse die Histoire des Sévérambes — Schilderung eines Idealstaates im Stile von Thomas Morus' Utopia — herausgegeben.

Sie liebten ihre Kinder; — denn da konnte noch keine unbillige Teilung der elterlichen Zuneigung, keine ehrgeizige oder eigennützige Begünstigung des einen auf Unkosten der übrigen, keine Eifersucht einer eitlen Mutter über die wachsenden Reizungen einer Tochter, in denen sie erblickt, was sie nicht mehr ist, stattfinden. — Sie liebten ihre Kinder, und diese Kinder waren unschuldig, so lange sie — Kinder waren. — Aber was half ihnen alles das? Ein einziger Umstand — doch wir wollen die Sache, soweit es möglich sein wird, mit Tlantlaquakapatlis eigenen Worten erzählen.

24.

Neun oder zehn Jahre ungefähr hatte die Glückseligkeit der ersten Eltern von Mexiko gedauert, als Kikequetzel einstmals mit ihrem kleinsten Kinde an der Brust sich etwas weiter als gewöhnlich von ihrer Wohnung entfernte. Es war in der wärmsten Jahrszeit. Ermüdet warf sie sich an den Rand eines kleinen Baches, legte das schlafende Kind auf Moos und weiche Blätter und ging hin, Früchte von nahe stehenden Stauden zu pflücken.

Indem sie an nichts weniger dachte, kam ein Mann aus dem Gebüsche hervor. — Ihr erster Gedanke war, daß Koxkox sie habe überraschen wollen. Sie lief ihm mit offnen Armen entgegen; aber da sie ihm beinahe in die seinigen gelaufen wäre, wurde sie mit Schrecken gewahr, daß es nicht Koxkox war.

Ein spitzfindiger Leser wird es vielleicht unwahrscheinlich finden, daß Kikequetzel, welche so gute Augen hatte, zu sehen, daß es ein Mann war, nicht zugleich gesehen haben sollte, daß es nicht Koxkox war. Wir antworten ihm aber:

Erstens, daß wir uns auf die größten Optiker unsrer Zeit berufen, ob eine Unmöglichkeit in dem Falle, wie wir ihn erzählt haben, zu erweisen sei;

Zweitens hatte sich die gute Frau keine Zeit genommen, ihn genau zu betrachten; sie erblickte von fern eine menschliche Gestalt; daß es ihr Mann sei, sagte ihr in dem nämlichen Augenblicke ihr Herz, und so lief sie auf ihn zu, ohne eine andere Gewißheit davon zu haben; welches ihr desto billiger zu vergeben ist, da sie

Drittens keinen Gedanken hatte, daß außer ihr und Koxkoxen noch ein anderes menschliches Wesen der Überschwemmung entronnen sei.

Hierin hatte sie sich geirrt, wie wir sehen. Denn dieser Mann war einer von den wenigen Entronnenen und, was noch seltsamer war, von ihrem eigenen Volke — wie sich in der Folge zeigen wird. Dem Ansehen nach mocht' er wenig unter vierzig Jahren sein. Es war ein starker, mächtiger Mann, welcher die Miene hatte, sich vor keinem von den zwölf oder dreizehn Abenteuern des Herkules zu fürchten; und wie Herkules war er nur mit einer Löwenhaut bekleidet. Er war in allen Betrachtungen ein fürchterlicher, wiewohl eben kein häßlicher Mann.

Wenige Leute in der Welt — einsame Talapoinen ausgenommen, welchen, nach einer zwanzigjährigen pünktlichen Beobachtung ihrer Gelübde, im vierzigsten Jahr ihres Alters ein solcher Zufall in einer Einöde begegnete — können sich auf dem gehörigen Grade von Wahrheit einbilden, was für eine heftige Erschütterung bei Erblickung der schönen Kikequetzel in dem ganzen animalischen System dieses Mannes erfolgte.

Der Hunger, mit welchem ein gesunder Mensch, der drei Tage lang wider seinen Willen gefastet hätte, auf einen wohl oder übel zugerichteten Rindsbraten zufiele, ist — ein unedles Bild, wir gestehen es; es ist auch nichts weniger als neu; aber es ist doch das einzige, welches einigermaßen die Natur und die Heftigkeit der Begierde ausdrückt, mit welcher er seine nervigen Arme ausstreckte, um die freiwillig anlaufende Beute zu erhaschen.

Aber, wie gesagt, sie entdeckte noch zu rechter Zeit, daß es nicht Koxkox war.

Ungeachtet der Mann nicht häßlich war und nach mexikanischer Landesart nicht mehr Bart hatte als Koxkox, das ist, wenig mehr als nichts, so hatte er doch in diesem Augenblick etwas so Gräßliches in seiner Miene, so funkelnde Augen, einen so starken Ausdruck von heißhungrigem Verlangen in seiner ganzen Person, — daß die gute Frau mit einem lauten Schrei zurückfuhr. So laut schrie sie, daß Koxkox es hätte hören müssen, wenn sie näher als eine Stunde weit von ihm entfernt gewesen wäre. Aber Koxkox lag ruhig in seiner Hütte, ihre Wiederkunft erwartend, bei seinen Kindern und dachte — an nichts.

Als der Mann auf sie zuging und, ich weiß nicht was sagte, worauf sie in der Angst nicht acht gab, so suchte sie ihre Rettung in der Flucht. Sie lief wie die Virgilische Camilla:

Kaum wurden von ihren geflügelten Sohlen
Die Spitzen des Grases im Laufen berührt.

Sie würde um eine halbe Stunde früher als der nacheilende Mann in ihrer Hütte angekommen sein, wenn sie so fortgelaufen wäre. Aber mitten in ihrem Laufe hielt sie inne, blieb etliche Augenblicke stehen und rannte nun ebenso schnell wieder zurück, als sie davongeflogen war.

Der strengste Kasuist wird ihren Beweggrund nicht mißbilligen können. Sie erinnerte sich plötzlich ihres Kindes, welches sie auf Moos und Baumblättern schlafend am Bache zurückgelassen hatte; und nun wich auch auf einmal der Furcht, ihr Kind zu verlieren, alle andre Furcht. Tlantlaquakapatli behauptet, daß dieses im Charakter einer Mutter und eines so unschuldigen Geschöpfes sei, als Kikequetzel war

Der Mann machte sich diesen Umstand zu nutze. Er erhaschte sie in einem Gebüsche. Sie sträubte sich mit der Stärke einer Person, deren ganzer Ernst es ist, loszukommen; aber sie war keine Minerva; der Mann wurde Meister.

Dieser Mann hatte — die schöne Deklamation des berühmten Grafen von Büffon gegen das Sittliche in der Liebe nicht gelesen; aber er handelte so vollkommen nach dem Grundsatze dieses neuen Plinius, als man es von einem Wilden erwarten kann, der vierzehn Jahre lang die ganze Nord- und Westseite von Mexiko durchirrt hatte, um zu suchen, was ihm, nachdem er längst alle Hoffnung aufgegeben, auf einmal in diesem Gebüsch von selbst in die Hände lief.

Unser Autor meint, — vermutlich aus Parteilichkeit gegen seine Stammmutter — daß es nicht in der Natur gewesen wäre, den Unwillen lange zu behalten, von welchem sie in den ersten Augenblicken ihrer Niederlage gegen den Mann entbrannt war. Es hatte ihm einen guten Teil seiner Haare gekostet, und Kikequetzel war doch sonst das sanftmütigste und weichherzigste Geschöpf von der Welt. Aber eine solche Begegnung — wir halten

20. Buffon gegen das Sittliche in der Liebe. Hierzu citierte Wieland in der Ausgabe von 1770: „Allg. Historie der Natur 2. T., II. Bd. S. 37 u. f. nach der deutschen Übersetzung." Buffon war geboren am 7. September 1707 zu Montbard in Bourgogne, wurde von Ludwig XV. in den Grafenstand erhoben und starb zu Paris 16. April 1788. Er war der erste, der die allgemeine Naturgeschichte für einen etwas größeren Leserkreis zu bearbeiten unternahm. Weil er sie dabei der religiösen Voraussetzungen entkleidete, traten Haller und andere Deutsche gegen ihn auf.

uns versichert, daß ihr keine wohlerzogene Dame die Wut übel nehmen wird, in welche sie bei einer solchen Begegnung geriet!

Aber daß sie sich besänftigen ließ! — Wird auch wohl mehr als eine oder auch nur eine einzige sein, welche Stärke des Geistes und Billigkeit genug hat, sich — mit gänzlichem Vergessen alles dessen, was sie ihrer Erziehung, den Gesetzen und Sitten ihres Vaterlandes und vielleicht ihrer Religion zu danken hat, an die Stelle dieser armen wilden Mexikanerin zu setzen und wenigstens sich selbst zu gestehen — —?

Das beste ist, die Damen — (welches Wort ich hier, wie allezeit, in einer sehr weiten Bedeutung genommen haben will) — überschlagen das folgende Kapitel gänzlich. Sie würden mich durch diese Gefälligkeit sehr verbinden. Ein einziges Blatt umzuschlagen, ist doch keine schwere Sache. — Ich weiß zwar wohl, daß man nach Hagedorns Meinung es einem Frauenzimmer nicht verbieten soll, wenn man will, daß sie nicht in einem Entenpfuhle herumwate. Aber niemand kann eine edlere Meinung von ihrem liebenswürdigen Geschlechte haben als ich. Sollte ich hierin von der einen oder andern meiner schönen Leserinnen zu schmeichelhaft denken — sollten einige sich durch meine Warnung verleiten lassen, das folgende Kapitel eben darum zu lesen, weil ich's ihnen verboten habe: nun, so mögen sie sich's selbst zuschreiben, wenn sie lesen — was ihnen nicht gefällt!

25.

Der Mann war durch den Anblick der schönen Mexikanerin in den Umständen, worin er besagtermaßen sich befand, in einen solchen Paroxysmus gesetzt worden, daß er in dieser ganzen Sache bisher bloß mechanisch und animalisch zu Werke gegangen war; worüber ihn Herr von Büffon rechtfertigen mag, wenn es ihm beliebt. Tlantlaquakapatli zuckt die Achseln und fährt in seiner Erzählung also fort:

„Durch die ganze Natur pflegt auf einen heftigen Sturm eine Stille zu folgen.

„Kikequetzel — voll Unmut und Galle, daß sie den Mann nicht so sehr hassen konnte, als sie gern gewollt hätte — bediente sich des ersten günstigen Augenblicks, sich loszureißen.

16. herumwate. Auch hierzu citiert Wieland in der Ausgabe von 1770: „Hagedorns Poetische Werke II. T. S. 156."

„Der Mann fühlte vermutlich in diesem Augenblicke, trotz dem Büffonischen System, eine sittliche Regung, welche ihm sagte, daß er einem so liebenswürdigen Geschöpfe nicht wie ein Mann, sondern wie ein Pavian begegnet sei. In dem Augenblicke, da sie ihm entfliehen wollte, warf er sich ihr zu Füßen, umfaßte ihre Kniee und bat in einer Sprache, die ihr bekannt war, so dringend und so demütig um Vergebung, daß es — einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Sie war entschlossen, ihm nicht zu vergeben; aber vor Erstaunen, ihre Muttersprache reden zu hören, blieb sie etliche Augenblicke stehen und betrachtete den Mann zum erstenmal mit Aufmerksamkeit.

„So klein dieser Fehler scheint, sagt Tlantlaquakapatli, so war es doch — der einzige, den sie in dieser ganzen Sache machte. Die folgenden machten sich von selbst, ohne daß sie etwas dazu konnte. — Es war ein sehr großer Fehler, meine lieben Landsmänninnen!"

Die Figur eines Herkules oder Gladiators ist nicht allen Schönen so gefährlich, als sie es der Gemahlin des Kaiser Markus Antoninus gewesen sein soll; aber die schöne Faustina (wofern ihr anders durch diese Nachrede kein Unrecht geschieht) war doch auch gewiß nicht die einzige, der sie gefährlich ist; und — wenn eine solche Figur, nach einem solchen Auftritt, in keiner genauern Kleidung als eine Löwenhaut über den Rücken, und mit so ungestümen Begierden, als die seinigen waren, zu euern Füßen liegt, — so ist alles, was der übertriebenste Schmeichler euers Geschlechts sagen kann, daß in diesem Falle unter Fünfen wenigstens Eine Faustine sein würde.

Das beste, meine werten Freundinnen, ist, daß es heutiges Tages (wenigstens in den policierten Teilen von Europa) keine Herkulesse und noch weniger so ungestüme giebt; — oder, wofern es ja unter der rohesten Menschenart einen gäbe, daß es ganz unfehlbar eure eigene Schuld wäre, wenn er sich jemals in einer solchen Positur zu euern Füßen befände.

Aber der guten Mexikanerin Schuld war es nicht, daß sie sich in diesem Falle befand. Das arme unschuldige Ding! Sie machte die Augen wieder zu. Aber es war zu spät!

---

18 f. Gemahlin des Kaisers Markus Antoninus ..... „S. de Servies, Histoire des femmes des Empereurs Tom. III, p. 122 seq." (Wieland in der Ausgabe von 1770. II, S. 138.)

26.

Tlantlaquakapatli läßt sich sehr angelegen sein, seine erste Mutter zu rechtfertigen. Seiner Meinung nach hatte ihr Betragen in dieser ganzen Begebenheit nichts, das nicht sehr natürlich wäre. Er führt eine lange Reihe von Gründen an, wodurch er diese seine Meinung zu unterstützen vermeint. Er behauptet, die gute Dame Kikequetzel sei in diesem Falle, unvorbereitet und unbewaffnet, gerade auf der Seite angefallen worden, wo die Natur ihr Geschlecht am wenigsten befestiget habe; und dieses leitet ihn auf eine ziemlich gründliche Betrachtung über „die Unvollkommenheit des Standes der rohen Natur und über die Notwendigkeit, das moralische Gefühl zu deutlichen Begriffen und Grundsätzen zu erheben, um den Schwachheiten und Blößen der menschlichen Natur durch die Philosophie zu Hilfe zu kommen, deren höchstes Meisterstück eine weise Gesetzgebung ist.“ — Doch wir müssen unsre Erzählung fortsetzen.

Kikequetzel hatte gar keinen Begriff davon, daß Korkor bei ihrer dermaligen Angelegenheit mit dem Manne im geringsten interessiert sein könne; und sie war weit davon entfernt, einige schlimme Folgen davon vorherzusehen. Sobald es also der Mann dahin gebracht hatte, daß sie ihm den Schrecken vergeben konnte, den er ihr verursacht hatte, so hatte er alles gewonnen. Sie vergab ihm nicht nur, sie endigte gar damit, ihn liebenswürdig zu finden.

Warum hatte sie Korkoren geliebt, als — weil er ein Mann war, und weil er ihrem Herzen und ihren Sinnen angenehme Empfindungen gemacht hatte? Hier war der nämliche Fall. Der Mann bezeigte ihr so viel Liebe, daß sie undankbar zu sein geglaubt hätte, ihm zu verbergen, daß es ihr nicht unangenehm war. Ihr gutes Herz machte, daß sie ein jedes Wesen, welches ihr Vergnügen machte, als einen Wohlthäter betrachtete; und diesem Grundsatz zufolge hatte der Mann in der That Ansprüche an ihre Erkenntlichkeit.

Es ist leicht zu sehen, daß sie hierin einen gedoppelten theoretischen Fehler beging: — einmal darin, daß sie dem sinnlichen Vergnügen einen allzu hohen Wert beilegte; und dann, daß sie auf Seiten des Mannes für Liebe hielt, was bloßer animalischer Trieb war, und ihm für das Gute verbunden zu

sein glaubte, das er sich selbst that. Unser Autor entschuldigt seine Stammmutter mit einer Unwissenheit, welche in ihren Umständen ihre Schuld wirklich sehr vermindert. Aber wenn unter den policiertesten Nationen und bei allen Vorteilen der Erziehung und der Verfeinerung unter zwanzig Personen ihres Geschlechts auch nur Eine wäre, welche ebenso falsche Schlüsse machte, womit sollten wir sie entschuldigen können?

Der Mann und die Schöne machten einander nunmehr eine kurze Erzählung ihrer Geschichte und Umstände, und da diese ebenso wenig Lust zu haben schien, jenen zurückzulassen, als er Lust hatte, sich von ihr zu entfernen, so wurde beschlossen, daß er sie in ihre Hütte begleiten sollte.

Sie langten also mit einander bei dem guten Korkor an, welcher über den Anblick eines Dritten verwundert war, ohne den geringsten Verdruß darüber zu empfinden. Mit Vergnügen teilte er seinen Vorrat mit ihm; Kikequetzel versah das Amt eines Dolmetschers; und da der Fremde viel Vergnügen darüber bezeigte, in einem Lande, wo er der einzige Mensch zu sein geglaubt hatte, Geschöpfe seiner Gattung anzutreffen, so brachten sie etliche Tage sehr vergnügt mit einander zu. Der ehrliche Korkor, der allen Wesen gut war, die ihm nichts Übels thaten, hatte eine so große Freude über seinen neuen Freund, daß er ohne Ausnahme bereit war, alles, was er hatte, mit ihm zu teilen; und die schöne Kikequetzel schien sich hierin ohne Mühe nach seiner Denkungsart zu bequemen.

27.

Der mexikanische Philosoph behauptet, daß die Eifersucht, in der engern Bedeutung dieses Wortes, nur unter gewissen besondern Umständen eine natürliche Leidenschaft sei, nämlich —

In einer Gesellschaft, wo das Eigentum der Weiber entweder durch Gesetze oder Gewohnheit eingeführt ist, und außerdem nur alsdann, wenn

Die Gleichheit bei der Gemeinschaft aufgehoben wird, und entweder der Mitbesitzer sich besondere Vorrechte anmaßt, oder die Dame dem einen einen Vorzug giebt, der mit einer Geringschätzung des andern verbunden ist, welche diesem allezeit unbillig scheinen muß.

Unglücklicherweise glaubte der gutherzige Korkor nach Verfluß einiger Tage deutliche Spuren gewahr zu werden, daß er sich über eine solche Unbilligkeit zu beklagen habe.

Geradezu von der Sache zu reden, die schöne Kikequetzel bewies eine Unbeständigkeit in ihrer Zuneigung, welche sich zwar, wie unser Autor sagt, lediglich auf ihre Standhaftigkeit in einer gewissen eigennützigen Neigung gründete, aber doch bei allem dem der Schönheit ihrer Seele wenig Ehre machte.

Tlantlaquakapatli selbst giebt alle Hoffnung auf, sie über diesen Punkt zu rechtfertigen. — Es ist wahr, sagt er, Tlaquatzin (so hieß der Mann) hatte einige Vorzüge vor dem guten Korkor; — aber was für einen Wert haben Vorzüge, welche zu nennen man erröten müßte?

Ihre Liebe zu Korkoren hing, sozusagen, noch an zwei schwachen Faden, an der Erinnerung des Vergangenen und an dem Verhältnis, welches er gegen ihre Kinder hatte; denn daß er Vater zu ihnen war, konnte nicht in Zweifel gezogen werden.

Aber die Unbeständige hatte wenig Mühe, auch diese Faden abzureißen. War die Erinnerung des Vergangenen für Korkoren, so sprach die Empfindung des Gegenwärtigen für Tlaquatzin; — war jener der Vater der Kinder, die sie hatte, so unterließ dieser nichts, um es von denen zu werden, die sie künftig haben würde. Die Wage neigte sich also immer auf Tlaquatzins Seite.

So viel Kaltsinn von einer Person, welche die Wollust seines Herzens gewesen war, und die kleinen Proben, die er stündlich davon erhielt, übermochten endlich seine Geduld, und es kam zuletzt zu einem gänzlichen Bruch. Die anscheinende Geringfügigkeit der Veranlassung ist der stärkste Beweis, wie geneigt man auf beiden Seiten zu einer Trennung war.

Kikequetzel pflegte allezeit einen Kopfputz von himmelblauen Federn zu tragen, weil dieses die Lieblingsfarbe Korkorens war. Allein Tlaquatzin war für die hochgelbe Farbe. Sie hatte also nichts Eilfertigers zu thun, als sich einen Kopfputz von gelben Federn zu machen. Er war in etlichen Stunden fertig, und der himmelblaue wurde in einen Winkel geworfen. Sie machte sich noch eine Schürze von gelben Federn, in welche kleine Blumen von allen Farben, nur keine himmelblaue, eingewebt waren.

Korkor ließ sich einfallen, diese Parteilichkeit für die gelbe Farbe und diese Unbilligkeit gegen die himmelblaue sehr übel zu

finden. Es kam zu einem bittern Wortwechsel zwischen ihm und der schönen Kikequetzel. Tlaquatzin blieb kein müßiger Zuschauer dabei. Er rechtfertigte den Geschmack der Schönen, aber in einem so beleidigenden Ton, daß Korkor alle Mäßigung vergaß. Ein derber Schlag über die breiten Schultern des undankbaren Tlaquatzin kündigte den ersten Krieg an, der seit mehr als vierzehn Jahren den Frieden der schuldlosen Gefilde von Mexiko störte.

Korkor blieb seinem furchtbaren Gegner keinen Streich schuldig; er wehrte sich wie eine Tigerkatze. Endlich gelang es der Schönen, die den unglücklichen Anlaß zu diesem Zweikampf gegeben hatte, die Streiter aus einander zu bringen. Es war hohe Zeit; denn Korkor, der seine letzten Kräfte zusammengerafft hatte, würde es nicht mehr lange gegen seinen überlegenen Nebenbuhler ausgehalten haben. Kikequetzel weinte bitterlich über diesen Zufall, und es schien sie zu schmerzen, daß sie unbillig und undankbar gegen einen Freund gewesen war, der das erste Recht an ihr Herz hatte. Aber nichts war vermögend, den Eindruck auszulöschen, den der gelbe Kopfschmuck auf ihn machte; und als Tlaquatzin und die Dame des folgenden Morgens aufstanden, war kein Korkor in der ganzen Gegend mehr zu finden.

28.

Er war vor Aufgang der Sonne von seinem zum erstenmal schlaflosen Lager aufgestanden und ging, so weit ihn seine Füße trugen, — um in andern Gegenden Menschen zu suchen, bei denen er die ungetreue Kikequetzel vergessen könnte. Ungern und traurig verließ er die Hütten, die er selbst aufgerichtet, die Gärten, die er mit eigner Hand gepflanzt, die Lauben von Jasmin und Acacia, die er über rieselnde Quellen her gewölbt hatte, – und die Kinder, zu denen er Vater war. Aber ein sehnliches Verlangen, sich zu rächen, erhitzte seine Lebensgeister; er hoffte Gehilfen zu finden, mit deren Beistand er den Mann, der ihm seine Frau und seine Pflanzstätte vorenthielt, wieder vertreiben könnte.

Wir übergehen die besondern Umstände seiner langen Wanderungen, weil sie nicht zu unserm Vorhaben gehören. Genug, er fand endlich zu seinem großen Troste in einer Höhle, worin er einstmals übernachten wollte, zwei Mädchen, von denen die älteste

nicht über zwanzig zu sein schien, welche ihm in seiner eigenen Sprache Antwort gaben und nicht daran dachten, die Freude, zu welcher sie nach der ersten Bestürzung über seinen Anblick übergingen, vor ihm zu verbergen. Die seinige verminderte sich ein wenig, als bald darauf eine Frau von ungefähr vierzig Jahren in die Höhle trat, welche, man weiß nicht eigentlich, ob die Mutter oder die Tante der jungen Nymphen war. Sie war von der Klasse der Penthesileeen, groß und stark von Gliedern, mit einer Tigerhaut angethan und mit einer Keule auf der Schulter, die ihr von ferne das Ansehen einer verkleideten Dejanira gab — in den Augen eines Antiquars nämlich; denn Korkor bemerkte weiter nichts, als daß sie sich selber glich und die Miene hatte, es in allen Arten von Zweikampf nicht wohlfeil zu geben.

Wie dem auch sein mochte, ein Mann, und ein so feiner Mann, wie Korkor zu sein schien, war dieser kleinen weiblichen Gesellschaft unendlich willkommen; man bemühte sich um die Wette, ihn durch die freundlichste Begegnung davon zu überzeugen, und Korkor fand, wir wissen nicht wie, Mittel und Wege, die Tante und die Nichten über die Annehmlichkeiten seiner Gesellschaft gleich vergnügt zu machen.

Nichtsdestoweniger hatte dieser glückliche Zustand nur wenige Wochen gedauert, als Korkor anfing, sich in seine vorige Heimat und zu seiner noch immer geliebten Kikequetzel zurückzusehnen, die bei der Vergleichung, welche er sich nicht enthalten konnte zwischen ihr und diesen drei Waldnymphen anzustellen, von Tag zu Tage mehr gewann. Sein Herz schmeichelte ihm, daß sie sich vielleicht ebenso sehr nach seiner Zurückkunft sehne; und er hoffte den mächtigen Tlaquatzin ohne große Mühe zum Tausch einer einzigen Frau gegen ihrer drei zu bewegen, zumal da die Tante im Notfall für zwei gelten konnte. Er säumte also nicht, seinen Freundinnen zu eröffnen, daß noch mehr Personen von seinem und ihrem Geschlechte das Glück gehabt hätten, der großen Flut zu entgehen, daß er den Weg zu ihrer Wohnung wisse, daß diese Leute sehr willig sein würden, sie in ihre Gesellschaft aufzunehmen, und daß sie dort viele kleine Annehmlichkeiten des Lebens finden würden, deren sie bisher hätten ermangeln müssen. Man hatte nicht das mindeste gegen seinen Vorschlag einzuwenden, und schon

8. Penthesilea, Königin der Amazonen.

des nächsten Tages mit Anbruch der Morgenröte waren die drei Schönen reisefertig, um mit ihm in ein Land zu ziehen, wo es — mehr Männer gab.

29.

Die schöne und unbeständige Kikequetzel hatte inzwischen ihres Orts auch Zeit gehabt, sich den Vorzug mehr als einmal gereuen zu lassen, den sie dem breitschultrigen Tlaquatzin vor dem sanften Korkor gegeben hatte. Seine rauhe Gemütsart machte einen sehr starken Abstich gegen die zärtliche Begegnung, an welche sie von Korkoren gewöhnt worden war, und wie dieser durch seinen Fleiß und seine Neigung zum Pflanzen die Gegend um ihre Wohnung zu einem kleinen Paradiese gemacht hatte, so war sie hingegen durch die Trägheit ihres neuen Mannes, der sich bloß mit der Jagd beschäftigte, unvermerkt wieder eine Wildnis geworden.

Ihre Freude über Korkorens Wiederkunft würde also unbeschreiblich groß gewesen sein, wenn sie nicht durch den Anblick seiner Begleiterinnen in etwas wäre gemäßiget worden. Indessen war doch in der Vorstellung, Personen von ihrem eigenen Geschlecht zum Umgang zu haben, etwas Angenehmes, das ihr auf einer andern Seite die Ungemächlichkeiten der Teilung zu ersetzen schien.

Auch der herkulische Tlaquatzin hatte eine gedoppelte Ursache, sich die Wiederkunft seines alten Freundes wohl gefallen zu lassen; denn erstlich sah er ihn für einen Menschen an, der für ihn arbeiten würde, und zweitens war es ihm ganz angenehm, einen kleinen Harem zu seiner Disposition zu haben.

Er machte nicht die geringste Schwierigkeit, den Vertrag einzugehen, den ihm Korkor anbot; denn er verließ sich darauf, daß er den Schlüssel zu Kikequetzels Herzen habe, so oft es ihm einfallen würde, Gebrauch davon zu machen. Er hielt sich selbst Wort. Aber Korkor (welcher so einfältig nicht war, als er aussah) beruhigte sich damit, daß Kikequetzel wieder einen himmelblauen Kopfputz trug, und daß ihm die beiden Schwestern und die Tante selbst so viele Gelegenheit zur Rache gaben als er nur wollte.

30.

Die Gemeinschaft der Weiber, welche der weise Plato in seiner sehr idealischen Republik einzuführen beliebt hat, dürfte außer derselben so viele Ungemächlichkeiten nach sich ziehen und daher so vieler Einschränkungen und Präservative vonnöten haben, daß wir keinem Gesetzgeber raten wollten, die Platonische Republik in diesem Stücke zum Modell zu nehmen.

Tlantlaquakapatli hält diese Gemeinschaft der Weiber — welche, wie wir nicht leugnen können, in unsrer mexikanischen Kolonie herrschte und von den Eltern auf die Kinder erbte, — für die hauptsächlichste Quelle der Verderbnis und Verwilderung der ältesten Mexikaner. Sie zog, sagt er, eine Menge schlimmer Folgen nach sich.

Die Werke der goldenen Venus — wie es Homer nennt, oder, wie es unser Autor geradezu nennt, das Geschäft der Fortpflanzung, welches nach den Absichten der Natur die Bande der zärtlichsten Liebe zwischen beiden Eltern sowohl, als zwischen den Eltern und Kindern enger zusammenziehen sollte, — wurde durch diese Vielmännerei und Vielweiberei zu einem bloßen animalischen Spiele, wobei eine flüchtige Lust der einzige Zweck und das einzige Gute war, was man davon hatte.

Die Liebe im edlern Verstande, die Liebe, die eine Empfindung des Herzens ist, hörte auf.

Eine Frau war für einen Mann — was die Hindin für den Hirsch ist, und umgekehrt.

Die Kinder waren nicht mehr das Liebste, was die Eltern in der Welt hatten. Ein Kind hatte gar keinen Vater, eben darum, weil so viele Männer gleich viel Anspruch an diesen Namen machen konnten.

Die Kinder wurden also mit sehr vieler Gleichgültigkeit der Natur und dem Zufall überlassen; und weil sich die Mütter selbst so wenig als möglich mit ihrer Erziehung zu thun machen wollten, so entstand nach und nach die unmenschliche Gewohnheit, kränkliche oder gebrechliche Kinder wegzusetzen.

Die natürliche Liebe der Kinder gegen die Eltern, welche ohnehin keiner der stärksten Naturtriebe ist, verlor sich fast gänzlich; man war seinen Eltern so wenig schuldig, daß man sich weder

2f. Plato ... Republik, vgl. Wielands Aristipp.

verbunden noch geneigt fühlte, sie mehr zu lieben als Fremde. Daher die ebenso unmenschliche Gewohnheit, abgelebte Leute, welche sich ihren Unterhalt nicht mehr selbst verschaffen konnten, Hungers sterben zu lassen.

Die Ausgelassenheit der Mütter hatte, außerdem daß sie der Vermehrung nachteilig war, auch natürlicherweise die schlimme Folge, daß die Kinder eine desto stärkere Anlage zu der nämlichen Neigung erbten, welcher die Mütter am liebsten nachhingen. Daher eine gewisse Salazität, womit ihre Nachkommen angesteckt wurden, und welche sich bei der unverdorbenen Natur nicht findet.

Auch die natürliche Liebe eines Menschen zum andern wurde von Grad zu Grad desto schwächer, da ihre Lebhaftigkeit hauptsächlich von der Zuneigung für die Glieder der Familie, in deren Schoß wir erzogen werden, abhängt; von der Gewohnheit, geliebt zu werden und wieder zu lieben, welche unserm Herzen mechanisch und zu einem der dringendsten Bedürfnisse wird; von den Beispielen der Liebe, der Zärtlichkeit, der gegenseitigen Aufmerksamkeit und Dienstleistung, welche uns von der Kindheit an umgeben: lauter Bedingungen, welche in einer Gesellschaft nicht statthaben, die nur durch den kopulativen Naturtrieb beider Geschlechter und den Trieb, herdenweise mit einander zu laufen, der den meisten zahmen Tieren natürlich ist, zusammengehalten wird.

Bei einer so großen Schwäche der natürlichen Zuneigungen hatten die eigennützigen Leidenschaften, die Begierlichkeit, der Zorn, die Rachsucht, kein andres Gegengewicht als das physische Unvermögen. Ein jeder that alles, was ihn gelüstete, außer wenn er — nicht konnte.

Daher Gewaltthätigkeiten und Fehden ohne Zahl, welche sich, nachdem die Mexikaner zu vielen kleinen Horden angewachsen waren, in einem unversöhnlichen Haß einer Horde gegen die andere und in ewigen Kriegen endigten, die so lange dauerten, als von jeder feindseligen Völkerschaft noch eine lebendige Seele übrig war.

Der emsige und erfindsame Geist, die Neigung zum Pflanzen und zum Feldbau, die Begierde, Gemächlichkeiten zu erfinden und sich ein angenehmeres Leben zu verschaffen, welche die Mutter der übrigen Künste ist, wurden im Keim erstickt.

9. Salazität, Geilheit.

Die Liebe zu einem Weibe, das wir als die Hälfte unsers Wesens ansehen, die Liebe zu Kindern, in welchen wir uns selbst wieder hervorgebracht und vervielfältigt sehen, — diese Liebe ist fähig, uns der Trägheit zu entreißen, die den einzelnen Menschen mit jedem leidlichen Zustande zufrieden macht. Sie macht uns auf die kleinsten Bedürfnisse dieser geliebten Gegenstände aufmerksam und setzt alle unsere Fähigkeiten in Bewegung, ihnen zuvorzukommen. Nicht zufrieden, daß diese werten Geschöpfe nur leben sollen, wollen wir, daß sie angenehm leben. Wir arbeiten, wir erfinden, wir bessern unsre Erfindungen aus und gefallen uns in einer Geschäftigkeit, welche diejenigen, die wir lieben, glücklicher macht.

Alles dies hörte auf, sobald die zärtlichen Familienbande aufgelöst waren. Nach und nach sanken die Nachkommen von Koxkox und Tlaquatzin zur bloßen Tierheit herab. Sie behalfen sich mit wilden Früchten und Wurzeln, wohnten in Grüften und hohlen Bäumen und suchten in einem gedanken- und arbeitlosen Müßiggang das höchste Gut des Lebens.

31.

So schildert uns (sagt Tlantlaquakapatli) die Geschichte den Zustand unsrer ältesten Vorfahren. Wie ungleich jener liebenswürdigen Unschuld, welche den guten Koxkox in den Armen seiner zärtlichen Kikequetzel beseligte, als sie noch die einzigen Bewohner der fruchtbaren Thäler waren, die sich am Fuße des Gebirges Kulhuakan verbreiten; als Kikequetzel sich noch nicht träumen ließ, daß ein andrer Mann mehr Mann sein könne als Koxkox, und dieser noch nicht gelernt hatte, sich für unangenehme Augenblicke in seinem Hause in den Armen einer andern zu entschädigen; als jedes dem andern noch die ganze Welt war; als Kikequetzel, wenn sie mit Emsigkeit an einem Bette von den weichsten Federn arbeitete, sich mit dem Gedanken aufmunterte: „Er wird desto süßer ruhen!“ und Koxkox, wenn er die Bäume wachsen sah, die er gepflanzt hatte, sich an der Vorstellung ergötzte, daß seine Kinder unter ihrem Schatten spielen würden! — Und o! wie wenig (setzt der Philosoph mit einem Seufzer hinzu), wie wenig brauchte es, diese Unschuld zu vernichten! Der verwünschte Tlaquatzin! Warum mußte er sich in diese Gegenden verirren!

Doch Tlantlaquakapatli ist Philosoph genug, um sich bald wieder zu fassen und zu gestehen, daß, wenn auch Tlaquatzin mit der Tante und ihren zwei Nichten nicht gewesen wäre, hundert andere zufällige Begebenheiten früher oder später vermutlich die nämliche Wirkung hervorgebracht haben würden, und er beschließt seine Erzählung mit einer Betrachtung, welche wir aus voller Überzeugung unterschreiben.

„Die Unschuld des goldnen Alters," sagt er, „wovon die Dichter aller Völker so reizende Gemälde machen, ist unstreitig eine schöne Sache, aber sie ist im Grunde weder mehr noch weniger als — die Unschuld der ersten Kindheit. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der schuldlosen Freuden seines kindischen Alters? Aber wer wollte darum ewig Kind sein? Die Menschen sind nicht dazu gemacht, Kinder zu bleiben; und wenn es nun einmal in ihrer Natur ist, daß sie nicht anders als durch einen langen Mittelstand von Irrtum, Selbsttäuschung, Leidenschaften und daher entspringendem Elend zur Entwicklung und Anwendung ihrer höhern Fähigkeiten gelangen können, — wer will mit der Natur darüber hadern?"

2. Reise des Priesters Abulfaouaris ins innere Afrika.

1.

Es giebt harte Köpfe, welche nicht begreifen können, daß äußerliche Formen der Tugend nicht die Tugend selbst sind; daß gewisse lächerliche Gebräuche, womit bei gewissen Völkern, z. B. bei den Hottentotten und Kamtschadalen, gewisse ehrwürdige Handlungen begleitet werden, diesen Handlungen nicht das Geringste von ihrer innerlichen Würdigkeit benehmen, und daß (unparteiisch von der Sache zu reden) ein nacktes Mädchen in Kalifornien trotz ihrer Nacktheit wenigstens so züchtig sein kann als die ehrsame Dame Quintagnone, Oberhofmeisterin der Königin Genievre (für welche wir übrigens alle gebührende Ehrfurcht tragen), in ihrem großen Kragen und ihrer wohl ausgesteiften sehr dezenten und sehr barockischen Vertügade.

Einer von diesen Leuten — doch was hindert uns, gewissen spitzfindigen Forschern eine Mühe zu ersparen und es gerade herauszusagen, daß es ein alter ägyptischer Priester aus den Zeiten des Königs Psammuthis des Dritten war? — kam, wir wissen nicht wie noch warum, in ein Land im innern Afrika, wo er eine kleine Völkerschaft von fingernackten Leuten unschuldig und zufrieden unter ihren Palmbäumen wohnen fand.

Zum Unglück für dies gute Völkchen war der Reisende — den unsere Nachrichten Abulfaouaris nennen — kein Gymnosophist. Indessen hatte er doch Augen und, was einem jeden Priester Ehre macht, ein gewisses natürliches Gefühl, welches

15. Vertügade, Wulst.

ihn wahrnehmen ließ, daß diese nackten Leute sehr unschuldige Sitten hatten.

Er gestand in dem Berichte, den er dem Könige Psammuthis nach seiner Zurückkunft von dieser Reise erstattete: — daß die Ägypter — ungeachtet unter allen Nationen des Erdbodens sie allein (wie er aus Patriotismus und — Unwissenheit meinte) sich rühmen könnten, Religion, Polizei und Sitten zu haben — dennoch in gewissen Tugenden von diesen unglücklichen Wilden unendlich übertroffen würden. „Nichts gleicht," sagte er, „der Sittsamkeit ihrer Töchter, als das anständige Betragen der Jünglinge, denen alle diese Ausschweifungen, welchen bei uns die strengsten Strafgesetze kaum Einhalt thun können, etwas gänzlich Unbekanntes sind. Knaben und Mädchen werden von der Kindheit an gewöhnt, bis ins achtzehnte Jahr der ersten und ins fünfzehnte der andern von einander abgesondert zu sein. Nur von dieser Zeit an ist es ihnen erlaubt, an festlichen Tagen in Gegenwart ihrer Eltern mit einander zu spielen und zu tanzen. Denn da dieses das Alter ist, worin alle jungen Leute, insofern keine natürliche Untüchtigkeit es verhindert, verbunden sind, sich zu verehelichen, so sieht man es gern, daß die Ehestandskandidaten beiderlei Geschlechts einander vorher kennen lernen, um eine Wahl zu treffen, welche bei diesem Volke lediglich dem Herzen überlassen wird."

„Die Ehe," setzt er hinzu, „ist in ihren Augen etwas so Ehrwürdiges, daß sie keinen Begriff davon zu haben scheinen, wie man einer solchen Verbindung ungetreu sein könne. Ein Mann oder eine Frau, welche sich dieses Vergehens schuldig machten, würden auf lebenslang für unehrlich gehalten und von aller Gesellschaft ausgeschlossen werden. Allein man hat von Menschengedenken her kein Beispiel, daß sich dieser Fall zugetragen hätte." — —

Armes, ehrliches Völkchen, was hattest du gethan, um mit einem Priester der Isis heimgesucht zu werden!

2.

„Ich konnte" — fuhr der Priester Abulfaouaris fort — „nicht ohne inniges Erbarmen ansehen, daß ein von Natur so harmloses und gutartiges Volk in einem so ungesitteten und

tierischen Zustande leben sollte, als diese *Nacktheit* war, welche ich, zumal an wohlgebildeten jungen Personen, *ohne großes Ärgernis nicht ansehen konnte* — und ihr Zustand schien mir desto beklagenswerter, je weniger sie die Gefahr desselben zu kennen schienen. Denn in der That, dasjenige, was mich alle Augenblicke nötigte, die Hand vor die Augen zu halten, schien bei ihnen nicht die mindeste Regung zu veranlassen, und man bemerkte in ihrem Betragen unter einander nichts, was sich von den strengsten Gesetzen der Ehrbarkeit im geringsten entfernt hätte.

„Zu allem Glück hatte ich etliche Stücke Leinewand von verschiedenen Farben bei mir. Ich stand keinen Augenblick an, sie dem Mitleiden aufzuopfern, welches mir diese armen verblendeten Geschöpfe einflößten; ich zerschnitt sie in kleine Röcke und Mäntelchen und beschenkte die Weiber und Mädchen damit, so weit meine Leinewand reichte.

„Und hier hatte ich eine neue Gelegenheit, die vortreffliche *Anlage* dieser guten Leute zu *Sittlichkeit* und *Tugend* wahrzunehmen. Denn ich kann Ihrer Majestät nicht genug sagen, mit welcher Begierde die armen nackten Geschöpfe die Stückchen Leinewand annahmen, die ich ihnen gab, um ihre Blöße zu decken. Ich bedauerte nur, daß der Vorrat, den ich hatte, unzulänglich war, das *tugendhafte* Verlangen aller derjenigen zu befriedigen, welche auch so geputzt sein wollten wie ihre Nachbarinnen. In kurzem breitete sich die Begierde, gekleidet zu sein, unter dem ganzen Volke aus. Sie kamen von allen Enden und boten mir um meine Leinewand mehr Goldstaub und Elefantenzähne an, als zehn Kamele hätten fortschleppen können; denn sie hatten von mir gehört, daß ein großer *Wert* in diesen Dingen läge; aber ich mußte sie abweisen, und sie schienen ganz untröstbar darüber zu sein. Einige junge Mädchen weinten bitterlich, daß sie sich an ihrem Hochzeitstage nicht in einem gelben Rock und himmelblauen Mäntelchen sollten sehen lassen können. Andere zankten sich mit einander darum. Die Mütter nahmen den Töchtern und die ältern Schwestern den jüngern mit *Gewalt* weg, was ich ihnen gegeben hatte, und ich konnte nur mit großer Mühe verhindern, daß es nicht zu *Thätlichkeiten* kam. Kurz, zu meinem un-

10. *Leinewand.* In dem bekannten Streite über Goethes Satyros ist von mir in der Vossischen Ztg. dieser Stelle wegen zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß, abgesehen von anderweitigen Einwirkungen auch Wielands Abulfaouaris Goethe im Satyros vorgeschwebt hat.

beschreiblichen Vergnügen bracht' ich es, Dank sei der großen Isis! in wenig Tagen so weit, daß es jedermann für eine Schande hielt, ungekleidet zu sein, und Männer und Weiber hatten nun nichts Dringenderes zu thun, als sich von gewissen breiten wolligen Baumblättern eine Art von Schürzen zu machen, welche ihnen wenigstens dasjenige zu bedecken dienten, was die Ehrbarkeit zu nennen verbeut.“

3.

Der König Psammuthis hörte der Erzählung des Priesters lächelnd zu.

Aber der Oberaufseher der Finanzen, ein Mann, welcher rechnen konnte und diese Zeit über in tiefen Gedanken gestanden hatte, strich seinen Knebelbart und sprach: „Gott erhalte den König Psammuthis! — Der sehr verehrliche Priester der Isis hat, vielleicht ohne es selbst zu wissen, einen kapitalen Einfall gehabt. Wir müssen eilen, eh uns die Phönicier oder die von Karthago zuvorkommen, eine so schöne Gelegenheit zu benutzen.“ — „Ist diese Nation zahlreich?“ fragte er den Priester.

„Sehr zahlreich,“ antwortete dieser; „das Land wimmelt von Einwohnern; denn es ist ungemein fruchtbar, und die Leute sind friedsam und durch große Gebirge und Wüsten von andern Völkern abgesondert.“

„Desto besser!“ sagte der Oberaufseher der Finanzen. „Es sind gute Leute; sie haben Goldstaub und Elefantenzähne. Seine Ehrwürden hat uns da eine treffliche Gelegenheit gemacht, unsre Leinewand, Mousselinen, Schleier, Gürtel, Bänder und hundert andre Artikel unsrer Fabriken mit einem Profit anzubringen, der zu gleicher Zeit die Kassen Ihrer Majestät füllen und Ihre Unterthanen bereichern wird. Die Gelegenheiten sind selten, wo man mit beiden Händen nehmen kann. Beim Anubis! ein göttlicher Einfall!“

„Ich gestehe Ihrer Majestät,“ versetzte Abulfaouaris, „daß ich keine so ökonomische Absichten dabei hatte. Mein Gedanke war nur, den Willen der großen Göttin, deren Schleier noch kein Sterblicher aufgedeckt hat, zu vollbringen, welche, da sie die Ägypter zuerst lehrte, den Flachs zuzubereiten und mit dem Gewebe davon sich zu bekleiden, sich beleidigt findet, Menschen zu

30. Anubis, ein ägyptischer Gott, von den Römern mit Hermes verschmolzen. Er wird in Widmanns Faust und von Goethe, aber nicht im Faust, erwähnt.

sehen, die durch ihre Blöße das edle Geschenk der Göttin zu verachten und unnütz machen zu wollen scheinen. Hat aber, wie ich mit Vergnügen vernehme, diese meine geringe, doch wohlgemeinte That auch noch einen politischen Nutzen, so möge dieses Beispiel Ihrer Majestät zu einem neuen Beweise dienen, daß wir unsern eigenen Vorteil nicht gewisser befördern können, als indem wir dasjenige thun, was den Göttern angenehm ist."

„Wohl gesprochen!" — sagte der König Psammuthis.

4.

Von ungefähr war ein griechischer Philosoph, welchen der König (wenn Se. Majestät Langeweile hatte) gern um sich leiden mochte, bei der Erzählung des Priesters gegenwärtig.

„Großer König," sagte der Grieche, „was der hoch erleuchtete Oberaufseher der Finanzen sagte, ist so gut ausgedacht, daß der große Apis selbst (mit aller Ehrfurcht, die ich ihm schuldig bin, gesprochen) nichts Klügeres hätte sagen können.

„Aber ob der sehr verehrliche Priester — welchem Anubis Weisheit und einen grauen Bart verleihen wolle! — diesem nackten Volke, wovon die Rede ist, nicht mit seiner bunten Leinewand ein Geschenk gemacht habe, dessen sie besser hätten entbehren mögen, ist eine andre Frage.

„Vermutlich muß die Witterung in ihrem Lande sehr gelinde sein; denn sonst würden sie wohl schon lange Mittel gefunden haben, sich zu decken, ohne auf den Zufall zu warten, der den ehrwürdigen Abulfaouaris und seine Leinewand zu ihnen geführt hat. Und daß diese Leute ihrer Nacktheit ungeachtet keusch und unschuldig lebten, daran hätten wir vielleicht zweifeln mögen, eh uns der sehr verehrliche Priester dessen selbst versichert hat; aber nun wär' es Ungebühr, ihm in einer Sache nicht zu glauben, wovon er ein Augenzeuge war.

„Demnach sehe ich nicht, was für einen Dienst er diesen Leuten geleistet zu haben meint.

„Ihre Nacktheit hatte (wie er selbst gesteht) wenigstens für sie nichts Unsittliches; und mir scheint nichts natürlicher als dies. Unsre griechischen Weiber lassen ohne Bedenken ihr Gesicht, ihre

15. Apis, der heilige Mondstier Ägyptens. Ihm wurden die Kräfte der Weissagung zugeschrieben.

Hände und einen Teil ihrer Arme nackend sehen, ohne darum unweiser zu sein als Eure Ägypterinnen, welche gleich beschämt wären, ihr Gesicht oder ihren H** sehen zu lassen. — Diese Wilden, deren Blöße dem sehr verehrlichen Priester so anstößig war, sind vermutlich am ganzen Leibe Gesicht. Die Gewohnheit hat gemacht, daß der Anblick einer vollständigen unbekleideten Figur ihnen nicht mehr zu schaffen macht als dem Griechen der Anblick eines alltäglichen Gesichts, und auf die Gewohnheit kommt in solchen Dingen alles an.

„Abulfaouaris hat also (wenn es erlaubt ist, nach Menschenweise von dieser Sache zu reden) diesen guten Leuten, deren Freund er übrigens ist, einen Dienst gethan, der ihnen zu nichts dient. — Aber daß dieser Liebesdienst gegen die Absicht Sr. Hochwürden die unglücklichsten Folgen für die Unschuld ihrer Sitten haben könnte, scheint mir mehr als eine bloße Besorgnis zu sein. Ich will es der Zeit überlassen, mich hierüber zu rechtfertigen. Es geziemt mir nicht, hier vor Ihrer Majestät und vor einem Priester der Isis den Weissager zu machen. Aber um nur von dem, was schon geschehen ist, zu reden, — ist es nicht schon weit genug gekommen, da sich diese guten Leute ihrer eigenen Gestalt zu schämen angefangen haben? Was werden die Folgen davon sein? Und wie hat es der Scharfsinnigkeit des weisen Abulfaouaris entgehen können, daß er von dem Augenblick an, da er ihren Weibern und Töchtern seine Röcke und Mäntelchen austeilte, Eitelkeit, Begierde, sich herauszuputzen, Eifersucht, Mißgunst und Zwietracht zwischen ältern und jüngern Schwestern, Töchtern und Müttern ausgesäet hat?

„Ich will glauben, daß es ihm selbst in gewisser Betrachtung bequemer gewesen sein mag, diese Töchter der kunstlosen Natur in Röcken und Mäntelchen vor sich zu sehen; aber —"

„Diagoras ist ein Freidenker, wie ich höre," fiel der Priester mit einem gezwungenen Lächeln und einem sanften Kopfwiegen ein, welche dem Griechen von keiner guten Vorbedeutung schienen.

Er hätte dies bedenken sollen, eh er zu reden anfing.

Aber wie hätte auch ein Grieche und ein Philosoph zu schweigen wissen sollen, da er eine so schöne Gelegenheit zum Reden vor sich sah?

5.

„Abulfaouaris hat uns keinen geringen Dienst gethan,“ sagte der König Psammuthis. „Ich weiß nicht, wie die Unschuld seiner Wilden sich dabei befinden wird; aber die ägyptischen Manufakturen werden sich sehr wohl dabei befinden, und wir haben Goldstaub vonnöten.“

Mit diesen Worten winkte der König den Priester und Oberaufseher der Finanzen in sein Kabinett und ließ den Philosophen stehen.

Dieser verstand den Wink. Er ging gerades Weges nach dem Hafen, und da er ein griechisches Schiff diesen Augenblick segelfertig fand, stieg er ein und fuhr mit gutem Winde nach Athen zurück.

6.

Die Röcke und Mäntelchen des Priesters Abulfaouaris kamen den armen Negern in der That teuer genug zu stehen.

Ihre Unschuld war das erste, was darüber verloren ging.

Sie hatten bisher nicht daran gedacht, daß etwas Unedles oder Unziemliches darin sein könne, sich selbst gleich zu sehen und sich andern in seiner eigenen Gestalt zu zeigen. Ihre Schönen (wofern die unsrigen anders erlauben wollen, für möglich zu halten, daß es unter Negern Schönen geben könne) hatten einen weit unschuldigern Grund, warum sie alles sehen ließen, als die Perserinnen haben, alles zu verbergen, oder die christlichen Europäerinnen, ihren Busen — oder so etwas Ähnliches, das sie der Kunst zu danken haben — mit Spinneweben zu bedecken.

Dieser Gebrauch hatte bei ihnen noch einen andern sittlichen Nutzen, welchen Abulfaouaris notwendig hätte bemerken müssen, wenn das Vorurteil sehen könnte. Die Gewohnheit machte nämlich beide Geschlechter in einem gewissen Grade gleichgültig gegen einander. Der Geschlechtstrieb wurde bei ihnen schlafen gelegt, anstatt daß er bei policierten Menschen immer rege gemacht wird. Die Liebe war bei ihnen mehr das Werk des Herzens als der Sinne; aber ohne Liebe sagte die Natur einem Manne selten mehr für ein Weib als für seinesgleichen.

Seit dem fatalen Geschenke des Priesters Abulfaouaris

veränderten sich ihre Sitten in diesem Artikel zusehends, und nachdem noch zu allem Überfluß die großmütige Fürsorge des Oberaufsehers der Finanzen zu Memphis Anstalten getroffen hatte, diese Negern für ihr Gold und Elfenbein mit allen Arten ägyptischer Manufakturen zu versehen, so verfeinerte sich in kurzer Zeit ihre Lebensart so sehr, daß Abulfaouaris selbst bei seiner Wiederkunft Mühe hatte, sie zu erkennen. Die schwarzen Damen eiferten in die Wette, welche sich am artigsten und glänzendsten herausputzen könne. Die neuen Reizungen, welche sie aus den ägyptischen Fabriken entlehnten, gaben jetzt denen, womit die Natur sie versehen hatte, einen vorher unbekannten Wert. In kurzem wurde die Sucht, sich zu kleiden, so weit getrieben, daß die Natur unter den Auszierungen erlag. Es wurde unmöglich, zu erraten, was unter dieser seltsamen Verkleidung verborgen sein könne. Dieses erweckte die Neugier und setzte die Einbildungskraft ins Spiel. Die Weiber wurden aus einem Gegenstande der Liebe ein Gegenstand des Vorwitzes. Mancher bildete sich ein, bei einer andern Reizungen zu finden, die er bei der seinigen nicht fand — oder nicht achtete. Tausend kleine Kunstgriffe, deren sich die Weiber bedienen lernten, um ihre natürlichen Reizungen zu erhöhen oder ihre Mängel unsichtbar zu machen, hintergingen das Auge oder die Einbildung und gaben zu tausend kleinen Irrungen Anlaß, welche — desto größere Folgen hatten. Eine vorher unbekannte Verderbnis schlich sich unter Verehelichten und Ledigen ein. Die Weiber waren nicht mehr mit dem Schleier der öffentlichen Ehrbarkeit bedeckt. Sie lernten einen Unterschied zwischen Keuschheit und Sittsamkeit kennen, von dem sie vorher keinen Begriff gehabt hatten. Die Männer auf ihrer Seite fingen an, sich ein Geschäft daraus zu machen, ihrer Unschuld nachzustellen; und die Schönen, wiewohl sie eine Art von Verteidigungskunst unter sich einführten, welche wenigstens dazu dienen konnte, den angreifenden Teil in Atem zu erhalten, sahen doch gleich anfangs ihrer Niederlage so gewiß entgegen, daß es unmöglich war, sich durch ihre Gegenwehr abschrecken zu lassen.

Der weise Abulfaouaris hatte also das Vergnügen, seine vermeinte Sittenverbesserung bei diesem Volke durchgängig eingeführt zu sehen; er fand aber zu gleicher Zeit, daß es nötig sein werde, nunmehr auch die Strafgesetze der Ägypter gegen allerlei

Laster, mit deren Benennungen wir dieses Blatt nicht besudeln wollen, unter ihnen einzuführen.

Was das Sonderbarste scheinen möchte, war die süße Selbstzufriedenheit, mit welcher dieser ehrliche Priester, nachdem er glücklich mit seinem ganzen Institut zustande gekommen war, sich zu Memphis einen zweiten Hermes, einen Gesetzgeber und Wohlthäter der Wilden nennen ließ, voll innerlichen Triumphes darüber, daß er ihnen (wenn uns dieses Gleichnis erlaubt ist) garstige und unbekannte Krankheiten eingeimpft hatte, um das Vergnügen zu haben, sie wieder davon befreien zu können.

Man glaubt, daß ihm gleichwohl in übellaunigen Augenblicken die Weissagung des griechischen Philosophen eingefallen sei, und daß er bei Gelegenheit derselben sich nicht habe erwehren können, zu zweifeln, „ob er nicht vielleicht besser gethan hätte, die Negern zu lassen, wie er sie gefunden". Jedoch habe er sich in diesem Fall allemal mit einer Distinktion beruhiget. — (Im Vorbeigehen ein neues Beispiel, was für ein vortreffliches Specifikum eine gute Distinktion ist, die Natur und die Empfindung in Fällen, die uns selbst nicht gar zu nahe angehen, zum Schweigen zu bringen.) — „Wenn ihre Unschuld nur von ihrer Nacktheit abhing," habe er gesagt, „so hatte sie nichts Verdienstliches, so war es bloßer Mechanismus, so verdiente sie den Namen der Tugend ebensowenig als die Keuschheit eines frigidi et maleficiati: — und so habe ich ein doppelt gutes Werk gethan; denn erstens hab' ich sie gelehrt, was Tugend ist, und zweitens hab' ich ihnen Gelegenheit verschafft, sie auszuüben."

7.

Ob der Priester Abulfaouaris recht gehabt habe, sich hinter diesem subtilen Trostgrunde vor den Vorwürfen sicher zu halten, welche ihm ein Sachwalter der Unschuld der armen Negern zu machen berechtiget war, ist eine Frage, die der besagte Anwalt, wenn er nicht ganz ungeschickt wäre, ungefähr also auflösen würde:

„Die Frage: — 'Ist es einem Volke besser, die Tugend auszuüben, ohne sie und das Gegenteil von ihr zu kennen? — oder ist es diesem Volke besser, mit den Reizungen zum Laster

23. frigidus et maleficiatus, kalt und gottlos.

bekannt gemacht zu werden, damit es die Tugend aus Wahl und Überzeugung ausüben lerne?'

„Diese Frage, meine Herren, scheint mit der folgenden einerlei zu sein: — 'Ist es besser, gesund zu sein, ohne zu wissen, daß man gesund ist, und wie man es anfangen müßte, um krank zu werden, — oder sich krank zu machen, damit man den Wert der Gesundheit desto besser schätzen lerne?'

„Gesundheit ist der natürliche Zustand des physischen, Unschuld der Sitten die Gesundheit des moralischen Menschen, und Glückseligkeit die gemeinschaftliche Frucht von beiden.

„Lasset dem unwissenden Glücklichen seine glückliche Unwissenheit! Lasset sie ihm, so lang er sie behalten kann, so lange, bis er in Gefahr ist, durch diese Unwissenheit unglücklich zu werden. Wozu hatten die Negern eure Röcke und Mäntelchen vonnöten? Sie waren unschuldig und hätten es ohne die Geschenke des ehrwürdigen Priesters vielleicht noch lange bleiben mögen."

„Vielleicht auch nicht!"

„Gut, so hätte er den Fall abwarten sollen. Wer wird einem Gesunden Arznei für eine Krankheit eingeben, die er nicht hat, in Hoffnung, daß sie ihre Wirkung thun werde, wenn er sie künftig einmal bekommen sollte?"

8.

Dem sei, wie ihm wolle, Abulfaouaris stand zu Memphis in dem Ruhme eines sehr weisen Mannes, und der König Psammuthis erkannte sich ihm sehr dafür verbunden, daß er den Schwarzen eine Moral beigebracht hatte, die den ägyptischen Manufakturen so vorteilhaft war.

Die alten Leute unter den Negern dachten anders von der Sache. Sie verwünschten sein Andenken, weil sie glaubten, daß seine Moral den Sitten und der Glückseligkeit ihres Volkes verderblich gewesen sei.

„Sollten nicht beide Teile recht gehabt haben? Psammuthis beurteilte die Güte dieser Moral nach dem Nutzen, welchen sein Volk von ihr zog; die Negern beurteilten sie nach dem Schaden, den sie dem ihrigen gethan hatte. Konnten beide Teile anders denken?"

Ja wohl! — Sie hätten nur denken dürfen wie Abulfaouaris, der einen ganz andern Maßstab des Guten und Bösen hatte und den Nutzen oder Schaden seiner Moral für bloße Zufälligkeiten ansah, welche, von dem erhabenen Standorte, auf den er sich in seiner Einbildung stellte, betrachtet, so klein und unbedeutend wurden, daß ein Mann wie er sich nicht die Mühe nahm, sie in Betrachtung zu ziehen.

„Und Abulfaouaris hatte auch recht?" —

Warum nicht? Er dachte wie ein Priester, Psammuthis wie ein König, und die alten Negern wie ein alter Neger denken soll.

„Seine Absicht war gut," sagten seine Freunde.

„Kann die gute Absicht eine unweise Handlung rechtfertigen?" fragten seine Tadler.

Wir haben keine Lust, ihren Streit zu entscheiden.

Seine Freunde rechtfertigten ihn, nicht weil er recht hatte, sondern — weil sie seine Freunde waren.

Seine Tadler machten ihm Vorwürfe, nicht weil er unrecht hatte, sondern — weil sie ihn tadeln wollten.

Und wir — aus was für einem Grunde könnten wir uns das Richteramt zwischen ihnen anmaßen?

Oder gesetzt auch, wir könnten es aus irgend einem Grunde, welcher Partei sollten wir den Sieg zusprechen?

Macht die Absicht eine Handlung gut, — gütiger Himmel! welche Übelthat könnte nicht auf diese Weise gerechtfertiget werden!

Behaupten wir das Gegenteil, — welch ein strenges Urteil sprechen wir dann, wissend oder unwissend, über das ganze Geschlecht der Kinder Adams! Wer wird bestehen können?

Ich gestehe, daß ich mich hier in der nämlichen Verlegenheit befinde, in welche der Sultan Schach-Baham bei einem Problem von einer andern Art geriet, und daß ich mir ebenso wenig zu helfen weiß: — „Jamais question plus difficile à décider ne s'étoit offerte à mon esprit, et je la laisse à résoudre à qui pourra."

32ff. Jamais question ... qui pourra: Niemals ist meinem Geiste eine schwierigere Frage zur Entscheidung dargeboten worden und ich überlasse sie dem zu lösen, der es kann.

9.

Abulfaouaris also — welcher, wie gesagt, zuweilen ein weiser Mann war und zu allen Zeiten es wenigstens zu sein schien, auch (wie wir sehen) gute Absichten hatte, — bekam einige Zeit vor seiner Reise in die Geisterwelt (wie die Ägypter den Tod nannten) den Einfall, „die geheime Geschichte seines Lebens zu Papier zu bringen".

„Ein wunderlicher Einfall von einem Priester der Isis!" wird man sagen. — Genug, er hatte ihn.

„Ich widme," sagt er, „diese Bekenntnisse meinen geehrtesten Brüdern, den Priestern zu Memphis, Sais, On, Bubastos, Theben u. s. w., und unsern Nachfolgern. — Sie sollen unter den geheiligten Schriften im Tempel der Göttin zu Memphis aufbehalten und vor profanen Augen sorgfältig verwahrt werden. Meine Absicht ist, daß meine Fehltritte selbst durch die Lehren, welche sich andre daraus ziehen können, wohlthätig werden und auf diese Weise das Übel, das ich aus Irrtum oder Schwachheit gethan habe, so viel möglich vergüten sollen."

Wir gestehen, daß diese Stelle uns eine Hochachtung für diesen alten Priester der Isis eingeflößt hat, deren Größe mit der Schönheit einer solchen Gesinnung und mit der Seltenheit derselben bei Personen seines Ordens in gehörigem Verhältnis steht.

Diese Hochachtung — mit dem billigen Anstande, Bekenntnisse, welche gewissermaßen das Ansehen eines Testamentes haben, gegen seine ausdrückliche Verordnung der Gefahr, von profanen Augen gelesen zu werden, auszusetzen, und die Betrachtung, daß er unter profanen Augen vermutlich die Augen aller derjenigen gemeint habe, welche nicht in den Geheimnissen der Isis eingeweiht worden sind, welches Vorteils allem Ansehen nach die wenigsten von unsern Lesern sich werden rühmen können: — alles dies scheint uns die fromme Pflicht aufzulegen, diese Bekenntnisse in der Dunkelheit, worin sie bisher gelegen, mit der ehrwürdigen Mumie ihres ehemaligen Eigentümers — wo sie auch liegen mag — ungestört ruhen zu lassen.

Und doch — wenn wir auf der andern Seite bedenken, daß der Priester Abulfaouaris kein Recht hatte, uns, die wir über zweitausend Jahre später in die Welt kamen als er, eine Ver-

bindlichkeit aufzulegen, wodurch wir einer höhern Pflicht genug zu thun verhindert werden;

Daß er auf keine Weise berechtigt war, die Vorteile seines warnenden Beispiels bloß auf seine Ordensbrüder, die Isispriester zu Memphis, einzuschränken, und

Daß der Nutzen, welchen wir der Nachwelt durch die Bekanntmachung seiner Bekenntnisse, so viel an uns ist, verschaffen, vermutlich das einzige Mittel ist, den Schaden, den seine Fehler und Verirrungen der Menschheit zugefügt haben, einigermaßen zu vergüten: so verschwinden alle unsere Bedenklichkeiten wieder, und so übergeben wir denn — ohne Furcht, die pios manes des ehrlichen Priesters Abulfaouaris in ihrer Ruhe (die wir ihnen von Herzen gönnen) dadurch zu stören — dem geneigten Leser — eine Bekenntnisse.

11. pios manes, die frommen Totengeister.

3. Die Bekenntnisse des Abulfauaris, gewesenen Priesters der Isis, in ihrem Tempel zu Memphis in Nieder=Ägypten.

Auf fünf Palmblättern von ihm selbst geschrieben.

Erstes Palmblatt.

Durch die Geburt, als der Sohn eines Priesters, zum Stande meiner Voreltern bestimmt, wurde ich in den Vorhöfen des großen Tempels zu Memphis in dieser strengen Regelmäßigkeit erzogen, welche nach der klugen Vorsicht unsrer Alten erfordert wird, einen zukünftigen Priester zu bilden.

Zugleich mit den großen Grundmaximen unsrer Hierarchie lernte ich die Kunst, meine Leidenschaften zu verbergen, — die Kunst, meine Blicke, Gesichtszüge und Gebärden nach dem Modell einer unbeweglichen Ernsthaftigkeit abzuzirkeln, — die Kunst, wenn ich zornig war, zu lächeln und, wenn andre lachten, gleichgültig oder, wofern es die Umstände mit sich brachten, feierlich auszusehen, — die Kunst, allen meinen Reden einen religiösen Schwung, allen meinen Handlungen religiöse Beweggründe zu geben und alles, was ich Gutes that, der Inspiration des Osiris oder der Isis oder irgend einer andern Gottheit zuzuschreiben. Kurz, alle diese Künste — die ich nicht nötig habe, euch, meine sehr werten Mitbrüder, vollständig herzuzählen, und welche zur Erhaltung unsers gerechten Ansehens so notwendig sind, — wurden mir durch die Erziehung so eigen gemacht, daß sie endlich die

4. Auf ... geschrieben. „Gezogen aus des Euemerus Beschreibung seiner Reis in die Insel Panchäa p. m. 165—194." (W., nur in der Ausgabe von 1770.)

Leichtigkeit, das Ungezwungene und die Grazie der Natur bekamen und mir ebenso mechanisch wurden, als ob ich sie mit mir auf die Welt gebracht hätte.

Außer diesem wißt ihr, meine Brüder, daß unsre ganze Erziehung darauf eingerichtet ist, uns eine tiefe Ehrfurcht vor der Würde unsers Standes, einen immer brennenden, wiewohl äußerlich ruhigen Eifer für die Erhaltung unsrer Verfassung und eine pünktliche Anhänglichkeit an die Ceremonieen, das Ritual und den ganzen exoterischen Teil unsers religiösen Systems einzuflößen.

Man bekümmert sich nicht darum, uns zu überzeugen, daß Isis und Osiris, Horus und Serapis, Hermes, Anubis und Typhon wirklich Götter sind; aber man gewöhnt uns an, ihnen oder vielmehr ihren Bildern und allem, was nur die mindeste Beziehung auf ihren Dienst hat, so zu begegnen, als ob sie es wären.

Diese Methode ist, wie ihr wisset, die Frucht der tiefen Politik, welche die Erfinderin unsrer ganzen Verfassung gewesen ist. Die Einsichten, zu denen wir gelangen, nachdem wir in den Mysterien des Osiris und der Isis eingeweihet worden sind, würden bei den meisten von uns sehr nachteilige Folgen haben, wenn es uns nicht von der Kindheit an zu einer mechanischen Gewohnheit gemacht worden wäre, die äußerste Ehrerbietung vor allen Gegenständen der öffentlichen Verehrung sehen zu lassen.

Ich gestehe freimütig, daß ich die Notwendigkeit dieser Angewöhnung aus meiner eigenen Erfahrung kennen gelernt habe. Ohne sie würde es mir, nachdem ich durch die erforderlichen Vorbereitungen endlich zu der ganzen Einsicht in unsre Geheimnisse zugelassen worden war, öfters beinahe unmöglich gewesen sein, die Rolle, welche mir meine Bestimmung im Tempel zu Memphis auferlegte, so zu spielen, daß nicht zuweilen ein Zeichen eines geheimen Zwangs und einer gekünstelten Verstellung wider meinen Willen hätte verraten können, daß sie mir nicht natürlich sei.

Ich befand mich dieser Gefahr um so mehr ausgesetzt, weil mir die Natur eine gewisse Aufrichtigkeit des Herzens gegeben hatte, die sich zuweilen in mir empörte, und besonders bei solchen Gelegenheiten, wo mein Eifer und meine Frömmigkeit mir vorzügliche Lobeserhebungen zuzogen.

„Du bist überzeugt,“ sagte ich zu mir selbst, „daß alle diese Götter, in deren Anbetung du das ägyptische Volk unterhältst, weder mehr noch weniger gewesen sind als Menschen wie du,

Menschen, die von Brot und Fleisch lebten und, nachdem sie gestorben waren, von Würmern gegessen wurden; denn die Kunst, die Toten durch die Einbalsamierung zu erhalten, war zu ihren Zeiten noch nicht erfunden. Die Aufschlüsse sind unwidersprechlich, welche du durch die Initiation von dieser Wahrheit bekommen hast, von der dich schon die bloße Vernunft hätte überzeugen sollen.

„Wer weiß besser als du, daß dieser Apis, dessen Tod das ganze Ägypten in die tiefste Trauer setzt, ungeachtet seines weißen Vierecks auf der Stirne ebenso sehr ein Stier ist als irgend ein andrer Stier, und daß es lächerlich ist, einer Katze wie einer Göttin zu begegnen, oder vor einer Meerzwiebel sich demütig im Staube zu wälzen? — Du gestehest dir selbst, daß alle diese Dinge ihre vermeintliche Göttlichkeit von dem dummen Aberglauben des Pöbels haben: und du, dem es zukäme, dich mit deinen Brüdern zu vereinigen, um diesem Pöbel bessere Begriffe beizubringen, du unterhältst ihn in seinem dummen Aberglauben? — O Abulfaouaris, Sohn des Menophis, ich besorge, du bist ein Betrüger!"

Dergleichen Gedanken, ich bekenne es, — vielleicht zu meiner Schande — beunruhigten mich in den ersten Jahren meines Priesterstandes so oft, daß es mir Mühe kostete, zu verhindern, daß sie bei gewissen Veranlassungen nicht sichtbar oder hörbar wurden. Zu andern Zeiten fand ich mich imstande, es sei nun aus Leichtsinn oder Stärke des Geistes, mir eben diese Gedanken als Dünste und Wirkungen der Milzsucht sehr leicht aus dem Sinne zu schlagen.

„Wenn es jemals möglich sein wird," antwortete ich mir selbst auf meine Bedenklichkeiten, „daß der Pöbel über Dinge, welche nicht in die Sinne fallen, vernünftig denken lerne, so ist doch gewiß, daß es nicht in Ägypten geschehen wird; oder wenn das ägyptische Volk jemals zu einem so hohen Grade der Aufklärung sollte gelangen können, so ist doch wenigstens dieses unleugbar, daß dermalen dazu noch keine Anscheinungen vorhanden sind.

„Die Religion der Ägypter, so anstößig und widersinnig sie in den Augen eines Fremden aussiehet, ist mit dem Staate so zusammengewachsen, daß seine Ruhe und Erhaltung an ihre Erhaltung gebunden ist.

5. Initiation, Einweihung in die Geheimnisse. — 7. Der Apis kommt auch in der Geschichte des Kambyses vor.

„Die Ägypter glauben eine besondere Vorsehung und eine Bestrafung begangener Übelthaten nach dem Tode. Diese beiden Artikel sind die wahren Grundpfeiler aller Sicherheit und sittlichen Ordnung unter den Menschen; denn von ihnen empfangen die Gesetze ihr Ansehen und ihre Furchtbarkeit. Selbst der Aberglaube des ägyptischen Volkes dient dazu, die Wirkung jener großen Wahrheiten zu befördern. Wo sie sich hinwenden, fallen ihnen geheiligte Symbole des unsichtbaren Wesens in die Augen, vor dessen Gegenwart und Aufsicht über ihre Handlungen sie zittern sollen. Je größer die Ehrfurcht ist, welche sie für diese sichtbaren Bilder der Gottheit fühlen, desto kräftiger wirkt auf diese rohen Seelen die Wahrheit von der göttlichen Gegenwart, welche sie sich auf eine andere Art vorzustellen unfähig sind, desto heilsamer für die Gesellschaft wird die Scheu, unter den Augen so vieler Gottheiten Böses zu begehen.

„Dem Volke reinere Begriffe zu geben, ist, wenigstens in den gegenwärtigen Umständen, unmöglich; und ihm diejenigen zu benehmen, die es hat, ohne mit der vollkommensten Gewißheit überzeugt zu sein, daß es ohne sie nicht schlimmer werden wird, als es mit ihnen ist, — welcher Gefahr würde durch eine so gewagte Verbesserung das ganze System der Staatsverfassung ausgesetzt!

„Wenn es also Betrug ist, Wahrheiten vor dem Pöbel zu verbergen, deren Glanz er nicht ertragen könnte, so ist es ein heilsamer, ein notwendiger Betrug, und eben dadurch hört die Sache auf, diesen Namen zu verdienen.

„Nein, Abulfaouaris, du hast keine Ursache, dich nur einen Augenblick des Ordens zu schämen, dem die ehrwürdigsten Geschäfte des Staates, die Erhaltung seiner Grundfeste und seines großen Triebrades, die Sorge für die Religion und der öffentliche Gottesdienst, anvertrauet sind;

„Des Ordens, welchem die Ägypter alles, was sie so weit über die Barbaren, die den Erdboden bedecken, erhebt, ihre Verfassung, Gesetze und Künste, schuldig sind;

„Dem sie es zu danken haben, daß die königliche Gewalt, — welche zur Erhaltung der Einheit im Staate notwendig und die Seele ist, durch deren Ausbreitung und Einfluß aus den Gliedern ein wahres fortdauerndes und lebendiges Ganzes wird, aber eben deswegen so leicht und so gern ihre Gewalt mißbraucht,

— daß sie in Schranken eingeschlossen bleibt, durch welche die Gesetze und die bürgerliche Freiheit vor willkürlichen Anmaßungen sicher sind.

„In diesem Lichte betrachte deine Bestimmung, Abulfaouaris, und dann sprich, ob eine edlere gedacht werden kann!“

Zweites Palmblatt.

Ich besorge sehr, meine Brüder, diese Gegenvorstellungen, welche ich meinem Gewissen oder meiner Ehrlichkeit, oder wie ihr es nennen wollt, machte, sind nicht gründlich genug, daß sie mich so vollkommen hätten beruhigen sollen, als sie thaten, nachdem mich die Gewohnheit gegen die Ungereimtheit gewisser Pflichten meines Dienstes und gegen die Vorwürfe des besagten — wie heißt es? unempfindlich gemacht hatten.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, — aber seitdem ich die schwarze Pforte der Geisterwelt für mich aufgethan sehe, kommen mir viele Dinge anders vor als ehmals. Zum Beispiel die Unterscheidung zwischen den rohen Seelen des Pöbels und den feinen und ausgebildeten, deren wir uns berühmen, scheint mir bei weitem nicht mehr so wichtig zu sein, und ich kann mich nicht erwehren, zu glauben, daß der armseligste Tagelöhner in Memphis aus den Händen der Natur eine Seele von der nämlichen Art empfange wie der König oder der verehrliche Vorsteher unsers heiligen Ordens, der Oberpriester des Osiris selbst.

Warum sollte es unmöglich sein, der Seele dieses Tagelöhners begreiflich zu machen, daß Apis ein Stier, der Ibis eine Art von Störchen und die Meerzwiebel eine — Meerzwiebel sei? — daß der Stier zwar für ein symbolisches Bild der Stärke gebraucht werden könne; daß der Ibis uns nützlich sei, weil er unsre Schlangen ißt, und daß ihm unsre Ärzte vielleicht das Geheimnis des Klystiers abgelernt haben; daß die Meerzwiebel ein vortreffliches Mittel sei, verdickte Säfte zu zerteilen; aber daß schlechterdings kein Grund vorhanden sei, warum wir irgend einem Stier oder einem Ibis oder einer Meerzwiebel göttliche Ehre erweisen sollten?

Ich gestehe, daß es mir schwer fällt, von einem Geschöpfe, das einem Menschen gleich sieht, so schlecht zu denken, als ich

thun müßte, wenn ich es für unfähig halten sollte, so klare Wahrheiten begreifen zu lernen, und daß ich meines Orts viel weniger begreifen kann, warum es dem Dümmsten unter allen Dummköpfen dieser Unterwelt nicht unendlichemal begreiflicher sein sollte, daß ein Stier ein Stier, als daß er ein Gott sei.

Allerdings ist die Macht des Aberglaubens, wenn er einmal von dem Gehirne des Menschen Besitz genommen hat, entsetzlich. Aber ich sage auch nicht, daß man das Volk auf einmal klug machen solle. Wenn blinde Seelen sehend gemacht werden sollen, muß man ohne Zweifel die nämliche Vorsicht gebrauchen wie bei Leuten, denen man den Star gestochen hat. Genug, daß sich in zwanzig bis dreißig Jahren eine erstaunliche Umkehrung in den Köpfen des Volkes bewirken ließe, wenn wir uns entschließen könnten, ein so edelmütiges Werk zu unternehmen und darin nach einem gemeinschaftlichen, regelmäßigen Plane zu verfahren. Ich denke nicht, daß wir nötig haben, uns die Besorgnis, „die großen Grundwahrheiten unsrer Religion möchten dadurch untergraben werden", davon abschrecken zu lassen. Wahrheit und Wahrheit sind zu gleichartige Dinge, als daß sie sich nicht mit einander vertragen sollten.

Aber ich weiß einen andern Grund, meine werten Brüder, warum mein frommer Wunsch schwerlich jemals aufhören wird, ein Wunsch zu bleiben. Ihr werdet, das bin ich gewiß, alle, einer nach dem andern, so denken wie ich; aber ach, wie Abulfaouaris werdet ihr erst alsdann so denken, wenn ihr keine Zeit mehr habt, Gebrauch davon zu machen.

Ich will euch diesen Grund mit eben der Offenherzigkeit entdecken, mit welcher ich meinen Busen aufschließen werde, um euch Geheimnisse darin sehen zu lassen, die vor jedem andern als einem allsehenden Auge verborgen geblieben sind.

Hermes, der große Stifter unsers Ordens und der Gesetzgeber unsers Volkes, hinterließ uns eine sehr einfache Religion, wie ein Volk sie nötig hatte, welches eben erst durch ihn gesammelt worden war und die erste Bildung zu einem förmlichen Staat bekommen hatte, und so gut, als ein solches Volk sie zu ertragen fähig war.

Seine angelegenste Sorge scheint gewesen zu sein, die künftigen Priester, als die Aufbewahrer seiner Gesetze, auf den richtigen Standpunkt zu stellen, aus welchem sie das erhabne Amt,

welches er ihnen in seiner Republik anvertraute, zu übersehen hätten. Er verfaßte seine geheime Lehre teils in Hieroglyphen, teils in dem geheiligten Alphabet, wovon er der Erfinder war, und wozu wir allein den Schlüssel haben. Er lehrte uns darin, daß seine Religion aus einem politischen Gesichtspunkte betrachtet werden müsse, und daß seine Absicht dabei keine andere gewesen, als seine neugestiftete Republik fester zusammenzuziehen und durch den Glauben einer herrlichen Belohnung der Tugend und einer strengen Bestrafung des Lasters nach dem Tode der Unzulänglichkeit seiner Gesetze zu Hilfe zu kommen. Er fügte hinzu: alles, was er an den Ägyptern hätte thun können, sei nur ein roher Entwurf, der von uns, seinen Nachfolgern, ausgearbeitet und poliert werden müsse, welches nicht anders als nach und nach geschehen könne. Überdies seien alle Gesetze ihrer Natur nach der Veränderung unterworfen, und eine jede Verfassung habe von Zeit zu Zeit nötig, ausgebessert und mit neuen Federn versehen zu werden. Er überlasse uns deswegen —

Doch wozu sage ich euch diese Dinge, die euch so gut bekannt sind als mir? — Vergebet, meine Brüder, einem alten Manne, der seinen Vorstellungen nicht mehr so gebieten kann wie vormals — Ich komme zur Sache.

Die älteste Religion der Ägypter war also, wie gesagt, sehr einfach.

Die Aufnahme der Heroen unsers Volkes unter die Gottheiten legte den ersten Grund zu ihrer Erweiterung, und die Hieroglyphen gaben in der Folge Gelegenheit, die Zahl der heiligen Dinge beinahe ins Unendliche zu vermehren.

Niemals ist vielleicht ein abergläubischeres Volk und ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seine Bewohner mehr zu dieser Gemütskrankheit aufgelegt machte, gewesen als das unsrige. Ägypten ist in der That das Land der Wunder, und selbst ein Fremder, der zu uns kommt, fühlt beim Anblick so vieler Seltenheiten der Natur und der Kunst, so vieler geheimnisvoller Denkmäler eines die Geburt aller andern Völker übersteigenden Altertums sich geneigt, zu glauben, daß unser Land ehemals eine Wohnung der Götter gewesen sei.

Die Einwohner eines solchen Landes müssen natürlicherweise mehr Anlage als andere haben, aus dem Dienste der Götter die Hauptangelegenheit ihres Lebens zu machen, zumal wenn sie über-

haupt zur Melancholie geneigt sind und ihre ganze Verfassung, anstatt diesen Naturfehler zu verbessern, ihm vielmehr alle mögliche Nahrung giebt. Denn wie sollte ein Volk nicht schwermütig sein, welchem wir aus einem spitzfindigen Begriff von religiöser Politik alle Musik untersagt haben? — welches sogar bei seinen Gastmählern und geselligen Ergötzungen die Gegenwart einer Mumie vonnöten hat, um sich zur Freude aufzumuntern? — und bei welchem die Könige selbst den größten Teil ihres Lebens damit zubringen, sich ihr Grabmal zu bauen? Ein solches Volk ist dazu gemacht, in einer Religion, die zu der Düsterkeit seiner Gemütsart paßt, zu gleicher Zeit eine Nahrung seines Trübsinns und ein Hilfsmittel gegen das Übermaß desselben zu suchen.

Der ausschweifendste Aberglaube scheint ein Bedürfnis der Ägypter zu sein. Sie glauben nicht Götter genug haben zu können. Jede Stadt, jede Zeit, jede Handlung, jede Person hat ihre eigenen. Die alltäglichsten Erscheinungen in der Natur werden zu Zeichen und Vorbedeutungen, die natürlichsten Übel zu besondern Strafgerichten gemacht. Ein nichtsbedeutender Zufall, ein alberner Traum ist hinlänglich, die Ruhe solcher Unglücklichen zu stören. Sie bringen die eine Hälfte ihres Lebens damit zu, die Götter zu fragen, was sie thun sollen, und die andere, ihnen abzubitten, was sie gethan haben.

Wie konnt' es anders sein, als daß ein solches Volk mehr Priester haben mußte als irgend ein anderes in der Welt? Es mußte ihrer schon eine unmäßige Anzahl haben, um nur jedem Gott seinen Priester zu geben. Der ursprüngliche priesterliche Stamm reichte nicht zu, die ägyptische Frömmigkeit nach Notdurft zu bedienen. Nach und nach entstand daher eine Art von Mittelorden zwischen den Priestern und dem Volke, Leute, welche anfangs keine andre Ansprüche machten, als den Priestern in ihren Verrichtungen und den Ägyptern zu ihren häuslichen Andachten behilflich zu sein. Sie wurden geduldet, weil man nicht vorhersah, was so leicht vorherzusehen war. Aber unvermerkt wußten sie so viel Ansehen bei dem Volke zu erschleichen, daß es bereits unmöglich gewesen wäre, sie wieder los zu werden, als man zu merken anfing, wie nachteilig ihr Dasein, ihre Vermehrung und ihre Bemühungen der alten Verfassung wurden. Die Liebe zum Müßiggang und die Bequemlichkeit, sich auf andrer Unkosten füttern zu lassen, überschwemmten das Land mit diesen

Mitteldingen, deren unermüdete Beschäftigung war, den Pöbel wie eine Spinne ihren Raub mit ihrem Hirngespinste zu umwickeln und ihn immer tiefer in einen Aberglauben zu versenken, ohne den sie sich hätten gefallen lassen müssen, zu graben oder zu verhungern. Endlich fanden sie Mittel, sich auch zu den Großen den Zugang zu öffnen, oder, richtiger zu reden, eine Menge Zugänge; denn diesen Leuten gilt alles gleich, Thüren, Fenster, Spalten und Katzenlöcher, — wenn sie nur hineinkommen. Und da sie es einmal so weit gebracht hatten, wie hoch stieg nun in kurzem ihr Übermut! Wir selbst mußten uns vor ihren geheimen Ränken fürchten, noch glücklich genug, dem ehrwürdigen Charakter unsers Standes und einem in dem geheiligten Dunkel der Götterzeiten sich verlierenden Altertum ein wankendes Ansehen zu verdanken, dessen tägliche Abnahme wir heimlich beseufzen, ohne den Mut zu haben, das immer weiter fressende Übel in der Wurzel anzugreifen.

Und nun, meine Brüder, hab' ich euch den Grund gesagt, warum für den Verstand der armen Ägypter nichts zu hoffen ist. Die große Isis möge ihnen gnädig sein! Aber in diesem Leben werden sie niemals einsehen lernen, daß eine Meerzwiebel — eine Meerzwiebel ist.

Drittes Palmblatt.

Ebendieselbe Politik, meine Brüder, welche euch zurückhält, dem Aberglauben und den vorbesagten Mitteldingen, seinen eifrigen Verfechtern, öffentlich den Krieg anzukündigen, — hielt auch mich zurück. Ich glaubte weislich daran zu thun; aber seitdem ich die Handlungen meines Lebens in einem reinern Lichte sehe, zweifle ich sehr, ob ich recht daran gethan habe.

Wer soll sich der Wahrheit annehmen, wer soll ihre unverjährlichen Rechte wieder herstellen, wenn wir's nicht wagen dürfen? wir, denen der Staat die Sorge für das, was ihm das Angelegenste ist, die Bewahrung der Gesetze und der Religion, von welcher jene ihr Ansehen und ihre Verbindlichkeit empfangen, anvertraut hat!

Welche Betrachtung, welches Interesse ist wichtig genug, diese große Pflicht zu überwiegen?

Ich ermahne euch, meine sehr werten Brüder, diese Sache nach ihrer Wichtigkeit in Überlegung zu nehmen und euch die nagenden Vorwürfe zu ersparen, welche die letzten Stunden meines Lebens vergiften.

Doch ich besorge sehr, das, was ich mir über diesen Artikel vorzuwerfen habe, werde in Vergleichung mit einer andern Schuld, deren ich mich selbst vor euch anklagen muß, nur eine Kleinigkeit scheinen. — Ich gestehe es, mein Stolz leidet unaussprechlich unter dem Bekenntnisse, welches ich im Begriff bin abzulegen! — Möchte dies, große Isis, für eine Genugthuung vor dem strengen Gericht angesehen werden, vor welchem meine Seele bald erscheinen wird!

Ihr erschrecket, ehrwürdige Priester der Königin der Götter? — Ihr begreifet nicht, was dieser Abulfaouaris, dessen untadeliges Leben andern zum Beispiel vorgehalten wurde, dieser Abulfaouaris, der sich durch die Ausbreitung unsers Gottesdienstes und unsrer Herrschaft über eine afrikanische Völkerschaft, welche unserm großen Sesostris selbst unbekannt geblieben war, ein beneidenswürdiges Verdienst um das ägyptische Reich erworben hatte, — begangen haben könne, das den Glanz seines ruhmvollen Lebens verdunkeln sollte?

Ach, meine Brüder! (wenn ich anders noch würdig bin, euch so zu nennen) eben dies, was mir von der Welt, von unserm Hofe, von unserm geheiligten Orden selbst so viel Lobsprüche und Belohnungen zuzog, eben dies, was der Stolz meines Lebens sein sollte, — ist das, was meine alten Wangen mit Schamröte überzieht, und wovon ich das Andenken aus meiner Seele vertilgen zu können wünschte, — wenn das innerliche Gefühl, daß diese Strafe das wenigste ist, was ich verdiene, einen solchen Wunsch nicht zu einem neuen Verbrechen machte!

Höret denn meine reuvollen Bekenntnisse; — und möge mein Beispiel den besten unter euch erzittern und einen jeden behutsam machen, die geheimen Triebfedern seiner Handlungen als Feinde zu beobachten, die in seinem Busen auf seine Unschuld lauern! Ein weises Mißtrauen in uns selbst ist die sicherste Brustwehr der Tugend, sagt Hermes. Warum mußt' ich in der Sicherheit einer vierzigjährigen Tugend diesen goldnen Spruch aus den Augen verlieren!

Ich will euch von der Geschichte meiner Reise zu den Negern

dasjenige nicht wiederholen, was aller Welt bekannt geworden ist. Die geheimen Umstände dieser Hauptepoche meines Lebens sind es, was meinem ganzen Betragen sein wahres Licht giebt; und nur von diesen wird hier die Rede sein.

Ihr wisset, denke ich, meine Brüder, daß diese Negern zu jener Zeit, da ihr Unstern mich zu ihnen führte, ein freies, unschuldiges und in seiner Unwissenheit künstlicher Bedürfnisse glückliches Volk war.

Ihr wisset nicht minder, daß sie gegenwärtig auf ägyptische Weise policiert, mit unsern Sitten und Lastern angesteckt und der willkürlichen Gestalt unsrer Könige oder vielmehr der Raubsucht und dem Übermut ihrer Höflinge unterworfen und unter diesem Joche vielleicht das unglücklichste Volk unter der Sonne sind.

Und wenn nun der Geiz, der Stolz und die Üppigkeit des Priesters Abulfaouaris die wahren Ursachen dieser für die armen Negern so unglücklichen Veränderung gewesen wären, — würde er nicht Ursache haben, das vermeinte Verdienst, welches ihm die ehrenvollen Namen eines Lehrers und Gesetzgebers dieses Volks erworben hat, für die schwärzeste That seines Lebens zu halten?

Und gerade so, meine Freunde, verhält sich die Sache!

Der Umstand, der mich in den Stand setzte, der Blöße der ehrlichen Negern zu Hilfe zu kommen, war nicht so sehr zufällig, als ich es dem Könige vorgab. Ich hatte gute Nachrichten von den Reichtümern, welche bei diesen Wilden zu holen wären, und ohne den Gewinn so genau auszurechnen wie der Oberaufseher der Finanzen, wußte ich doch sehr wohl, daß ich bei der Vertauschung meiner Leinewand gegen ihren Goldstaub nichts verlieren würde.

Ich gestehe, daß ich noch an keinen förmlichen Plan, dieses Volk zu policieren, gedacht hatte, da ich zu ihnen kam. Die ungemeine Leutseligkeit ihrer Sitten, ihre Gutherzigkeit und eine gewisse Lenksamkeit, die ich an ihnen wahrnahm, — kurz, alle die Eigenschaften, welche dieses Volk liebenswürdig machten und mir hätten beweisen sollen, daß es unsrer Sitten nicht vonnöten habe, — waren es, was mir den ersten Gedanken gab, wie leicht es sein würde, die Krone von Ägypten mit diesem Kleinod zu bereichern.

Dieser Gedanke arbeitete einige Zeit in meinem Kopfe, ohne

daß ich mit mir selbst einig werden konnte, was ich aus ihm machen sollte.

Die Gewohnheit, ein Volk ohne Kleider, ohne Künste, ohne Polizei für elend zu halten; das Vergnügen, welches sie über die Röcke und Mäntelchen bezeigten, womit ich sie für ihren Goldstaub beschenkte, ohne daß ich ihn für einen Ersatz meiner gemalten Leinewand zu halten schien; die Vorstellung, wie glücklich ich sie erst durch Mitteilung der übrigen Produkte unsrer Künste machen könnte: — alles dies wirkte auf einer Seite ziemlich stark auf meine Einbildung.

Auf der andern Seite stellte mir der gute Genius der armen Negern alles vor, was mich von dem Gedanken, ihnen ein so fatales Geschenk zu machen, abschrecken konnte: — ihre Unschuld, ihre Zufriedenheit mit ihrem Zustande, die Gefahr oder vielmehr die unvermeidliche Notwendigkeit, ihnen mit unsern Bedürfnissen auch unsre Leidenschaften und mit beiden unsre Laster mitzuteilen, endlich die nur allzu gerechte Besorgnis, wie unglücklich sie durch den Mißbrauch der Gewalt werden könnten, deren die Ägypter unter dem Scheine der Freundschaft sich ohne Zweifel über sie anmaßen würden. Die Natur hat mir ein empfindsames Herz gegeben, meine Brüder; ich erschrak vor den Folgen meines ersten flüchtigen Entwurfs, und so sehr mich auf der andern Seite der Ruhm eines neuen Hermes reizte, den ich mir an diesem Volke verdienen konnte, so glaube ich doch, daß ihr guter Genius endlich die Oberhand gewonnen haben möchte, wenn nicht eine Leidenschaft — welche gewohnt ist, den Sieg davonzutragen, wie schwer er ihr auch gemacht wird — den Ausschlag wider ihn gegeben hätte.

Ihr werdet erstaunen, — so wenig hättet ihr eine solche Schwachheit von der strengen Weisheit des Abulfaouaris vermuten können — wenn ich euch sage, daß es die Liebe oder, richtiger zu reden, die Leidenschaft war, welcher man mit diesem schönen Namen das Auffallende benehmen will, das sie für jedes ehrliebende Gemüt hätte, wenn man sie mit ihrem rechten Namen nennte.

Ich war entweder von Natur wenig zur Zärtlichkeit geneigt, oder die priesterliche Erziehung in den Vorhöfen des Tempels hatte den Samen dieser vermeinten Schwachheit — welche in der That der Tugend günstiger ist, als man gemeiniglich glaubt — in meinem Herzen erstickt. Aber den sinnlichen Trieb konnte diese

Erziehung nicht ersticken; und so gut ich — Dank sei meinen Anführern in der Sittenlehre! — dieses unheilige Feuer zu verbergen wußte, so brannte es darum nicht weniger in meinem Inwendigen. Gleichwohl hatte ich mir über diesen Punkt noch keinen sonderlichen Vorwurf zu machen; und wo hätte ich wohl weniger vermuten sollen, eine Klippe zu finden, an welcher meine Tugend scheitern würde, als unter diesen Negern?

Viertes Palmblatt.

Ich befand mich damals noch in dem Alter, worin die Flamme, von der ich eben gesprochen habe, zumal wenn sie durch Mäßigkeit unterhalten worden ist, bei einem starken Temperament von ihrer Gewalt noch wenig verloren hat.

Der Eindruck, den so viele schöne Gestalten — denn das waren die meisten — ihrer Farbe ungeachtet auf meine Sinne machten, setzte meine Einbildungskraft in die Stimmung, worin sie sein muß, um von einem besondern Gegenstande lebhaft gerührt zu werden. In einer solchen Stimmung erblickte ich die schöne Mazulipa, die Frau eines Mannes, der in vorzüglichem Ansehen unter diesen Schwarzen stand; und der erste Anblick wirkte stark genug, daß ich in weniger als vierundzwanzig Stunden so gänzlich vergiftet war, als ob die syrische Göttin beschlossen hätte, mich zu einem Beispiel der furchtbarsten Ausbrüche ihres Zornes zu machen.

Ich könnte euch keine Schilderung von dieser schuldlosen Verführerin machen, — denn sie hatte wohl gewiß keinen Gedanken, mich zu verführen — ohne eure Einbildungskraft in Gefahr zu setzen. Die meinige — ich gestehe euch meine ganze Schwachheit — stellt mir noch in diesem Augenblick ein so warmes Gemälde von diesem reizenden Weibe vor, daß ich wider meinen Willen unfähig bin, an ihren Genuß ohne Entzücken zu denken.

Ich war kein Neuling, der sich selbst über den Zustand seines Herzens hätte betrügen können; ich wußte im ersten Augenblicke so gut, wohin diese Leidenschaft zielte, und dachte so wenig daran, mich über ihre Absichten zu betrügen, daß ich vielmehr von

21. syrische Göttin, Astarte.

besagtem Augenblick an keine Macht hatte, auf etwas andres zu denken als auf Erfindung eines schicklichen Mittels, sie ohne Gefahr meines Charakters befriedigen zu können.

Und in eben diesem Augenblick war es auf einmal beschlossen: daß die Negern policiert werden sollten.

In der ersten schlaflosen Nacht war mein Plan fertig. Unsere Polizei ist auf unsre Religion gebaut, und so sollte es auch bei meinen Negern sein. Nichts war mir jetzt leichter, als auf alle die Einwürfe zu antworten, welche mir der gute Dämon dieser Unglücklichen gegen mein Vorhaben gemacht hatte. — „Es war zum Beispiel keine notwendige Folge, daß sie mit unsern Sitten auch unsre Laster annehmen mußten. Man konnte dieser Gefahr durch verschiedene Mittel zuvorkommen; und wenn alle andre fehlen sollten, waren nicht die Mysterien der Isis ein unfehlbares Gegengift gegen alle sittliche Verderbnis? das stärkste Beförderungsmittel der Tugend und eines untadelhaften Lebens?"

Die Mysterien! — Diese Vorstellung fiel stark auf mein Gemüt. Werdet ihr glauben können, meine Brüder, daß der Gedanke an diese Geheimnisse — an welche keine Seele, die des Anschauens des geheiligten Sinnbildes der göttlichen Natur gewürdiget worden ist, ohne Schaudern denken soll — meiner durch die Wut der Leidenschaft begeisterten Phantasie den Stoff zu dem schändlichsten Entwurfe darbot, der jemals den Busen eines Menschen besudelt hat?

Aber denket nicht, daß ich, wie elend auch in diesen Augenblicken der Zustand meines Gehirnes war, fähig gewesen sei, eine so schreckliche Entheiligung des Ehrwürdigsten, was unsre Religion hat, nur einen Augenblick ohne den lebhaftesten Abscheu zu denken! Nein, meine Brüder! Mit Entsetzen vor mir selbst verwarf ich die scheußliche Eingebung des unreinen Dämons und faßte so heldenmütige Entschließungen, daß ich Ursache zu haben glaubte, einen vollständigen Sieg über ihn davongetragen zu haben.

Aber ach! wer kennt, ehe ihn seine eigene Erfahrung belehrt hat, alle die geheimen Winkel des Herzens, in deren sicherm Hinterhalte die versteckte Leidenschaft, indessen wir von Triumphen träumen, auf Gelegenheiten lauert, uns ungewarnt und unbewaffnet mit verdoppelter Wut zu überfallen?

Sicher auf die Stärke meiner Entschlossenheit, glaubte ich nun ohne das mindeste Bedenken an dem großen Entwurfe der

Umgestaltung meiner Negern arbeiten zu können. Die Leichtigkeit, womit sie über ihre Nacktheit zu erröten gelernt hatten, überredete mich, daß ich ebenso wenig Schwierigkeiten finden würde, sie auch in den übrigen Stücken nach meinem Plan umzubilden.

Ich machte den Anfang mit dem Unterricht in unserer Religion. — Warum that ich das? — Weil ich mir dadurch den Weg bahnte, die Mysterien bei ihnen einzuführen; meine Lieblingsidee, welche ich nach meinem Sinne nicht bald genug ins Werk setzen konnte. — Und woher dieser ungeduldige Eifer, da ich doch so fest entschlossen war, keinen Mißbrauch zum Vorteil meiner Leidenschaft davon zu machen? — Was soll ich euch sagen? Ich hatte das Beispiel des dreimal großen Hermes vor mir, und ich glaubte die Unschuld meiner Negern, wofern sie ja von der Ansteckung unsrer Sitten etwas zu besorgen hätte, durch die Initiation am besten zu verwahren.

Der geheime Beweggrund, der den übrigen seine ganze Stärke mitteilte, lag tief in meinem Busen; aber ich unterschied ihn nicht — oder wollte ihn nicht sehen.

Ich war inzwischen nach Ägypten zurückgegangen, um dem Könige von meiner Unternehmung Nachricht zu geben und den Plan, nach welchem ich arbeiten wollte, um dem Reiche die Vorteile derselben zuzuwenden, mit ihm abzureden. Das Bild der wollustatmenden Mazulipa hatte mich dahin begleitet; es stand allenthalben vor mir; es beunruhigte — darf ich es sagen? es beglückte zuweilen meine Träume. Meine Leidenschaft stieg auf einen Grad, der alle meine Entschlossenheit wankend machte. Aber der gute Vorsatz, dieses betrügliche Einschläferungsmittel, behielt allezeit den Sieg.

Und doch wünscht' ich mir Flügel, um desto schneller zu den Negern zurückkehren zu können. — Mazulipa war unter ihnen!

Ich Unglücklicher! Ihr glaubtet, daß es ein heiliger Eifer sei, der mich so ungeduldig mache, zu meinem erhabenen Geschäfte zurückzukehren — und ich ließ euch in euerm Irrtum!

Fünftes Palmblatt.

Ich war nun wieder angekommen und beschloß — denn ich fühlte die Notwendigkeit davon — der Tugend ein großes Opfer zu bringen, indem ich mir dasjenige, wornach mich so heftig ver-

langte, und was meine Reise bis zum Wunder beschleunigt hatte, den Anblick der reizenden Mazulipa, versagen wollte. — Desto eifriger wurde an dem Tempel der Isis und den Zubereitungen desselben zu Begehung der Mysterien gearbeitet.

Es war nicht lange möglich, die schöne Mazulipa zu meiden, ohne mich der Gefahr, daß man einen geheimen Beweggrund eines so wenig natürlichen Betragens suchen würde, auszusetzen. Ihr Mann war nach der neuen Einrichtung — so wie er's auch vorher schon gewesen war — einer der Obersten des Volkes, und die junge Dame brannte vor Begierde, den Unterricht zu empfangen, der sie fähig machen sollte, zu den Geheimnissen der Isis zugelassen zu werden. Wenig träumte ihr davon, daß sie Ursache haben könnte, bei einer Feierlichkeit für ihre Unschuld zu zittern, wovon sie sich nach dem, was ihr davon zu sagen erlaubt war, einen Vorschmack der Wonne der Unsterblichen versprach.

Die Mysterien waren nun der tägliche Inhalt unsrer Unterredungen. Die Rolle, die ich dabei zu spielen hatte, war keine von den leichten. Ich mußte mich mit einer äußerst mühsamen Gewalt über mich selbst in Acht nehmen, ihr meine Leidenschaft zu verraten, und von den Mysterien durft' ich ihr nicht mehr sagen, als was alle Ungeweihete wissen dürfen.

In der Verlegenheit, womit ich sie unterhalten sollte, kam ich einstmals aus Veranlassung unsers gewöhnlichen Gegenstandes auf die Beispiele, die wir in den ältesten Geschichten von einer besondern Liebe gewisser Götter zu gewissen Sterblichen finden. Ich bemühte mich, ihr geläuterte und erhabene Begriffe davon zu geben; aber das war mehr, als die Unvollkommenheit ihrer Sprache zuließ. Ich mußte, wenn ich ihr nur einigen Begriff von der Sache geben wollte, sinnliche Bilder dazu nehmen, und ohne einen ausdrücklichen Vorsatz wurde mein Gemälde, so behutsam ich auch die Farben wählte, lebhaft genug, um ihre Einbildungskraft zu erhitzen. Ich brach ab, sobald ich es gewahr wurde; aber die Eindrücke, mit denen ich sie verließ, arbeiteten so kräftig in der meinigen, daß ich mit aller möglichen Mühe gewisse sich aufdringende Bilder nicht abzuhalten vermochte.

Die furchtbare — und gewünschte Nacht der kleinern Mysterien kam nun immer näher, und die Erwartung der schönen und gefühlvollen Mazulipa schien außerordentlich gespannt zu sein. Schon des Abends zuvor hatte sie mich durch die unerwartete

Frage in Erstaunen gesetzt: ob ich glaubte, daß sie unschuldig genug sei, einem Gott liebenswürdig zu scheinen. — Denn sie hatte von mir gehört, daß die Unschuld des Herzens eine von den Eigenschaften sei, wodurch wir den Göttern wohlgefällig würden. Ich hatte den Mut, ihr mit einem ernsthaften Tone zu antworten, daß man sich außerordentliche Dinge nicht wünschen müsse; aber zu gleicher Zeit war ich schwach genug, hinzuzusetzen: daß man sie auch nicht fürchten, sondern sich der Willkür der Götter lediglich überlassen müsse. — Ich würde mir selbst unrecht thun, meine Brüder, wenn ich sagte, daß ich mir der Absicht, welche mich so reden machte, deutlich bewußt gewesen sei; aber ich mußte doch fühlen, daß ich eine Absicht hatte, und ich getraute mir nicht, sie aus meinem Busen hervorzuziehen.

Die schwärzeste der Nächte war nun gekommen — meine eiskalte Hand zittert, da ich fortfahren will —; vergebens würde ich mich bemühen, euch die Wut des innerlichen Kampfes zu beschreiben, der sich endlich mit der Niederlage meiner Tugend endigte.

Die unschuldige und fanatische Mazulipa betrat den finstern unterirdischen Gang, durch dessen mystische Krümmungen die Initianden wandeln müssen. Der Boden erbebte unter ihren Füßen, tausend fremde ungewöhnliche Töne drangen in ihre Ohren, tausend ebenso seltsame Gestalten, von plötzlich wieder verschwindenden Blitzen sichtbar gemacht, schlüpften wie Schatten vor ihren Augen vorbei, als in einem solchen Blitze — der Gott Anubis ihr erschien und die bethörte Unschuld, welche vor Furcht und Erwartung atemlos alles zu leiden bereit war, die Beute des sakrilegischen Betrugs wurde.

Ich würde nicht zu entschuldigen sein, meine Brüder, wenn ich eure schon genug beleidigten Augen — durch eine umständliche Erzählung aller der Kunstgriffe, welche der betrügerische Anubis anwandte, um seine Rolle öfters und mit mehr Bequemlichkeit spielen zu können — länger verunreinigen wollte.

Es ist sehr unglücklich für mich, aber es ist doch zugleich das einzige, was mir bei der qualvollen Erinnerung an diesen häßlichen Auftritt meines Lebens einigen Trost anbeut, — daß ich mich dazu bestimmt ansehe, euch durch meine Erfahrung zu belehren: „daß Personen unsers Standes mehr als alle andre

19 f. Initianden, die in die Geheimnisse eingeweiht werden sollen. — 26 f. sakrilegischer Betrug, mit dem ein Frevel an der Religion verbunden ist.

Klassen von Menschen Ursache haben, ihr Herz zu bewahren, — und daß eben darum die reinste und erhabenste Tugend von uns gefordert werde, weil wir vor allen andern Sterblichen den unseligen Vorteil haben, unsre unlautern Absichten, unsre Laster und Verbrechen selbst unter dem ehrwürdigen Schleier der Religion den Augen der Welt zu entziehen, oder, um alles mit wenigem zu sagen, weil das Heiligste und Beste, was die alles regierende Vorsicht dem menschlichen Geschlecht gegeben hat, in unsern Händen zum Werkzeuge der sittlichen Verderbnis, der Unterdrückung und des allgemeinen Elendes werden kann."

Unsere Heuchelei, es ist wahr, verschont die Welt mit öffentlichem Ärgernis, und der Bösewicht von innen erbauet öfters von außen durch den Schein der vollkommensten Tugend. Aber wie teuer muß die menschliche Gesellschaft diesen zufälligen und wenig bedeutenden Vorteil bezahlen! Der Heuchler schadet ihr auf ebendieselbe Weise wie ein still wirkendes Gift, dessen Zerstörungen nicht sogleich in die Sinne fallen. Er arbeitet desto sicherer, weil er im Dunkeln arbeitet; er kann ungestört seinen schändlichen Plan vollführen, und man denkt so wenig daran, seinen Absichten zu widerstehen, daß man ihm vielmehr die Mittel, sie auszuführen, freiwillig in die Hände giebt. Ungestraft mißbraucht er die unschuldigste unter allen Schwachheiten der menschlichen Natur, um die leichtgläubige Redlichkeit zum Opfer seiner Leidenschaften zu machen, indem sie sich den höhern Wesen, von denen sie das Glück oder Unglück ihres Daseins erwartet, aufgeopfert zu haben glaubt.

Zittert, meine Brüder, vor allem dem Bösen, das ein Priester thun kann!

Und o! möchte Abulfaouaris unter allen seines Ordens der einzige sein, der solche Bekenntnisse zu machen hat!

Bibliographie der Werke Wielands.

In der nachfolgenden Bibliographie sind diejenigen Arbeiten von Wieland, die in der vorliegenden Ausgabe stehen, mit einem Sternchen (*) bezeichnet. Kleinere Abhandlungen, kurze Recensionen und kurze Gedichte haben im allgemeinen in die Bibliographie nicht aufgenommen werden können. Von den Ausgaben stehen nur die vollständigen, also z. B. nicht Kurz, hier. Das Jahr bezeichnet hier den ersten Abdruck, wenn nicht nähere Angaben zur Erläuterung der Jahreszahl gemacht sind.

1751.

Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt. Ein Lehrgedicht in sechs Büchern. 1751. (In der Periode, da Wieland dies Gedicht in gereimten Alexandrinern schrieb, war er nicht bloß von Haller und Bodmer, sondern auch von Immanuel Pyra angeregt, wovon in der Biographie Wielands vor dem 1. Bande die Rede ist. Das Gedicht erschien in Halle, wo Pyra lebte, und mit einer Vorrede des dortigen Ästhetikers Meier, worüber das Nähere noch nicht aufgeklärt ist. Vergl. Waniek, Immanuel Pyra, 1882, S. 154—156.)

Lobgesang auf die Liebe. (Einfluß Klopstocks, Hexameter.)

Hermann, episches Gedicht in Hexametern, vier Gesänge. (Wieland sandte diese Dichtung am 4. August 1751 an Bodmer, hat sie aber nie vollständig veröffentlicht, freilich auch nie ganz vollendet. Die Originalhandschrift ist in Bodmers Nachlasse erhalten und befindet sich in der Züricher Stadtbibliothek. Im ganzen sind es 4 Gesänge. Die Angabe, daß es 5 Gesänge seien, wie man fast überall liest, beruht auf einem Irrtume, in den der Dichter später selbst verfiel. Das Züricher Manuskript ist von Franz Muncker 1882 in den „Deutschen Litteraturdenkmälern des 18. Jahrhunderts in Neudrucken", herausgegeben von Bernhard Seuffert (Heilbronn, Henninger) vollständig zum Abdrucke gebracht. Im Text giebt Muncker die Form, welche der Dichter seinem Werke durch eine Reihe von Korrekturen als letzte aufprägte, bevor er es nach Zürich sandte. Die früheren Lesarten, die durch diese Korrekturen beseitigt waren, sind unter dem Texte als Varianten angegeben worden.)

1752.

Zwölf moralische Briefe in Versen (1752 beendet).

Anti-Ovid oder die Kunst zu lieben. (Heilbronn, mit Angabe des falschen Verlagsortes Amsterdam.)

Moralische Erzählungen. (No. 1 ist Balsora, worin Waniek a. a. O. S. 157 gleichfalls Pyras Einfluß nachweist.)

1753.

Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde. Zuerst Zürich bei Orell und Comp. 1753. (Klopstocksche Hexameter.)

Der geprüfte Abraham. Ein Gedicht in vier Gesängen. Ebenda.

1754.

Hymnen auf Gott.

Erinnerungen an eine Freundin.

Timoklea. (Wielands erster Versuch in der Gesprächsform. Handelt von scheinbarer und wahrer Schönheit.)

Gesicht des Mirza.

1755.

Empfindungen eines Christen.

Platonische Betrachtungen über den Menschen.

In Lessing Wieland Heinse von H. Pröhle S. 222—225 wird mit Rücksicht auf den 1. und 2. Brief von Wieland an Gleim aus Zürich vom 21. Januar 1755 und 9. April 1755 gesagt, daß Grandison in Görlitz, den Karl Goedeke Bodmer zuschreibe, nach diesen Briefen ganz von Wieland sein müsse, daß ihn aber vielleicht Bodmer und Wieland gemeinsam ausgearbeitet hätten.

Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen (Wieland als Vorläufer Jean Pauls. Prosa, geschrieben 1755.)

1758.

Lady Johanna Gray oder der Triumph der Religion. Ein Trauerspiel.

1759.

Cyrus. Ein unvollendetes Heldengedicht in 5 Gesängen. (Hexameter.)

1760.

Theages, über Schönheit und Liebe (platonische Novelle).

Clementine von Porretta, Drama aus Richardsons Geschichte Grandisons gezogen.

Araspes und Panthea, eine moralische Geschichte in einer Reihe von Unterredungen.

1764.

Der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva (Roman).

1765.

Komische Erzählungen (Diana und Endymion. Urteil des Paris, in dessen zweitem Verse Aristipp erwähnt wird. Aurora und Cephalus).

1766.

Wielands Übersetzung des Shakespeare wird mit Band 8 geschlossen.

1768.

Erste Ausgabe der Geschichte des Agathon vollständig.

Idris. Ein heroisch-komisches Gedicht mit Gesängen. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich.

*Musarion oder die Philosophie der Grazien, ein Gedicht in drei Büchern. (2. Auflage. 1769 bei Weidmanns Erben und Reich mit hübschem Titelbilde.)

1770.

Σωκράτης μαινόμενος oder die Dialogen des Diogenes von Sinope. Aus einer alten Handschrift. Leipzig. Weidmanns Erben und Reich.

*Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus den Archiven der Natur. (2 Teile. Mit einem Kupfer.)

Kombabus, eine Erzählung.

*Die Grazien. („Die Gracien von Wieland sind erschienen." Gedichtchen Gleims in Lessing Wieland Heinse. S. 83.)

1771.

Der neue Amadis, ein komisches Gedicht in achtzehn Gesängen. Zwei Bände.

Geschichte der Fräulein von Sternheim eingeleitet von Wieland. (Die Verfasserin war Sophie Laroche.)

1772.

Gedanken über eine alte Aufschrift. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich. (Nur 62 S. Mit einer kleinen Titelvignette.)

Der Goldne Spiegel oder die Könige von Scheschian, eine wahre Geschichte. Motto: Rex eris, si recte facies. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich. (Mit mehrfachen Bildern und Titelvignetten 4 Teile.)

1773.

*Alceste. Ein Singspiel in fünf Aufzügen. In Musik gesetzt von Anton Schweitzer und in dem Jahre 1773 auf dem Weimarischen Hoftheater aufgeführt.

Die Wahl des Herkules, ein lyrisches Drama. In Musik gesetzt von Schweitzer und am 17. Geburtstage des . . . Erbprinzen . . . . 1773 aufgeführt.

Zweite Ausgabe des Agathon.

Der deutsche Merkur beginnt und wird noch in demselben Jahre der teutsche Merkur genannt. Fast alle Produktionen Wielands werden von

nun an zuerst in ihm gedruckt. Dagegen überläßt er die eigentliche Redaktion des Merkur bald Reinhold, Bertuch und später Böttiger. Anfangs besorgt Wieland auch den Vertrieb des Merkur.

1774.

Der teutsche Merkur enthält Wielands Recensionen von Goethes Götz von Berlichingen, Clavigo und Leiden des jungen Werther.

Der verklagte Amor, ein Gedicht in vier Büchern.

Das Urteil des Midas, ein komisches Singspiel.

*Der Mönch und die Nonne.

Titanomachie oder das neue Heldenbuch, ein burleskes Gedicht in so vielen Gesängen, als man will.

1775.

Geschichte des weisen Danischmend. (Schließt sich an den Goldenen Spiegel an.)

1776.

An Psyche. Gedicht.

*Gandalin oder Liebe um Liebe.

1777.

Neueste Gedichte von 1770—1777. Zwei Teile. Neue verbesserte Auflage. (Enthält: *Liebe um Liebe. *Mönch und Nonne. *Wintermärchen. *Geron. *Sommermärchen u. s. w.)

1778.

*La philosophie endormie.

*Der Vogelsang oder die drei Lehren.

*Hann und Gulpenhey.

*Schach Lolo.

1779.

*Rosemunde . . . Singspiel . . . . 1779 zu Mannheim aufgeführt.

Pandora, ein Lustspiel in zwei Aufzügen.

1780.

*Oberon. (Ausgabe letzter Hand 1796.)

1781.

Die Abderiten vollständig.

1782.

Horazens Briefe, aus dem Lateinischen übersetzt.

1784.

*Clelia und Sinibald.

1786.

Horazens Satiren, aus dem Lateinischen übersetzt, mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen. Zwei Teile.

1788.

Lucians Werke. 1.—3. Teil.

1789.

Lucians Werke. 4.—6. Teil.

„Dschinnistan“ (auserlesene Feeer- und Geistermärchen, die nur Einzelnes von Wieland selbst enthalten, liegt bis Band 3 vor).

1790.

Der teutsche Merkur heißt nun der neue teutsche Merkur.

1791.

Neue Göttergespräche. (Mit Titelkupfer: Jupiter, Juno und Amor auf dem Olymp.)

Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus. 2 Teile. (Mit Bildern.)

1794.

Dritte Ausgabe des Agathon. Vergl. Biographie vor Band 1.

Von 1794—1802 erschien bei Göschen in Leipzig eine Gesamtausgabe von Wielands Werken in 36 Bänden mit Supplementbänden, für welche der Dichter sehr thätig war. Es kamen jedoch mindestens drei Göschensche Ausgaben nebeneinander heraus. Die Gesamtausgabe brachte die Rambergschen Bilder, deren wir einige für unsere Ausgabe nachgebildet haben. Eine andere Ausgabe erschien in Groß-Oktav. Die Klein-Oktav-Ausgabe zerfiel in eine auf Velin- und eine auf Druckpapier.

1795.

*Die Wasserkufe.

1796.

*Pervonte (erst jetzt vollständig).

Wieland beginnt das „attische Museum“ herauszugeben, besonders für Übersetzungen.

1798.

Gespräche unter vier Augen begonnen, das * Gespräch Gerons und eines Ungenannten (Friedrich Wilhelm III.) erschien im Oktoberhefte des neuen teutschen Merkur.

1799.

Agathodämon erst jetzt vollständig.

Die Gespräche unter vier Augen erscheinen sehr vervollständigt im 21. Bande der Werke.

1801.

*Aristipp beendigt (4 Bde.).

1803.

Menander und Glycerion von Wieland als Taschenbuch für 1804.

Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet für 1804. (Das

Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet wurde später von Stephan Schütze herausgegeben.)

Taschenbuch für 1804, bei Cotta herausgegeben, mit Goethe.

1804.

Krates und Hipparchia.

Wieland giebt die deutschen Volksmärchen von Musäus heraus.

1805.

Euthamnasia, drei Gespräche über das Leben nach dem Tode.

1806.

Wieland beginnt das neue attische Museum. Es dauerte bis 1809. Darin befindet sich zum Teil, was Wieland von Aristophanes übersetzte.

1812.

M. T. Ciceros Briefe, übersetzt und erläutert, bis zu diesem Jahre 5 Bände. Gräter beendigte später die Arbeit. Näheres über Wielands Verhältnis zum neuen teutschen Merkur in seiner späteren Lebenszeit wird man in der Biographie Wielands vor dem 1. Bande finden.

Singspiele und Abhandlungen. Wien 1812. (Mit Titelkupfer. Enthält in guter Zusammenstellung alles hierher Gehörige.)

Nach Wielands Tode

gab Gruber seine sämtlichen Werke in 50 Bänden heraus (1818—1828), dieselbe Ausgabe wohl bloß wiederholt in 36 Bänden 1839—1840 und 1851—1856. — Wielands Werke in 40 Bänden, Berlin bei Hempel, ohne Jahr, etwa seit 1873 vollständig.

Unter den von Wieland erschienenen Briefsammlungen sind die wichtigsten: Auswahl denkwürdiger Briefe von Wieland, Wien 1815 bei Gerold (2 Bde.) und Auswahl denkwürdiger Briefe von Wieland, Zürich 1815—1816, Geßner (4 Bde.). Diese letzte Ausgabe ist ergänzt in H. Pröhle, Lessing Wieland Heinse S. 22—262. Den Briefwechsel zwischen Wieland und Reinhold gab Keil 1885 heraus. Sie ist im Anhange zu Wielands Lebensbeschreibung besprochen.

Register.

Band I bis Band VI.

Vorbemerkung.

Das nachfolgende Wortregister ist, was seinen Umfang betrifft, mit Absicht sehr ungleich gearbeitet.

In diesem ersten Wortregister zu Wielands Werken wurde der erste Band der Ausgabe ausführlich behandelt. Das schien mir wünschenswert, weil zunächst Musarion noch in einer Zeit entstand, da sich Wielands Sprache erst bildete. Dennoch hat die Dichtung schon bedeutenden Einfluß, möglicherweise auch in sprachlicher Hinsicht, auf Andere geübt: ich weise in den Anmerkungen schon auf Faust hin.

Von Wielands Dramen habe zunächst ich selbst in „Lessing Wieland Heinse" gesagt, daß die Lieder in Rosamunde auf die Lieder in Egmont eingewirkt hätten. Sodann hat Seuffert bedeutendere Einwirkungen der Sprache in einem oder dem andern Wielandschen Drama auf Iphigenie erkannt und ich habe nicht versäumt, in diesem Bande bei dem Abdrucke eines der Wielandschen Singspiele, die der griechischen Mythologie angehören, dies in meinen Anmerkungen noch weiter auszuführen. Je öfter ich dies Singspiel wieder vornahm, bis dasselbe in unserem Abdrucke fertig vorlag, um so wichtiger erschien mir die Sache. Auch ein Märchen von Wieland enthält dieser erste Band. Wie falsch Wieland auch noch über das Märchen dachte, so lag es doch in der Natur der Sache, daß ihm bei dieser Gelegenheit einige in sprachlicher Hinsicht wichtige Wörter aus der Feder flossen. Mit derselben Ausführlichkeit ist dann auch das Wortregister für alles andere, was in dem hier zunächst vorliegenden ersten Bande steht, abgefaßt worden.

Verhältnismäßig noch viel eingehender ist dann aber das Wortregister zu Oberon behandelt worden, welcher die kleinere Hälfte (Seite 3—221) des zweiten Bandes der Ausgabe füllt. Da der Oberon alle andern Arbeiten Wielands weit überragt, so sind alle Wörter, die aus dem Oberon ausgezogen sind, im Register durch ein Sternchen vor den Zahlen bezeichnet worden. „Mohnsaft * II, 25" heißt daher, daß sich das Wort Mohnsaft im Oberon findet und zwar in Band II, Seite 25 unserer Ausgabe.

Alles, was in dieser Ausgabe noch von der Mitte des zweiten Bandes bis zu Ende des sechsten auf den Oberon folgt, ist für das Register mit einer gleichmäßigen Kürze behandelt worden. Keine Ausnahme machen davon die den Schluß des zweiten Bandes füllenden, von mir in den Einleitungen sehr hervorgehobenen anderen erzählenden Gedichte, und auch die Abderiten, die den ganzen dritten Band füllen, nicht. Da die Abderiten indessen als Wielands beste Arbeit außer dem Oberon gelten, so habe ich den Wortschatz derselben, wie spärlich er hier ausgezogen sein mag, doch auch hervorheben wollen. Ein Kreuz vor den Zahlen bedeutet, daß ein Wort sich in den Abderiten findet. „Anscheinungen † III, 224" heißt daher, daß dies Wort durch Wielands Abderiten bezeugt ist und in Band III auf Seite 224 unserer Ausgabe gedruckt steht. So oft im Register auf Band IV oder V verwiesen wird, handelt es sich um Wielands Roman Aristipp.

In den Abderiten und im Aristipp macht sich das fremde Wort mehr geltend, als der dem klassischen Altertum entnommene Stoff verlangt. Spätere Litterarhistoriker werden zu untersuchen haben, wie Wieland auf den Gebrauch der Fremdwörter in Deutschland einwirkte. Die Sprachreinigung braucht ihm wegen der in diesem Bande enthaltenen philosophie endormie nicht gerade zu zürnen. Das Stück ist zwar nicht gegen die Sprachmengerei gerichtet, stellt aber naiv nur dar, wie zu Wielands Zeit an den Höfen,

vielleicht selbst von Stadion und Laroche in Warthausen, gesprochen wurde. Wissen wir doch, daß selbst Friedrich der Große, als ein Pädagog in einer Unterhaltung mit ihm über den Unterricht das Wort „Geschichte“ gebrauchte, gefragt hat, ob das „histoire“ sei. Obgleich Wieland mehr als Goethe und Schiller ein deutscher Sprachgelehrter sein wollte und auch wirklich war, so hat er doch der Sprachmengerei mehr in die Hände gearbeitet als sie, ebenso wie er zwar ein viel klügerer Politiker war als Goethe, Herder, Klopstock und Voß, aber trotz aller Einsicht sich mit der Fremdherrschaft abzufinden wußte.

Die Aufgabe eines deutschen Wortregisters zu Wieland kann nur sein, der Muttersprache zu dienen. Es galt also vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, den deutschen Sprachschatz zu vermehren durch die Benutzung eines Schriftstellers, der allerdings selbst in seinem erzählenden Gedichte „Das Sommermärchen“ (II, 334) in folgender Art mit lateinischen Vokabeln um sich wirft:

Dem Ritter rät nach solcher Motion
Sein leerer Magen
Die Invitation
Nicht auszuschlagen.

Wenn das Wortregister zu Wieland doch schon mehr fremde Wörter enthält als billig, so ist es nicht meine Schuld, da ich, wo er neben einem Fremdwort auch eine Verdeutschung giebt, nur die letztere in das Register aufgenommen habe. Einigemale führte er eine Verdeutschung ironisch an. In diesem Falle habe ich das Wort in Anführungszeichen eingeschlossen.

H. P.

A.

*) An dieser Stelle ist zu lesen: „ihn weidlich abzuwalken“, nicht „in“.

**) Die beiden Anmerkungen auf S. 81 und 115 sind so zusammenzufassen: Angelus ist ein in den Klöstern mit der Glocke gegebenes Zeichen zum Gebete.

***) Die kühne Erwähnung von Askalon und Babylon in neueren Trink- und Kneipliedern von Geibel und Scheffel läßt sich auf die komische Rolle zurückführen, welche diese Städte in Wielands Oberon und Arnims Kronenwächtern spielen.

*) Das Wort, in Deutschland Familienname geworden, kommt auch in Pfeffels „Tabackspfeife" vor.
**) Vergl. Platens „bediademt."

F.

G.

H.

J. (i.)

J. (j.)

K.

L.

M.

*) Die Fortsetzung der in der Anmerkung erwähnten Geschichte des von Wieland besuchten Gymnasiums Kloster Berga hat Holstein in den Magdeburgischen Geschichtsblättern gegeben.

*) So schreibt Wieland in der Musarion für „Flaum", ebenso aber Alxinger in unserem Supplementbande S. 134 „Pflaumenfeder". Lateinisch heißt es pluma. Nach K. W. L. Heyse wäre Pflaum ober- und Flaum niederdeutsch.

T.

U.

*) Es ist dies die Stelle im Oberon, wo Wieland seine in den Abderiten verspottete Vaterstadt Biberach verherrlicht.

*) An dieser Stelle läßt Wieland den Zinnoberstein bei Bereitung eines Zauberöles benutzt werden. Alexander von Humboldt hat berichtet, daß der rote Zinnober am Kyffhäuser von den Steinbrechern zerrieben und aufs Brot geschmiert werde, daß also auch in Deutschland erdeessende Ottomaken seien. Ich habe am Kyffhäuser nichts darüber erfahren können.

Inhalt.

Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling

herausgegeben

von

Joseph Kürschner.

Der Preis des Bandes ist
M. 2.50
Fl. 1.50, Fr. 3.50

Alle 14 Tage erscheint
1 Band im Umfang
von 20–36 Bogen

Verlag
von
W. Spemann
in
Berlin und Stuttgart

Wieland, Christoph Martin,

Wielands Werke

Bd.: 6

[ca. 1887]